Von den Olmpischen Spielen bis zur Potsdamer Konferenz

Standardthemen des Geschichtsunterrichts forschungsnah

Herausgegeben von

Waltraud Schreiber und Carola Gruner

ars una

50/NB 9100 S 378

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 10: 3-89391-716-0

ISBN 13: 978-3-89391-716-7

Layout und Satz: Simone Unger

Umschlagentwurf: Thomas Wilm und Simone Unger

BV021770382
Universitätsbibliothek
Eichstätt
Obemo-17371

© 2006 by ars una Verlagsgesellschaft mbH, 82061 Neuried
Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem Wege (Fotokopie, Mikrokopie, Xerokopie) zu vervielfältigen.

Druck und Bindung: ars una, Neuried

Gedruckt auf säurefreiem Papier

INHALTSÜBERSICHT

Vorwort 9

Grußwort des Bayerischen Staatsministeriums
für Unterricht und Kultus
Stefan Krimm 11

Grundlegung

Standardthemen forschungsnah.
Die Perspektive der Geschichtsdidaktik
Waltraud Schreiber 15

„Grundwissen": Chancen und Möglichkeiten zur Förderung
der historischen Kompetenz im Geschichtsunterricht
Carola Gruner 49

Standardthemen des Geschichtsunterrichts

Dabei sein ist nicht alles: Die Olympischen Spiele in Antike
und Neuzeit
Andreas Hartmann 63

Rom, Athen und Jerusalem: Kaiser Hadrian auf Reisen
Jürgen Malitz 125

Einheit und Vielfalt – Das mittelalterliche Europa
der Klöster und Orden
Gert Melville 163

„Europäisierung der Welt“ versus „Globale Interaktion“.
Zwei unterschiedliche Ansätze zur Erfassung historischer
Vorgänge seit der „Entdeckung“ Amerikas
Hans-Joachim König 187

Armut und Sozialabbau. Phänomene des 19.Jahrhunderts
Frank E. W. Zschaler 203

Warum kamen die Bolschewiki an die Macht? –
Das Jahr 1917 im Meinungsstreit
Leonid Luks 223

Der Hitlerprozess 1924 – Juristische Aspekte
Reinhard Heydenreuter 265

Jalta, Potsdam und die Anfänge des Kalten Krieges
Wolfgang Benz 285

Beispiel aus der Unterrichtspraxis

Perspektivisches Arbeiten im Geschichtsunterricht
Carola Gruner 297

Völkerschlacht bei Leipzig – Ein Unterrichtsbeispiel
zum perspektivischen Arbeiten für die 8.Klasse der Realschule
Florian Basel 305

Autoren 315

Vorwort

Mit dem vorliegenden Band wurde ein sehr unterrichtsnahes Thema ausgewählt, das Geschichtslehrkräfte aller Schularten gleichermaßen anspricht. Die im Lehrplan verankerten „Standardthemen“ bilden oft seit vielen Jahren die Grundlage für das schulische Lehren. So verwundert es nicht, wenn im Laufe der Jahre bei manchen Lehrkräften eine gewisse Trägheit und demotivierende Routine im Unterrichten einzelner Themenbereiche aufkommt. Auch Ministerialrat Stefan Krimm fordert in seinem Grußwort, diesem Phänomen entgegen zu wirken oder es erst gar nicht aufkommen zu lassen, indem Standardthemen stets überdacht, unter neuen Fragestellungen betrachtet und damit aktualisiert werden.

Gerade bei den fast als „klassisch“ zu bezeichnenden Themen stellt sich die Frage, wie man „anders“ an sie herangehen könnte. Dabei ist nicht nur an Methodisches gedacht, sondern auch an inhaltliche Alternativen, die im herkömmlichen Unterricht eher ausgeklammert werden oder gar nicht erst in den Blick kommen. In diesem Sinne gibt Andreas Hartmann interessante, weiterführende Impulse zum Thema „Olympische Spiele“, Leonid Luks zur „Russischen Revolution 1917“, Wolfgang Benz zur „Potsdamer Konferenz“ und zum „Kalten Krieg“.

Dem Strukturierungsprinzip der meisten Lehrpläne folgend, werden in diesem Band in chronologischer Reihenfolge zudem ausgewählte Aspekte aus dem Zeitalter der Antike, des Mittelalters bis hin zur Zeitgeschichte aufgegriffen, die für den Unterricht relevant und vor allem für die historische Orientierung der Schüler von Bedeutung sind, denen Lehrkräfte üblicherweise vermutlich aber wenig Raum im Unterrichtsgeschehen geben. Jürgen Malitz („Kaiser Hadrian auf Reisen“), Gert Melville („Das mittelalterliche Europa der Klöster und Orden“), Frank Zschaler („Armut und Sozialabbau im 19.Jahrhundert“) und Reinhard Heydenreuter („Hitlerprozess 1924“) geben nicht nur motivierende, spannende Einblicke in ihre Themen; sie eröffnen dadurch andere Blicke auf die jeweiligen Epochen. Neben das übliche Deutungsmuster „Europäisierung der Welt“ setzt Hans-Joachim König „Globale Interaktion“, um historische Vorgänge seit der ‚Entdeckung‘ Amerikas zu erfassen. Gerade in der heutigen Zeit sollte über einen derartigen Perspektivenwechsel im Geschichtsunterricht nachgedacht werden – am besten zusammen mit den Schülern.

Mit den Beiträgen aus der Geschichtsdidaktik wird gezeigt, dass Schüler im Geschichtsunterricht nicht nur inhaltliches Wissen erwerben sollen und methodische Fähigkeiten für den Umgang mit Vergangenheit/Geschichte. Im Zentrum steht die Verknüpfung der Standardthemen mit der

Entwicklung und Förderung der historischen Kompetenz, also der historischen Sach-, Frage-, Methoden- und Orientierungskompetenzen. Waltraud Schreiber greift den Bandtitel „Standardthemen forschungsnah" auf, indem an kategorialen Schulbuchanalysen bzw. am jüngst vorgestellten Kompetenz-Strukturmodell angesetzt wird. Carola Gruner untersucht das in bayerischen Lehrplänen ausgewiesene „Grundwissen" nach der Relevanz für die Kompetenzförderung. Wie sich die Theorie in der Unterrichtspraxis umsetzen lässt, wird exemplarisch am Prinzip der Perspektivität gezeigt: Nach theoretischen Ausführungen (Carola Gruner), stellt Florian Basel den Umgang im Geschichtsunterricht am Beispiel der Leipziger Völkerschlacht dar.

Allen Beiträgen ist das Bemühen gemeinsam, neue, interessante Ansätze der Forschung an Geschichtslehrkräfte, aber auch an andere Geschichtsvermittelnde weiterzugeben. Damit können scheinbar bekannte Themen anders, vielleicht sogar neu entdeckt, aber auch innovative Ideen für den Unterricht gewonnen und entwickelt werden.

***

Dafür dass dieser Band zustande kommen konnte, ist zunächst allen Referenten und Autoren zu danken. Besonderer Dank gilt zudem Simone Unger, Projektmitarbeiterin an der Professur für Theorie und Didaktik der Geschichte. Sie hat die Drucklegung übernommen, war für das Layout verantwortlich, koordinierte das Lektorat und erstellte die Druckfassung. Ihrem Engagement ist es zu verdanken, dass der Band auch in diesem Jahr wieder pünktlich zum nächsten Kontaktstudium bereitlag. Für die sorgfältigen Lektoratsarbeiten zeichnete die studentische Mitarbeiterin Simone Ming verantwortlich. Besondere Anerkennung gebührt Thomas Wilm, der in diesem Jahr zusammen mit Simone Unger den Umschlag in gewohnt ansprechender Weise gestaltete. Neben all den Mitarbeitern, ist die Geschichts- und Gesellschaftswissenschaftliche Fakultät der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt zu erwähnen, ohne deren finanzieller Hilfe eine Publikation nicht möglich gewesen wäre.

Eichstätt, im Oktober 2006

Carola Gruner Waltraud Schreiber

Grußwort des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus

Stefan Krimm

Sehr verehrte Frau Professor Schreiber,
liebe Kolleginnen und Kollegen!

Eine Schule, die sich unter Festhalten an ihrer Identität den Herausforderungen der jeweiligen Gegenwart stellt, ohne zu vergessen, dass sie nicht nur für den Tag arbeitet, braucht fortbildungsbereite Lehrer. Dies gilt auch für das nur scheinbar gar nicht gegenwartsbezogene Fach Geschichte. Wer reklamiert, dass man die Gegenwart nur verstehen und die Zukunft nur gestalten kann, wenn man die Vergangenheit kennt, formuliert nämlich für dieses Fach ein sehr weit reichendes, auf die Gegenwart bezogenes Versprechen.

Dabei bin ich kein Anhänger der These von der stets nachzuweisenden aktuellen ‚gesellschaftlichen Relevanz' wissenschaftlichen Forschens und schulischen Unterrichtens. Die Bewertungskriterien für diese ‚Relevanz' sind meist recht zeit- und interessenbezogen. Zu oft wird vergessen, dass die in Schlagzeilen und Feuilletons manchmal fast übermächtig erscheinenden ‚großen Themen' letztlich auch wieder Konstrukte sind, die in unserer mediengesteuerten ‚Betroffenheitsgesellschaft' so rasch verglühen können, wie sie am Horizont aufgestiegen sind.

Meine Perspektive ist eher die einer gewissen Selbstverpflichtung: Wenn wir gegenüber den Schülern und der interessierten Öffentlichkeit die angeführte These von einer fundamentalen Orientierungsfunktion der Geschichte formulieren, müssen wir auch bereit sein, uns der Gegenwart zu stellen.

Das heißt übersetzt: Wir müssen bereit sein, die Fragen, welche unsere Schüler aus ihrem unmittelbaren Erlebnishorizont stellen, ernst zu nehmen und zu versuchen, sie, soweit sie sich auf historisch gewachsene Sachverhalte beziehen, zu beantworten. Vielleicht können wir dabei sogar auch den Horizont, auf dem sie basieren, selbst erhellen, und zeigen, warum diese Fragen gerade so gestellt werden.

Das macht die Geschichte nicht zur Magd kurzfristiger ‚Interessen', sondern es zeigt, wie durch das Wecken von Verständnis für die Relativität alles Geschehens und sogar des Fragens der Tyrannei der übermächtig

scheinenden Gegenwart etwas entgegengesetzt werden kann. Und es sichert den Platz der Geschichte im Gespräch mit den Schülern und im Diskurs der Gebildeten.

Voraussetzung ist allerdings, wie schon gesagt, dass die Geschichtslehrer bereit sind, die Idee des lebenslangen Lernens aufzugreifen und immer wieder ihre fachlichen und didaktischen Kenntnisse zu überprüfen und zu aktualisieren.

Damit sind wir bei den so genannten ‚Standardthemen', denn für diese gilt das ganz besonders. Schon der Begriff ‚Standardthema', der ein wenig an die immer gleich bleibenden Standardsituationen im Fußball erinnert, suggeriert ja, diese Themen seien, gewissermaßen unabhängig von Raum und Zeit, konstitutiv für das Fach: ohne sie gehe es einfach nicht. Und da mag auch etwas dran sein: Sie sind oft wie Schlüssel für ganze Epochen: Ohne die Entwicklung des Ordenswesens in seinen Grundzügen zu kennen, kann man große Teile der Geschichte des Mittelalters nicht verstehen. In der Gegenwart sind Orden scheinbar etwas Peripheres geworden, etwas, was neben den großen Konzernen, die die Globalisierung bestimmen, und den Weltmächten, die über Krieg und Frieden in ganzen Weltregionen entscheiden, nicht mehr sonderlich auffällt. Im Mittelalter waren die Orden dagegen ganz große Mitgestalter. Die Geschichte der Benediktiner steht mit im Zentrum der europäischen Geistesgeschichte und Kultur, ohne die Impulse der Zisterzienser wären große Räume westlich und noch mehr östlich des Rheins nicht so geworden wie sie sind, und ohne die Bettelorden wären viele soziale Themen, die heute noch auf der Agenda stehen, sicher nicht so früh und präzise formuliert worden.

Ähnliches gilt für ein Thema wie die ‚Europäisierung der Welt'. Sie hat die Welt geprägt und bestimmt sie bis heute. Sie ist für viele positive Entwicklungen verantwortlich, wie die Menschenrechtsdiskussion, die Verfassungsdiskussion, die Suche nach Mechanismen zur Vermeidung von Kriegen ebenso wie für viele Fehlentwicklungen. Und beides ist bereits im 16.Jahrhundert zu erkennen.

Ich könnte die Themen dieser Tagung auf diese Weise weiter durchmustern: das spannungsreiche Thema der ‚Armut', die Bolschewiki und ihre Grundlagenarbeit für die lange, oft gewaltsame Sowjetdiktatur, das Heraufziehen der Hitler-Diktatur...

Aber Standardthemen sind nicht nur Schlüsselthemen, sie können auch etwas Lähmendes entwickeln, wenn man sich allzu früh damit zufrieden gibt, dass im Grunde über sie – über ihre Bedeutung wie ihre angemessene Behandlung im Unterricht – alles bekannt ist und nur noch

Jahr für Jahr unter Beachtung eines tradierten Kanons an Fragen und Antworten wiederholt werden muss.

Das ist es, was gerade nicht passieren darf, denn ein Fach, das an seinen zentralen Stellen verknöchert, wird insgesamt uninteressant. Ein Unterricht, der suggeriert, dass alle Fragen schon geklärt sind, weckt keine Begeisterung, sondern er langweilt. Gerade die Standardthemen bedürfen immer wieder der Überprüfung, sie müssen immer wieder gegen den Strich gekämmt werden, unter neuen, auch zeitbezogenen Fragestellungen unter die Lupe genommen werden.

Kontaktstudien sind eine ganz besonders günstige Gelegenheit dazu, denn sie bringen die Lehrer unmittelbar dahin, wo neue Fragestellungen aufgegriffen und umgesetzt werden, an die Universität. Sie weiten auf diese Weise den Horizont und ermöglichen ein Auffrischen des Wissens, ohne bloß kurzfristige Rezepte für den Unterricht vermitteln zu wollen.

Ich freue mich, dass es Ihnen, Frau Professor Schreiber, gelungen ist, das Eichstätter Kontaktstudium für Geschichtslehrer ins Leben zu rufen und ihm mit so interessanten Themen wie dem dieser Tagung Kontinuität zu verleihen. Ich darf Ihnen hierfür auch im Namen von Herrn Staatsminister Siegfried Schneider herzlich danken.

Der Dank geht aber auch an Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, denn Sie zeigen durch Ihre Anwesenheit in dieser Anfangsphase des Schuljahrs mit seinen vielfältigen Anforderungen ihr ganz besonderes Interesse an fachlicher Fortbildung. Ich danke Ihnen für die Einladung und wünsche der Tagung einen anregenden und erfolgreichen Verlauf!

STANDARDTHEMEN FORSCHUNGSNAH. DIE PERSPEKTIVE DER GESCHICHTSDIDAKTIK

Waltraud Schreiber

I. Grundlegungen

Der Terminus „**Standardthemen**" ist ein Alltagsbegriff. Damit sind solche Themen gemeint, die seit Jahren, Jahrzehnten, manchmal seit mehr als einem Jahrhundert im Geschichtsunterricht gelehrt und gelernt werden. Zum Teil wird auch vom „Bildungskanon" gesprochen. *Kanon* kommt aus dem Althebräischen und meint „Waagebalken, Messlatte, Maßstab". Es geht also um Aspekte, die den unabdingbaren Kern einer Kultur ausmachen bzw. von Kulturträgern als unabdingbar erachtet werden. Wenn „Standardthemen" mit „Bildungskanon" gleichgesetzt würden, erhielten sie eine normative Aufladung. Über Standardthemen nachzudenken bedeutete dann zugleich, über die Fundamente der Kultur zu reflektieren. – Um den Anspruch niedriger zu halten, wurde für das Kontaktstudium bewusst vermieden, von Bildungskanon zu sprechen. Doch auch die Entscheidung für den Alltagsterminus „Standardthemen" kann und soll die Verknüpfung zu Orientierungsfragen nicht aufheben.

Der Klassifizierung als Standardthema liegen „Konventionen" zugrunde (lat.: *conventio* = Übereinkunft, Zusammenkunft). „Konvention" wird hier verstanden als eine Regel, über die Konsens in einer Gruppe[1] herrscht, wobei „Konventionen" explizit ausgehandelt sein können[2] oder so unstrittig und selbstverständlich sind/scheinen, dass sie ohne nähere Übereinkunft für gültig erachtet werden.

---

[1] Über die „Gruppe", die übereinkommt, wird selten explizit gesprochen: Im Falle der Standardthemen sind z.B. von Bedeutung: Lehrplanmacher; politisch und administrativ Verantwortliche; gesellschaftliche Gruppen, die zu Stellungnahmen über die Lehrpläne aufgefordert werden; Geschichtslehrer; Historiker einer Nation, eines Kulturraumes; bestimmte „Schulen" von Historikern; Vertreter der Geschichtskultur, die Mitmenschen, die in ihrer Lebenswelt mit historischen Begründungen agieren, politische, wirtschaftliche, gesellschaftliche „Potentaten", die bestimmte Sichtweisen durchsetzen wollen, etc. Überlappungsbereiche zwischen den Gruppen, die Konventionen „leben" und „setzen", sind gegeben.

[2] Die Aushandlung kann z.B. durch wissenschaftliche Dispute und Diskurse erfolgen oder durch gesellschaftliche und/oder politische Auseinandersetzungen darüber, was die Fundamente der eigenen Kultur sind.

Auf den ersten Blick könnte man vermuten, dass Standardthemen auch auf eine standardisierte Weise abgehandelt werden. Dass dem nicht so ist, belegen z.B. Schulbuchvergleiche. Kategorial ansetzende Schulbuchanalysen[3] stellen Kriterien bereit, die generell genutzt werden können, um Unterschiede zwischen Darstellungen zu ein und demselben Standardthema zu erfassen.

Mit diesem „kategorialen Zugriff" auf Standardthemen ist ein erster Ansatz für einen forschungsnahen geschichtsdidaktischen Umgang angesprochen. Er eröffnet die Möglichkeit, über die Analyse der Art der Thematisierung plausible Rückschlüsse z.B. auf die Funktion zu eröffnen: Der kategoriale Zugriff auf die Standardthemen darf aber nicht auf Inhaltliches beschränkt bleiben. Es geht auch um *Prinzipien* historischen Denkens, die sich in den Standardthemen spiegeln, um verfahrensbezogene *Handlungsscripts*, die den methodischen Umgang mit ihnen bestimmen, und um subjektivbezogene *Konzepte* (wie Identität), die sich z.B. in der Frage ihrer Orientierungsrelevanz niederschlagen.[4]

Die unterschiedlichen Darstellungen der Standardthemen, auf die man – selbstverständlich nicht nur in den Schulbüchern – stößt, haben sowohl mit dem zugrunde liegenden Verständnis von Geschichte als auch mit dem von Geschichtsunterricht zu tun. Dies weist auf den zweiten und dritten geschichtsdidaktischen Forschungsschwerpunkt voraus: Zunächst (Kapitel 3) wird ein **Kompetenz-Strukturmodell**[5] vorgestellt, das allgemein für historisches Denken gilt. Mit seiner Hilfe kann der Umgang mit Standardthemen als Teil des historischen Denkens gefasst werden. Standardthemen verlieren so einerseits ihren (im Übrigen nicht trennscharf genug ausweisbaren) Sonderstatus. Andererseits können charakteristische Besonderheiten terminologisch präzise gefasst werden. Mit dem Bezug auf das Kompetenz-Strukturmodell ist ein weiterer forschungsnaher geschichtsdidaktischer Umgang mit Standardthemen gekennzeichnet.

[3] Aktuell wurde ein kategorialer Analyseansatz in einem vom Stifterverband der Wissenschaft geförderten Projekt entwickelt. Vgl. Schöner, A./Schreiber, W.: Schulbücher analysieren. Grundlagen – Methoden – Praxis, Neuried 2007.

[4] Auf systematische Weise hat kürzlich Alexander Schöner im Zusammenhang mit der Entwicklung und Begründung des Kompetenz-Strukturmodells der Forschergruppe FUER-Geschichtsbewusstsein „theoriebezogene Prinzipien", „inhaltsbezogene Kategorien", „verfahrensbezogene Handlungsscripts" und „subjektbezogene Konzepte" ausdifferenziert. Schöner, A.: Kompetenzbereich Sachkompetenzen, in: Körber, A./ Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck). Dort auch zahlreiche weiterführende Literaturhinweise.

[5] Schreiber, W. u.a.: Historisches Denken: Ein Kompetenz-Strukturmodell, Neuried 2006.

In pluralen demokratischen Gesellschaften sollte das historische Denken bestimmten Qualitätsstandards unterliegen. Diese gelten insbesondere für die Geschichtswissenschaft, aber auch für den Geschichtsunterricht: Die Schüler zu einem **reflektierten und (selbst-)reflexiven Umgang mit Geschichte**[6] zu befähigen, ist Ausdruck davon. Überlegungen, wie die Auseinandersetzung mit Standardthemen so erfolgen kann, dass die **Kompetenzentwicklung der Schüler** dem Standard eines reflektierten und (selbst-)reflexiven Umgangs mit Vergangenheit/Geschichte folgt, stehen im Zentrum des Abschlusskapitels (4).

II. Unterschiede in der Auseinandersetzung mit Standardthemen – der kategoriale Zugriff

Schulbuchvergleiche bringen deutliche Unterschiede im Umgang mit ein und demselben Standardthema zu Tage. Es zeigt sich, dass es Differenzen bereits innerhalb der Bücher ein und derselben Schulart eines Landes gibt, die für denselben Zeitraum zugelassen sind. Noch größer werden die Unterschiede im internationalen, im schulartübergreifenden oder im diachronen Vergleich. Am Beispiel der „frühmittelalterlichen Christianisierung", eines der europäischen Standardthemen, werden einige Kriterien vorgestellt, die angelegt werden können, um Unterschiede in historischen Narrationen zu erfassen. Die Differenzen liegen nicht nur auf der vergangenheitsbezogenen „Inhaltsebene" – einschließlich der jeweils zugrunde liegenden Fragestellungen. Im ersten Schritt erfolgt aber die Konzentration auf Kriterien und Kategorien zur inhaltsbezogenen Analyse; im Anschluss daran werden auch noch theorie-, verfahrens- und subjektbezogene Kriterien angesprochen.

[6] Dies umreißt zugleich das Anliegen der Forschungsgruppe FUER Geschichtsbewusstsein, der es um die Förderung und Entwicklung reflektierten und (selbst-)reflexiven Geschichtsbewusstseins geht. Die Koordination dieses Projekts erfolgt in Eichstätt. Es umfasst Mitarbeiter aus dem deutschen Sprachraum Europas, und zwar sowohl Geschichtswissenschaftler als auch Geschichtslehrer. Vgl. www.fuer-geschichtsbewusstsein.de

1. Inhaltsbezogene Kriterien kategorial ansetzender Analysen

Exemplarisch betrachtet werden der Umgang mit „Fakten" und Deutungen sowie die Art des Urteilens. Überprüft man die in den Geschichtsbüchern erwähnten vergangenheitsbezogenen **„Einzelfakten"** (Datierung, Orte, Personen, auch Ereignisse) gibt es wenige Abweichungen von der „Konvention" in der historischen Forschung. Fehler kommen zwar durchaus vor,[7] bleiben aber eher die Ausnahme.

Dagegen bestehen beim Umgang mit allen Standardthemen beträchtliche Unterschiede bei der **Auswahl der „Fakten"**. Manche Schulbücher verzichten weitgehend auf Datierungen, andere beziehen *Daten* sowohl in ihren Lehrtexten, in den Begleittexten zu den Materialien als auch in zugeordneten Zeitleisten ein. Einige erwähnen kaum handelnde *Einzelpersonen* und argumentieren eher strukturell, andere stellen die „wichtigen Handlungsträger" ins Zentrum. Einige Bücher arbeiten häufig mit Landkarten und betonen damit das „*Wo*" sehr deutlich, andere verorten nur sehr spärlich. Es geht bei diesen Unterschieden nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, um Oberflächliches.

Solche Auswahlentscheidungen verweisen vielmehr auf **Kontextualisierungen**, auf das „*inhaltliche Strickmuster*" der historischen Narration. In diesem Strickmuster werden die verfolgten Fragestellungen ebenso sichtbar wie Interpretationen und Deutungen oder auch Orientierungsfunktionen, die der Geschichte zugewiesen und zugetraut werden. Dies gilt nicht nur für die Darstellung von Standardthemen im Schulbuch, sondern ebenso für deren Präsentation im Geschichtsunterricht.

Das inhaltsbezogene Strickmuster wird präziser sichtbar, wenn man bei den Analysen kategorial-systematisch vorgeht und z.B. fragt, welche *Individuen, Gruppen, Ereignisse, historische Phänomene etc.* der Autor in seiner Darstellung erwähnt und welche davon er *als „Träger" bzw. „Ziele"* von Veränderungen darstellt, welche für ihn *„Schlüsselcharakter"* haben, wie er Handlungen beschreibt und welche *„Motivationen"* der Autor[8] für das jeweilige Handeln, welchen Grund er für die Veränderung nennt. – Solche Entscheidungen sind oft lediglich eine Konsequenz daraus, für welchen **kategorialen** Zugriff der „Autor" sich entscheidet:

[7] Vgl. die unten zitierten Absätze aus einem Schulbuch. Dort werden die Germanen einmal als fränkischer Stamm bezeichnet. Dann gründet Lioba kleine Klöster in der heutigen Schweiz, obwohl nicht anzunehmen ist, dass sie jemals in diesem Gebiet gewesen sei.

[8] Mit der Verwendung des Terminus „Autor" ist eine „pars pro toto"-Entscheidung getroffen: An Schulbüchern arbeiten immer Teams, in denen Autoren, Redakteure, Layouter und vor allem auch Ökonomen vertreten sind.

Mit „kategorialem Zugriff" ist gemeint, dass das Geschehen so präsentiert wird, dass bestimmte Kategorien als entscheidend für die Erklärung von Veränderungen oder Zuständen dargestellt werden. Häufig erfolgen keine linearen Zuordnungen zu einer einzigen Kategorie; es werden vielmehr mehrere Kategorien als relevant für eine Entwicklung dargestellt. Die folgenden Beispiele zum Standardthema „Christianisierung" entstammen alle einem Schulbuch für das sechste Lernjahr.[9]

Zur Erklärung der Christianisierung stellt der Autor im nachfolgend zitierten Abschnitt neben die Kategorie „Religion" die Kategorie Politik:

b) Erhebung der Tiefenstruktur (I)
Inhalt: Kategoriale Zugriffe

Jede Schulbuchdarstellung folgt einem inhaltlichen Strickmuster.

Irische Missionare bei den Franken
Christliche Missionare aus Irland zogen zu den Germanen, einem fränkischen Volksstamm, um diese zu bekehren. Vom Frankenkönig Chlodwig wird berichtet, dass er vor einer entscheidenden Schlacht geschworen hatte: „Hilfst du mir, Gott, meine Feinde zu besiegen, so will ich glauben und mich und mein Volk taufen lassen."
Nach dem Sieg soll der König mit mehr als 3000 Franken getauft worden sein.
Mit Hilfe des bekehrten fränkischen Adels und der fränkischen Könige gründeten die Missionare viele Klöster als Ausgangspunkt für die weitere Missionierung, so z. B. Reichenau am Bodensee oder St. Gallen in der heutigen Schweiz.

Um es zu erheben wird z.B. gefragt, unter welchen **kategorialen** Zugriffen die einzelnen Themen betrachtet werden.

Kategorien:

Religion

Politik

Um den Umgang mit Standardthemen kategorial zu erfassen, ist es notwendig, über die Analyse des Faktenbezugs und der Kontextualisierungen hinaus zugehen und auch die *Struktur der Darstellung* zu betrachten. Auch hierfür werden einige ausgewählte Kriterien vorgestellt: In der Regel beziehen *Überschriften* oder andere *„gliedernd-organisierende Einheiten"*[10] sich auf die als wichtig erachteten Kategorien: So verweist

[9] Die Provenienz des Buches wird hier nicht näher ausgewiesen, weil die Passagen wie ein „Steinbruch" genutzt werden, um Vorgehensweisen zu verdeutlichen. Um Gesamtanalysen handelt es sich nicht!

[10] Zur Terminologe vgl. Karl, C./Wester, I.: Aufbau und Struktur eines Schulbuchkapitels, verdeutlicht am Beispiel des Lehrwerks Klett – Zeitreise 5/6, Brandenburg, in: Schreiber, W./ Mebus, S. (Hgg.): Durchblicken – De-Konstruktion von Schulbüchern, Eichstätt ²2006, S.33-35.

„Irische Missionare" auf die Kategorie „Religion"; „b ei den Franken" ist weniger „räumlich" als „politisch" gedacht und verweist deshalb auf die Kategorie Politik. Eine solche Kohärenz zwischen Überschrift und zugehörigem Text steht für eine schlüssige Struktur der historischen Darstellung. Im Folgenden ist ein kurzer Abschnitt desselben Schulbuchs wiedergegeben, der gegen diese Regel verstößt:

b) Erhebung der Tiefenstruktur (I)
Inhalt: Träger, Ziele, Schlüsselfiguren, Motive

Mit den Kategorien korreliert häufig, wo die **„Träger" und „Ziele"** historischer Entwicklungen/Veränderungen angenommen, welche **Schlüsselfiguren und „Motivationen"** gesehen werden.

Leitthema: Lioba

Träger, Handlung, Ziel

„Schlüsselfigur": Bonifatius

„Schülersprache": Freundin

Lioba

Es gab auch wandernde Frauen, die missionierten. Eine von ihnen war Lioba, die aus England kam. Sie gründete mehrere kleine Klöster, die in der heutigen Schweiz liegen. Lioba war eine Freundin von Bonifatius, über den ihr auf den nachfolgenden Seiten noch mehr erfahrt. Es wird erzählt, dass Bonifatius den Wunsch hatte, mit seiner Freundin Lioba begraben zu werden.

Frauen als Missionare wurden von vielen Bischöfen nicht geschätzt. Daher finden sich auch kaum Berichte über Missionarinnen in den Aufzeichnungen aus dieser Zeit.

Lioba tritt als Leitthema entgegen. Die Überschrift scheint ein Hinweis zu sein, dass die Frauen-/gender-Kategorie den Absatzes strukturiert. Lioba ist dann aber nur ein einziges Mal „Trägerin" einer Handlung („Sie gründet kleine Klöster"). Die Schlüsselfigur ist dagegen Bonifatius. Durch die Übersetzung von „amica spiritualis" mit „Freundin" wird die Genderbeziehung für viele der jugendlichen Leser vermutlich sexuell konnotiert. Die Genderbeziehung, die in den Quellen aufscheint, spiegelt sich dagegen nicht im Schulbuchtext. – Allerdings: Auch wenn es im Absatz nicht, wie die Überschrift es suggeriert, vorrangig um Lioba geht, „gender" spielt durchaus eine Rolle, u.a. wenn man den Text in der Tiefe analysiert und nach Hinweisen auf die Vorstellungen des Autors über die Geschlechterrolle im Frühmittelalter/bei der Christianisierung sucht.

An diesen kleinen Beispielen sollte verdeutlicht werden, dass das inhaltliche Strickmuster einer historischen Narration sich durch einfache formal-kategorial ansetzende Analysen erschließen lässt. Damit lässt sich

recht präzise zeigen, wie kategorial unterschiedlich ein und dasselbe Standardthema erschlossen werden kann.

Besonderes Augenmerk sollten kategorial ansetzende Analysen auch auf **Beurteilungen und Bewertungen** legen, und zwar sowohl hinsichtlich der vergangenheitsbezogenen „Sach- und Werturteile" als auch hinsichtlich der „gegenwarts- und zukunftsbezogenen Sinnbildungen".[11] Der oben geschilderte Umgang mit der „Gender-Kategorie" enthält ein vergangenheitsbezogenes *Urteil*, das sich u.a. aus unpräzisen Übersetzungen von „amica spiritualis" als „Freundin" ergeben hat. Dieses Urteil ist, bezogen auf das, was sich aus den Quellen erschließen lässt, untriftig. – Explizite *Sinndeutungen für Gegenwart und Zukunft* finden sich in den beiden Schulbuchpassagen nicht. Implizit wirksam ist die geringe Informiertheit des „Autors" über die Gender-Diskussion, vielleicht auch seine Parteilichkeit.

Die Blickwendung auf inhaltsbezogene Kategorien genügt aber nicht, um den Umgang mit Standardthemen zu „durchblicken"[12]: Zu klären ist auch, welche Verfahren bei der Erarbeitung und Darstellung zur Anwendung kommen und welche **historischen Prinzipien** als konstitutiv für Geschichte angenommen werden.

2. Theoriebezogene Kriterien in kategorial ansetzenden Analysen: „Prinzipien historischen Denkens"[13]

Latent müssen sich die theoretischen Prinzipien, die Geschichte(n) ausmachen, in allen historischen Texten niederschlagen. Explizite Thematisierungen sind nicht nur in Schulbüchern selten: Der „Methodenabschnitt" im oben zitierten Lioba-Absatz gibt Hinweise darauf, dass der Autor den Schülern die Prinzipien der „*Partialität*" und der „*Perspektivität*" der Überlieferung verdeutlichen will. Die Schüler erfahren, dass Quellen eben nicht widerspiegeln, wie es gewesen ist, sondern von der

[11] Die Termini „Sachurteil" für vergangenheitsbezogene Urteile rekurrieren auf Karl-Ernst Jeismann, „Sinnbildung" auf Jörn Rüsen. Vgl. hierzu Schreiber, W.: Kompetenzbereich historische Orientierungskompetenzen, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck). Dort auch ausführliche Literaturangaben zu Jeismann und Rüsen.

[12] Vgl. hierzu Schreiber, W./Mebus, S. (Hgg.): Durchblicken – De-Konstruktion von Schulbüchern, Eichstätt ²2006; hier insbesondere den Beitrag Schreiber, W./Schöner, A.: De-Konstruktion des Umgangs mit Geschichte in Schulbüchern. Vom Nutzen wissenschaftlicher Schulbuchanalysen für den Geschichtsunterricht, S.21-32.

[13] Baumgartner, H.-M.: Narrativität, in: Bergmann, K. u.a. (Hgg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber ⁵1997, S.157-160.

Perspektive, auch den Intentionen derer abhängen, die die Quellen überliefert haben.[14]

Die Einsicht in den „*Konstruktcharakter*" historischer Narrationen, ein weiteres grundlegendes Prinzip, wird nicht nur Schülern erleichtert, wenn sie Darstellungen vergleichen.[15] Kriterien zu finden, die den Konstruktcharakter einzelner Narrationen verdeutlichen, erfordert dagegen theoretisches Verständnis und auch Analyseerfahrung. Manche „Schulbuchautoren" verdeutlichen die Gemachtheit von Texten, indem sie den Bezug zu den zugrunde liegenden historischen Quellen herstellen. – Insgesamt lässt sich feststellen, dass sich Standardthemen eher selten mit Hilfe explizit bzw. implizit auftretender theoriebezogener Kriterien unterscheiden lassen. „Aufgeraut" darzustellen entspricht nicht den üblichen Konventionen.

[14] Ob die Formulierung („Frauen als Missionare wurden von vielen Bischöfen nicht geschätzt."), die vermutlich ähnlich wie die Übersetzung von „amica spiritualis" mit „Freundin" als „adressatenbezogen" gedacht ist, Schieflagen produziert, ist eine Bewertungsfrage. Weder das wertende Verb „*wurden geschätzt*" wird unkritisiert bleiben, noch die Rolle („*als Missionare*"), die den Frauen zugewiesen wird, noch die zentrale Stellung der Bischöfe in Bezug auf die Überlieferung. Ob diese Kritikpunkte als relevant für die Beurteilung einer Schulbuchdarstellung für 12jährige Schüler angesehen werden, ist hier nicht Thema. Festzuhalten ist auf jeden Fall, dass Schüler in dieser Textpassage explizit auf die oben genannten Prinzipien historischen Denkens hingewiesen werden.

[15] Hierzu liegen inzwischen mehrere Praxisbände vor: Schreiber, W./Mebus, S. (Hgg.): Durchblicken – De-Konstruktion von Schulbüchern, Eichstätt ²2006 – Band 1 der Reihe Themenheft Geschichte stellt das De-Konstruieren von Schulbüchern als Weg vor, historische Kompetenzen, insbesondere die De-Konstruktionskompetenz, zu fördern; in: Mebus S./Schreiber, W. (Bearbeiter): Geschichte denken statt pauken. Didaktisch-methodische Hinweise und Materialien zur Förderung historischer Kompetenzen, Meißen 2005, wird die Palette der Beispiele erweitert. Schreiber/Schöner verdeutlichen dort in ihrem Beispiel, dass auch solche Schulbücher, die die Kompetenzförderung nicht eigentlich als Ziel verfolgen, quasi gegen den Strich gekämmt zur Kompetenzförderung genutzt werden können (Schreiber, W./Schöner, A: Überlegungen zur Förderung des reflektierten und (selbst-)reflexiven Umgangs mit Geschichte durch Schulbücher, S.301-313). Schreiber, W./Gruner, C. (Hgg.): Geschichte durchdenken. Schüler de-konstruieren internationale Schulbücher. Das Beispiel: „Wende" 1989/1990, Neuried 2007, fokussieren auf die Schüler: U.a. in Beiträgen, die Schüler und Studierende verfasst haben, wird sichtbar, dass Schüler durch diesen Ansatz ganz und gar nicht überfordert werden.

3. Kriterien zur Erfassung des Methodenbezugs in kategorial ansetzenden Analysen

Im Gegensatz zum Theoriebezug ist der Methodenbezug inzwischen in immer mehr Schulbüchern selbstverständlich geworden: Es gibt dort eben nicht nur Darstellungen zu den Inhalten, sondern auch zu den Methoden. Die *Bestandaufnahme* der expliziten Hinweise zeigt, dass diese als eigene Methodenseiten oder -abschnitte (1) bzw. als methodische Hinweise zum Umgang mit Materialien in den Begleittexten zu Quellen/Darstellungen (2) auftreten, aber auch in Arbeitsaufträgen. Dabei können sie als direkte Handlungsanweisung erscheinen oder als „methodenbezogene Verfahrensscripts", also als ein auf den Begriff gebrachtes „Verfahrenswissen".

Ausweisung von Materialien: Quelle oder Darstellung?

1 Bilder aus dem Leben eines Missionars. *Die Bücher des Mittelalters wurden von Mönchen geschrieben. Kunstvolle Bilder schmücken oft die einzelnen Seiten. Dieses Bild stammt aus einem Buch, das Mönche um 875 im Kloster Fulda angefertigt haben. (1) Welche Vorgänge werden in beiden Bildteilen beschrieben? (2) Welche Person steht im Mittelpunkt der beiden Bildteile? (3) Nenne Einzelheiten, durch die der Maler die Hauptperson besonders hervorhebt. (4) Betrachte die anderen Personen und beschreibe sie. Versuche herauszufinden, welche Berufe bzw. welche Position sie innerhalb der Gesellschaft haben. (5) Betrachte auch folgende Einzelheiten: Vergleiche die Gesichter der Personen. Wie ist die Umgebung der Personen gemalt? Was ist sehr genau gemalt? Worauf hat der Maler bei seinem Werk keinen so großen Wert gelegt? (6) Was ist im Verhalten oder bei der Kleidung der Menschen anders als heute?*

Bilder erzählen, wenn man sie fragt

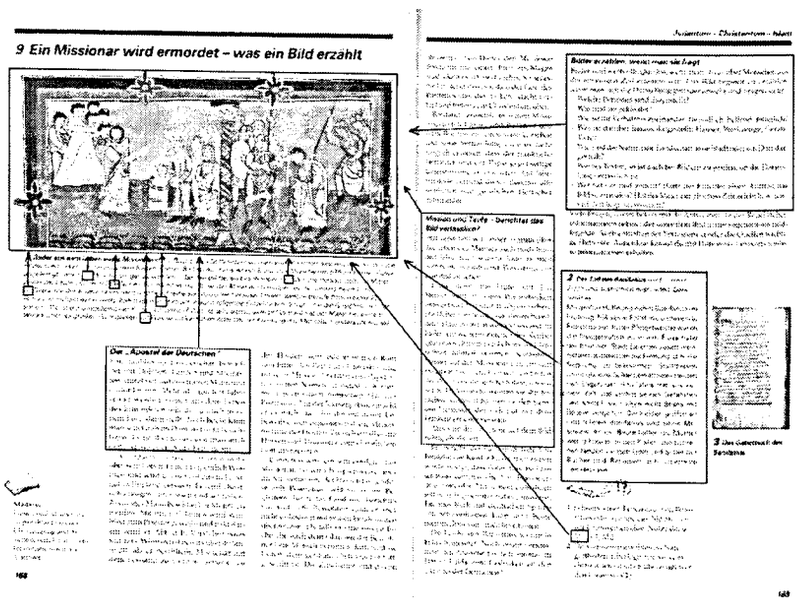
Bilder sind wertvolle Quellen, wenn man etwas über Menschen aus der jeweiligen Zeit erfahren will. Das Bild beginnt zu erzählen, wenn man sich die Darstellung genauer ansieht und Fragen stellt:

- Welche Personen sind dargestellt?
- Wie sind sie gekleidet?
- Wie ist ihr Verhältnis zueinander: freundlich, helfend, feindlich?
- Was ist darüber hinaus dargestellt: Häuser, Werkzeuge, Geräte, Tiere?
- Wie sind die Natur, eine Landschaft, eine Stadt oder ein Dorf dargestellt?
- Wie bei Texten, so ist auch bei Bildern zu prüfen, ob die Darstellung verlässlich ist:
- Wer hat das Bild gemalt? Hatte der Künstler einen Auftrag das Bild so zu malen? Hat der Maler zur gleichen Zeit gelebt bzw. wieviel Zeit liegt dazwischen?

Viele Fragen, woher bekommst du Antworten? In der Regel stehen Informationen neben oder unter dem Bild in der sogenannten Bildlegende. Auch enthalten der Verfassertext oder die Quellen wichtige Hinweise. Außerdem kannst du mit Hilfe eines Lexikons weitere Informationen erhalten.

Auch *implizite Hinweise* auf verfahrensbezogene Aspekte sind häufig. Sie manifestieren sich z.B. als Ausweisung von Materialien. In der Plausibilität der Angaben gibt es deutliche Unterschiede zwischen den Darstellungen: Das oben abgebildete Sakramentar, das, so der Forschungskonsens, um 1000 entstanden ist, wird zum Teil als ex post angefertigte „Darstellung" ausgewiesen (siehe oben, (3) Bildunterschrift[16]), zum Teil als „Quelle...aus der jeweiligen Zeit" (vgl. (1)). Nicht allzu häufig dürfte vorkommen, dass, wie im zitierten Buch, ein und dasselbe Bild innerhalb eines Kapitels einmal als Quelle, einmal als Darstellung klassifiziert wird. – Zugleich gilt, dass nur, wenn die Materialien ausreichend und zutreffend ausgewiesen sind, Schüler sinnvoll mit ihnen arbeiten können. Dieses Beispiel zeigt, dass gerade die methodenbezogenen Kriterien aussagekräftig für die Klassifizierung des Umgangs mit Standardthemen sind.

Weitere Hinweise zur impliziten Klassifizierung ergeben sich daraus, wie Materialien in das Gesamtkapitel eingebunden sind. Die folgende Grafik zeigt „Kohärenzen" zwischen Sakramentar und den weiteren Kapitelteilen. Es wird sichtbar, dass dem Gemälde in der Konstruktion der Narration über die Christianisierung große Bedeutung beigemessen wird.



[16] Der Datierungsfehler fällt meiner Ansicht nach weniger stark ins Gewicht, weil die Absicht zu sagen, dass das Gemälde „ex post entstanden" ist, dominiert.

Würde man nach Kohärenzen zum rechts abgebildeten Gebetsbuch des Bonifatius suchen, zeigt sich, dass hier deutlich weniger Zusammenhänge bestehen. Der vorrangig illustrative Charakter dieses Materials würde sich unmittelbar ergeben.

4. Subjektbezogene Konzepte in kategorial ansetzenden Analysen

Diese letzte Kriteriengruppe hebt darauf ab, dass Geschichte z.B. zur Identitätsbildung und zur lebensweltlichen Orientierung beitragen kann. Gerade von Standardthemen könnte angenommen werden, dass sie hier einen wichtigen Beitrag leisten. Die Analysen der Darstellungen zu Standardthemen ergeben aber kaum entsprechende Hinweise. Dies gilt auch für die beiden oben wiedergegebenen Passagen: Es könnte die Verortung der Klostergründungen in der heutigen Schweiz als Gegenwartsbezug aufgefasst werden. Zudem lässt der Hinweis „heutige Schweiz" vermuten, dass man „damals anders" gesagt hat.

Vielleicht soll die Äußerung zur damaligen Geringschätzung der Bischöfe gegenüber Frauen zu einem Vergleich mit heute anregen und (je nach Voreinstellung) zu einer traditionalen bzw. kritischen Sinnbildung führen. Eventuell kann man das auch als Anregung zu einer Identitätsreflexion verstehen. Grundsätzlich muss aber festgehalten werden, dass sowohl explizit als auch implizit Hinweise auf subjektbezogene Konzepte selten vorkommen. Dies widerspricht der Vorannahme, dass Standardthemen Orientierungen geben.

***

Es wurde schlaglichtartig verdeutlicht, dass in der geschichtsdidaktischen (Schulbuch-)Forschung zur Zeit kategoriale Ansätze zur Unterscheidung historischer Narrationen erarbeitet werden. Diese können herangezogen werden, um die Unterschiede in der Auseinandersetzung mit Standardthemen näher zu bestimmen. Das Raster ist nicht nur für das Medium Schulbuch anwendbar; vielmehr kann es erweitert werden auf historische Narrationen, vermutlich in allen anderen Medien. Auch Lehrer- und Schüleräußerungen (in mündlicher und schriftlicher Form) könnten so untersucht werden.

Die Unterschiede zwischen den Darstellungen verweisen oft auf abweichende Vorstellungen über Geschichte und deren Funktion und auch auf unterschiedliche Ansichten über Geschichtsunterricht und dessen Aufgaben. Um hierzu Schlüssiges sagen zu können, wurde in der geschichtsdidaktischen Forschung ein Kompetenz-Strukturmodell historischen Denkens erarbeitet. Dies wird in Kapitel 3 kurz eingeführt:

III. Ein Kompetenz-Strukturmodell historischen Denkens

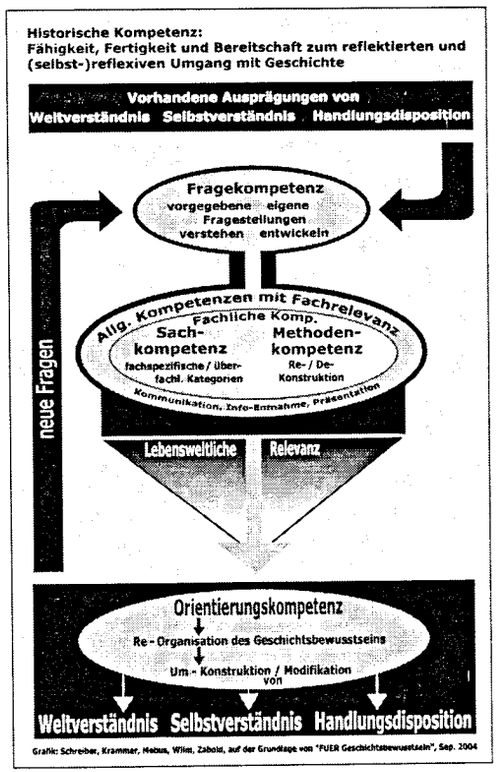
1. Grundlegendes zu Kompetenzen und Kompetenzförderung im Geschichtsunterricht

Unter historischer Kompetenz wird die Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft verstanden, historisch zu denken. Diese globale Kompetenz wird in den vier Kompetenzbereichen historischen Denkens sichtbar:[17]

- in der Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, mit historischen Fragestellungen umzugehen (historische Fragekompetenzen);
- in der Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, Vergangenes zu rekonstruieren (Re-Konstruktionskompetenz) bzw. vorliegende historische Narrationen, die Dritte verfasst haben, zu untersuchen (De-Konstruktionskompetenz). Diese beiden Basiskompetenzen werden als historische „Methodenkompetenzen" zusammengefasst;
- in der Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, über theorie-, subjekt-, inhalts- und methodenbezogene Begriffe bzw. Prinzipien, Konzepte, Kategorien und Scripts zu verfügen und sie zur Strukturierung der Domäne des Geschichtlichen zu nutzen (historische Sachkompetenzen);
- in der Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, sich mit Hilfe von Geschichte Orientierung zu verschaffen und dafür bei Bedarf das eigene Geschichtsbewusstsein reorganisieren zu können (historische Orientierungskompetenzen).

Anhand der nachfolgenden Grafiken erfolgt eine kurze Erläuterung des Gesamtzusammenhangs: Mit weiteren Grafiken wird gezeigt, wie die oben genannten Kompetenzbereiche systematisch abgeleitet werden können:

[17] Vgl. zum zu Grunde liegenden Kompetenz-Strukturmodell Schreiber, W. u.a.: Historisches Denken. Ein Kompetenz-Strukturmodell, Neuried 2006. Zur ausführlichen Ableitung und Ausdifferenzierung der einzelnen Kompetenzbereiche sowie weiteren Beiträgen zu Kompetenzniveaus und deren Graduierung etc. siehe Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).



Jeder Schüler, jeder Erwachsene verfügt in einer individuellen Ausprägung über Geschichtsbewusstsein, verstanden als mentale Struktur. Wenn es stimmt, dass die „Standardthemen" Bedeutung in der Gesellschaft haben, dann sind sie im Geschichtsbewusstsein der Individuen präsent, schon bevor sie im Geschichtsunterricht thematisiert werden; häufig wohl auch in anderer Weise. Ob der Einzelne eine Re-Organisation seines Geschichtsbewusstseins vornimmt, ist insofern eine interessante Frage.

In jedem Fall hat das Geschichtsbewusstsein Auswirkungen darauf, wie die Welt um einen herum, wie die anderen wahrgenommen werden und wie man sich selbst als Teil dieser Welt sieht. Auch das Handeln in der Welt hängt u.a. vom jeweiligen Geschichtsbewusstsein ab. Geschichtsbewusstsein wird sichtbar im Umgang mit Vergangenheit/Geschichte. Zugrunde liegen bestimmte Ausprägungen historischer Kompetenzen. Um Niveaus zu bestimmen, ist es notwendig, Bezugspunkte aus-

zuweisen. – An dieser Stelle wird auf das Problem der Graduierung,[18] also des Ausweisens von Niveaus, nicht näher eingegangen.

Wie schon festgestellt, wird Geschichtsunterricht aber auf die Rahmenbedingungen in einer westlichen Demokratie bezogen. Als Horizont für die Entwicklung historischer Kompetenz wird deshalb die Ausprägung eines reflektierten und (selbst-)reflexiven Umgangs mit Vergangenheit/Geschichte gesehen. Das heißt, dass ab der Grundschule die Methoden und Ergebnisse historischen Forschens auf eine kindgemäße Weise in den Unterricht einbezogen werden sollen (Reflektiertheit). Zudem sollte den Schülern von Anfang an bewusst gemacht werden, dass Geschichte „mit ihnen selbst" zu tun hat (Selbstreflexivität).

Die Kompetenzbereiche, die die globale historische Kompetenz strukturieren, sind nicht zufällig benannt. Sie ergeben sich vielmehr systematisch aus geschichtstheoretischen Überlegungen zum historischen Denken. Dies kommt im Kompetenz-Strukturmodell zum Ausdruck. Das Modell wird im Folgenden abgeleitet und erläutert. Auf den Sonderaspekt „Standardthemen" wird dabei nicht explizit eingegangen.

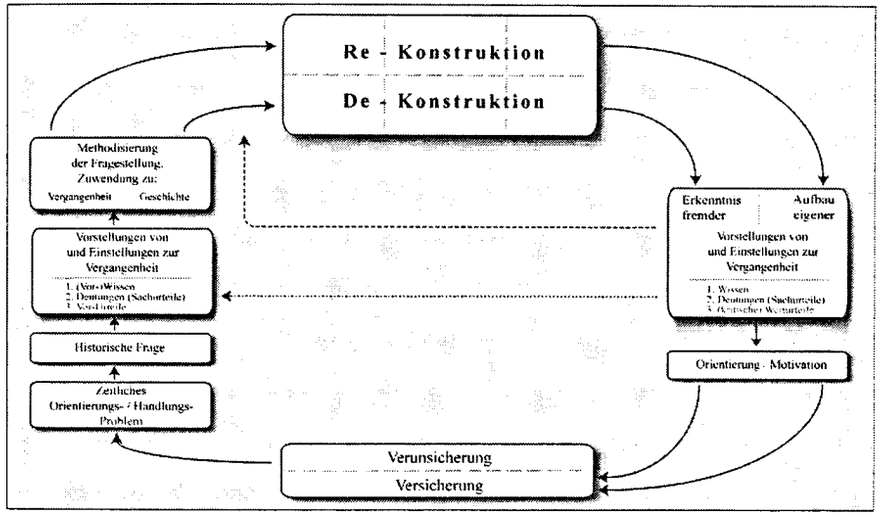
2. Ein Kompetenz-Strukturmodell historischen Denkens

Das Modell leitet sich aus einem zyklischen bzw. spiraligen Verständnis historischen Denkens ab, wie Jörn Rüsen es in der „disziplinären Matrix"[19] dargestellt hat. Das Konzept ist inzwischen mehrfach ergänzt und überarbeitet worden.[20] Die nachfolgende Grafik geht auf die Darstellung Wolfgang Hasbergs und Andreas Körbers zurück und visualisiert ein Prozessmodell historischen Denkens/historischer Orientierung:

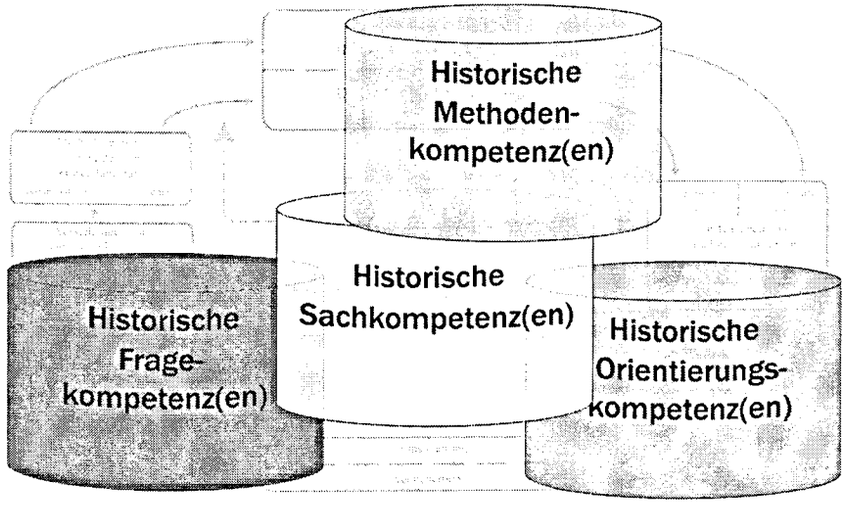
[18] Vgl. hierzu den grundlegenden Beitrag von Körber, A.: Graduierung: Die Unterscheidung von Niveaus der Kompetenzen historischen Denkens, in: Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

[19] Rüsen, J.: Historische Vernunft, Göttingen 1983, S.29.

[20] Vgl. z.B. Körber, A.: Gustav Stresemann als Europäer, Patriot, Wegbegleiter und potentieller Verhinderer Hitlers: historisch-politische Sinnbildungen in der öffentlichen Erinnerung, Hamburg 1999, oder Hasberg, W./Körber, A.: Geschichtsbewusstsein dynamisch, in: Körber, A. (Hg.): Geschichte – Leben – Lernen. Bodo von Borries zum 60.Geburtstag, Schwalbach 2003, S.179-202.



Die Kompetenzbereiche „historische Fragekompetenz(en)", „historische Methodenkompetenz(en)", „historische Orientierungskompetenz(en)" konstituieren sich aus der Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, über die Operationen des historischen Denkens zu verfügen. Diese Kompetenzbereiche sind verknüpft mit den „historischen Sachkompetenzen", die das Verfügen über Prinzipien, Kategorien, Konzepte, Verfahrensskripts umfassen und somit strukturell geprägt sind.



© FUER Geschichtsbewusstsein

Die Kompetenzbereiche werden im Folgenden näher charakterisiert:

1. **Historische Fragekompetenzen**[21]**:** Die Vergangenheit ist dadurch gekennzeichnet, dass sie unwiderruflich vorbei ist. Zugleich kann die Vergangenheit nachwirken, bis hinein in die Gegenwart und hin auf die Zukunft. – Menschen aus späteren Zeiten können Fragen zu Vergangenem stellen, Fragen, die mit der eigenen Gegenwart zu tun haben können, mit Verunsicherungen, Zukunftsentscheidungen oder mit dem Interesse an vergangenen Phänomenen (Kernkompetenz: historische Fragen stellen). – Nicht alle Fragenden suchen ihre Antworten geleitet durch ihre Fragestellung selbst. Häufiger werden für die Antwort auf die eigenen Fragen Geschichte(n) genutzt, die andere bereits recherchiert und erzählt haben. Man liest nach, sucht im Internet, fragt Experten. – Dabei ist es unerlässlich zu erkennen, ob die Erzählung des Anderen wirklich die Fragen beantwortet, die einen selber interessieren oder ob sie anderen Fragestellungen folgen. – Fragekompetenz umfasst also nicht nur die Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, selbst Fragen an die Vergangenheit zu stellen, sondern – als zweite Kernkompetenz – auch die Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, die Fragestellungen zu erfassen, die fremden Narrationen zugrunde liegen. Diese Kernkompetenz umfasst auch die Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, Fragen nachzugehen, die andere gestellt haben, und sie mit eigenen Interessen/Verunsicherungen abzugleichen.

2. **Re-Konstruktions- und De-Konstruktionskompetenz (Historische Methodenkompetenzen**[22]**):** Die methodische Fähigkeit des Re- bzw. De-Konstruierens schließt sich an die Entwicklung einer historischen Fragestellung nahtlos an: Es geht dabei um die Entwicklung einer Antwort. Mehrere Schritte können unterschieden werden, u.a. die *Heuristik*, die gezielte Suche nach relevanten Quellen oder Darstellungen.

   Beim **Re-Konstruieren** wird mit Hilfe von Quellen eine Annäherung an die Vergangenheit versucht. Das verlangt analytische und kritische Fähigkeiten (*innere und äußere Quellenkritik*): Die Quellen bilden die Vergangenheit ja nicht ab, aus der sie stammen. Wir finden in den

[21] Vgl. Schreiber, W.: Kompetenzbereich historische Fragekompetenzen, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

[22] Vgl. Schreiber, W.: Kompetenzbereich historische Methodenkompetenzen, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

Quellen das vergangene Phänomen vielmehr so vor, wie der, der die Quelle überliefert hat, dies zulässt.

Deshalb ist das Erschließen der Vergangenheitspartikel auf der Grundlage von Quellen (und Darstellungen) ein eigener Schritt. Üblicherweise wird er mit „*Interpretation*" beschrieben. Grundsätzlich ist zu bedenken, dass Vergangenheitspartikel nicht nur auf dem Weg über Quellenkritik und -interpretation erarbeitet werden, sondern dass auch die Auseinandersetzung mit bereits vorliegenden historischen Narrationen einfließt. Es handelt sich dabei um einen (in der Regel sehr verkürzten) De-Konstruktionsprozess.

Die erschlossenen Vergangenheitspartikel werden im nächsten Schritt (in der Regel unter Rückgriff auf bereits vorhandene Partikel und Versatzstücke) eingeordnet und *kontextualisiert*.[23] An sich handelt es sich dabei aber um ein Herzstück historischen Arbeitens, um die *Schaffung einer historischen Narration*.[24] Im Gegensatz zur Quellenarbeit sind diese Prozesse von der Wissenschaft noch recht wenig methodisiert. Das gilt insbesondere für das Herstellen des Zusammenhangs zwischen Vergangenheit/Geschichte und der eigenen Gegenwart oder Zukunft.[25]

An diesem Befund ändert sich auch dadurch nichts, dass die Sprachlichkeit von Geschichte durch den narrative turn zu einer zentralen Theoriefrage geworden ist.

Die Kernkompetenz zur **De-Konstruktion** trägt dem Umstand Rechnung, dass in der Lebenswelt viel häufiger auf „fertige Geschichten" zurückgegriffen wird als auf Quellen. De-Konstruktionskompetenz besitzt der, der die (Tiefen-)Struktur einer historischen Narration erfassen und diese in begründeter Weise beurteilen kann. Die De-Konstruktionskompetenz ist also von analytischen Fähigkeiten geprägt.

[23] Im Projekt FUER Geschichtsbewusstsein sprechen wir von der Fokussierung auf die Geschichte, die erzählt werden soll. Vgl. hierzu ZGD 2 (2003), Themenheft zu „FUER Geschichtsbewusstsein". Ein internationales geschichtsdidaktisches Forschungsprojekt zum Geschichtsunterricht.

[24] Einige Kollegen weisen deshalb die „narrative Kompetenz" als eigene Kompetenz, zum Teil als die zentrale historische Kompetenz aus. Vgl. Jörn Rüsen, Hans-Jürgen Pandel, Michele Barricelli.

[25] Lehrer, die ihren Schüler bewusst machen wollen, dass Geschichte mit ihnen zu tun hat, sind hier weitgehend auf sich gestellt.

3. **Historische Orientierungskompetenzen**[26]: Dieser Kompetenzbereich bezieht sich auf die Lebenspraxis des Einzelnen, damit auch auf die Welt, in der man lebt und in der man zu sich selbst finden muss (Identitätsbildung) sowie auf die Mitmenschen, mit denen man lebt. Es geht darum zu erkennen, zu akzeptieren und zu nutzen, dass Geschichte einen Beitrag dafür leisten kann, sich zu orientieren, das eigene Tun und Lassen plausibler zu begründen bzw. die eigenen (Vor-)Urteile, Einstellungen, Prägungen zu hinterfragen. Orientierung ist ohne Selbstreflexion und ohne die Bereitschaft, sich gegebenenfalls zu verändern, nicht möglich. Historische Orientierungskompetenz beinhaltet deshalb auch die Re-Organisation des eigenen Geschichtsbewusstseins. Die vier Kernkompetenzen sind definiert als Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft, das eigene Geschichtsbewusstsein zu reorganisieren, das Welt- und Fremdverstehen bzw. das Selbstverstehen und die historisch fundierten Handlungsdispositionen zu reflektieren und gegenenfalls zu erweitern.
   Die Möglichkeiten (z.B. des Lehrers), die Entwicklung der Orientierungskompetenz (z.B. der Schüler) zu fördern, sind begrenzt, aber durchaus vorhanden. Vergleichbar wie in der politischen Bildung sollte „Beeinflussung/Überwältigung"[27] ausgeschlossen sein.

4. **Historische Sachkompetenzen**[28]: Statt auf die Befähigung, Operationen des historischen Denkens durchzuführen (z.B. des Re- und De-Konstruierens oder des Fragens), kann man den Blick auch auf die Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft wenden, mit den Ergebnissen des Denkprozesses umzugehen. Die Rede ist von den historischen Sachkompetenzen. Sie umschließen einerseits die Kompetenz, die Domäne des Historischen mit Hilfe von domänenspezifischen Begriffen zu erschließen (Kernkompetenz: Begriffskompetenz[29]). Das umfasst

[26] Vgl. Schreiber, W.: Kompetenzbereich historische Orientierungskompetenzen, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

[27] Vgl. den in den 1970er Jahren ausgehandelten Beutelsbacher Konsens der Politikdidaktiker. Vgl.: Schiele, S./Schneider, H.: Das Konsensproblem in der Politischen Bildung, Stuttgart 1977.

[28] Schöner, A.: Kompetenzbereich historische Sachkompetenzen, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

[29] „Begriffskompetent ist, wer fachspezifische Begriffe und die dahinter stehenden Konzepte kennt, daraus semantische Netze bilden kann, Begriffe der Quellen- und Gegenwartssprache, Fach- und Alltagssprache unterscheiden und aufeinander beziehen kann. Begriffe und die zu Grunde liegenden gedanklichen Konzepte unterliegen, weil sie historisch geprägte Konstrukte sind, ihrerseits historischem Wandel." (aus: Schreiber, W. u.a.: Historisches Denken: Ein Kompetenz-Strukturmodell, Neuried 2006, S.29).

sowohl das Verfügen über Termini als auch über die dahinter stehenden Konzepte). Andererseits umfasst Sachkompetenz das Verfügen über strukturierende Begriffe, d.h. epistemologische Prinzipien, subjektbezogene Konzepte, inhaltsbezogene Kategorien und (forschungs-)methodische Verfahrensscripts, um die Domäne des Historischen zu systematisieren (Kernkompetenz Strukturierungskompetenz[30]). – Beide Kernkompetenzen bedingen und stützen sich gegenseitig, gehen aber nicht in einander auf. Strukturierungskompetenz ermöglicht die Systematisierung der verschiedensten Themen. Begriffskompetenz erleichtert deren Erschließung.
   Geschichtsunterricht, der die Sachkompetenz der Schüler fördern will, muss stärker als bisher kategorial angelegt werden und sich z.B. an Leitbegriffen und den dahinter stehenden Konzepten orientieren und diese zur Strukturierung der Domäne des Historischen nutzen.[31]

Neben diesen spezifisch historischen Kompetenzbereichen spielen auch **überfachliche Kompetenzen** für historisches Denken eine Rolle, wie z.B. die Kommunikationskompetenz[32] oder die Recherchekompetenz. Dabei geht es nicht nur um grundlegende, für alle Fächer gleiche Verhaltensweisen, wie um das Zuhören- und sich Aufeinander-Beziehen-Können oder um Suchstrategien z.B. bei Internetsuchmaschinen oder Datenbanken von Bibliotheken.

Die überfachlichen Kompetenzen kommen darüber hinaus auch in einer spezifischen Ausprägung zum Ausdruck: Reden über Geschichte stellt, jenseits der allgemeinen Kommunikationsfähigkeit, besondere Anforderungen: Die Schüler müssen im Geschichtsunterricht lernen, z.B. den jeweils relevanten Fachwortschatz zu verwenden. Sie müssen sprach-

[30] **„Strukturierungskompetent** ist, wer Domänenspezifisches theorie-, subjekts-, inhalts- und methodenbezogen systematisieren und hierfür strukturierende Begriffe auf verschiedenen Abstraktionsniveaus nutzen kann." (aus: Schreiber, W. u.a.: Historisches Denken: Ein Kompetenz-Strukturmodell, Neuried 2006, S.29)

[31] Bodo von Borries macht darauf aufmerksam, dass Kerncurricula, die „Inhalte" festschreiben, mit Sachkompetenz nichts zu tun haben können. („Kompetenz-Strukturmodell" und „Kerncurriculum", in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

[32] Vgl. hierzu Schöner, A./Mebus, S.: Historische Kommunikationskompetenz, in: Körber, A./Schreiber, W.: Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

lich dazu in die Lage gebracht werden, unterschiedliche Kontexte herzustellen, in welche die einzelnen Vergangenheitspartikel eingebunden werden, und nicht zuletzt: sie müssen im Konjunktiv denken und sprechen können.

Das Kompetenz-Strukturmodell hat Gültigkeit auch für den Umgang mit Standardthemen im Geschichtsunterricht. Diese verlieren durch die Einordnung zwar einerseits ihren Sonderstatus; andererseits können (vermeintliche) Besonderheiten präziser erfasst werden. Das wird sich im Schlusskapitel zeigen, in dem die Kompetenzentwicklung/-förderung auf den Umgang mit Standardthemen bezogen wird.

IV. Die Entwicklung historischer Kompetenzen mit Hilfe von Standardthemen fördern

In tausenden von Klassenzimmern werden vermutlich die in den Lehrplänen „vorgeschriebenen" Standardthemen „einfach nur" vermittelt.

- Mit der Begründung „Stoffdruck" werden die Informationen über Vergangenes, speziell über die vorgeschriebenen Standardthemen ins Zentrum gestellt. Freiräume für „Sternchenthemen", für aktuelle bzw. lokale, für „exotische", für querdenkende[33] Fragestellungen bleiben kaum. Gegenwarts- und Zukunftsbezüge finden selten Raum. Weder Prinzipien historischen Denkens, wie „Selektivität", „Partialität" und „Perspektivität", werden eigens bedacht, noch das der „Konstruiertheit" von Geschichte.
- Die Lernenden erfahren nur ganz selten explizit, dass es neben der Akzentuierung, für die Lehrkraft und Schulbuch sich entschieden haben, die in dezentralen und zentralen Prüfungen abgefragt wird, auch noch andere gäbe. Im Ergebnis ist Geschichte für viel zu viele Schüler das, was im Unterricht gelehrt wird, wobei davon ausgegangen wird, dass es sich dabei um eine „ausgedünnte" Version dessen handelt, was Historiker wissen. Die Zeit- und Fragegebundenheit jeder historischer Narrationen, die notwendigen Grenzen der Re-Konstruierbarkeit, der immer gegebene Deutungscharakter der historischen Narrationen, die Möglichkeiten und Grenzen historischer Orientierung, die Geschichtlichkeit historischen Wissens bleiben auf diese Weise diffus, erscheinen eher als Problem und Schwäche, denn als Charakteristikum und Chance historischen Denkens.
- Es ist in der Regel auch nicht Teil des im Geschichtsunterricht gepflegten Umgangs mit Geschichte, dass thematisiert wird, warum die Schüler gerade diesen Inhalt auf diese Weise lernen sollen. Standardthemen, in einer (behaupteten) Standarddeutung, und „Basiswissen" sind unhinterfragter Inhalt des Geschichtsunterrichts.

[33] „Quer denken" ist der Titel eines Sammelbandes mit Unterrichtsvorschlägen der Nord- und Südtiroler Lehrerarbeitskreise von FUER Geschichtsbewusstsein, in denen eine Auseinandersetzung mit Themen der „großen Geschichte" anhand regionaler Thematisierungen erfolgt, die das Ziel der Kompetenzförderung verfolgen. (Melichar, F. G./Mascher, D. K. (Hgg.): Quer denken. Tirol im 20.Jahrhundert. Materialien und Anregungen, Wien 2004).

Mit einem solchen Unterricht werden die Schüler in ihrer historischen Kompetenz in geringerem Maße gefördert, als es möglich wäre. Im Folgenden werden drei Grundsätze für kompetenzfördernden Geschichtsunterricht vorgeschlagen, die gerade für den Umgang mit Standardthemen von Bedeutung sind. Dabei werden die Überlegungen zur kategorialen Klassifizierung der Standardthemen und zur Anbindung des Umgangs mit Standardthemen an ein Kompetenz-Strukturmodell aufgegriffen.

Zum einen geht es darum, die *Entscheidungen zur Themenauswahl und -akzentuierung* offen zu legen und zu begründen, zum anderen um Wege, der *Stofffülle im Geschichtsunterricht* zu begegnen und zugleich die Kompetenzorientierung ernst zu nehmen, schließlich steht die *Kompetenzförderung in Bezug auf Operationen* historischen Denkens, gerade mit Hilfe der Standardthemen, im Zentrum. Zur Konkretisierung wird auf Vorschläge zurückgegriffen, die im Projekt von FUER Geschichtsbewusstsein entstanden sind, zwischen Geschichtslehrern und Geschichtsdidaktikern diskutiert und im Geschichtsunterricht erprobt worden sind.

1. Getroffene Auswahlentscheidungen offen legen und begründen

- Die **Themenauswahl und -akzentuierung** für die Standardthemen offen zu legen und zu begründen, bringt an den Tag, welche expliziten und impliziten **Fragestellungen** zugrunde gelegt wurden (→Fragekompetenz), inwiefern bei der Auswahlentscheidung gegenwarts- bzw. zukunfts- oder vergangenheitsbezogen argumentiert wurde,[34] welche inhalts-, theorie-, methoden- subjektbezogenen Kategorisierungen in den Fragen zum Aus-

[34] Eine Verbindung zu Orientierungsfragen wird damit hergestellt.

druck kommen. Bezugspunkt für die Begründung sollten dabei weniger Lehrpläne und Schulbücher sein, als die konkreten Entscheidungen des Geschichtslehrers. – In der Auseinandersetzung mit den Fragestellungen wird auch sichtbar, dass nicht „die Vergangenheit" festlegt, ob etwas Standardthema ist, sondern die Gegenwart, aus der heraus etwas für so bedeutsam gehalten wird, dass es in historische Fragen transformiert wird.

- In den Begründungen der Auswahlentscheidungen erfahren und erleben *Schüler*, dass die Re-Konstruktion von Vergangenem notwendig **selektiv** erfolgt, eben weil das, was als Geschichte erzählt wird, abhängig von Fragestellungen ist, und weil „Geschichte" in der jeweiligen Gegenwart neu entsteht. Historische Prinzipien werden so am konkreten Fall erkennbar (→ Sachkompetenz; theoriebezogen).
- Mit der Begründung von Auswahlentscheidungen kommt neben der Selektivität auch die **„Perspektivität"** (hier des Auswählenden) in den Blick, Perspektivität als Prinzip des Umgangs mit Geschichte, nicht als etwas, das „Objektivität" verhindert. Dabei sollte darauf geachtet werden, dass die Subjektivität des Auswählenden nicht überbewertet, sondern rückgebunden an kollektive Vorentscheidungen wird.
- Wenn man Auswahlentscheidungen begründet, werden notwendig auch **inhaltsbezogene** Aspekte thematisiert wie gewählte Kategorien und Kontextualisierungen (→ Sachkompetenz, inhaltsbezogen).
- In der Begründung für (und gegen) bestimmte Akzentuierungen geraten notwendig auch **Deutungs- und Sinnbildungsmuster** in den Blick. Das Bemühen um Begründung fokussiert auf den Überlappungsbereich von Sach- und (→) Orientierungskompetenz.
- Wenn Auswahlentscheidungen **methodisch** begründet werden, dann steht das Bemühen um Förderung von (→) Methodenkompetenz im Zentrum. Es wird z.B. mit der Zugänglichkeit von Quellen argumentiert, vielleicht im Blick auf einen Archivbesuch oder eine forschende Schülerarbeit.

Die Begründung sollte in zwei Stufen erfolgen: Einmal muss der *Lehrer in der Vorbereitungsphase vor und für sich selbst* begründen (können), warum er diesen „Stoff" im Geschichtsunterricht auf diese Weise thematisiert. – Die Grenzen, die die Vorgaben der Lehrpläne setzen, wirken sich selbstverständlich auf die Auswahlentscheidungen aus. Doch

Lehrpläne haben Werkzeugcharakter; sie sind nicht immer auf dem Stand der Forschung, gerade auch, was die Geschichtsdidaktik betrifft. Eine gewisse Souveränität gegenüber Curricula können und müssen Geschichtslehrer sich bewahren, eben weil sie Akademiker sind, die das Selbst-Denken als Leitperspektive haben sollten. Sie können Schwächen von Lehrplänen und Schulbüchern durchaus ausgleichen. Das Ziel der Kompetenzentwicklung bei den Schülern könnte dabei den Horizont bilden.

Die Auswahlentscheidungen sollte die Lehrkraft in einem zweiten Schritt auch *den Schülern gegenüber* begründen. Fallweise (aber nicht immer; das verbietet nicht nur der Zeitfaktor, sondern auch die Tatsache, dass die Lehrer die Experten sind, die die Verantwortung für die Förderung z.B. der Schülerkompetenzen tragen) kann die Zielsetzung einer Diskussion unterzogen werden. Dabei können Schülerinteressen eingefordert werden, aber auch gesellschaftlich-politische Motive hinterfragt werden, die hinter bestimmten Fragestellungen stehen. – Die aktive Beteiligung der Schüler an Auswahlentscheidungen und ihrer Begründung bedeutet eine Niveausteigerung, die den Prozess des historischen Denkens für die Schüler durchschaubarer, darüber hinaus wohl lebensbezogener macht. Dazu zählt auch die Erkenntnis, dass die Auswahlspielräume, die Lehrer für den Geschichtsunterricht haben, nicht beliebig sind.[35]

Die Forderung an die Geschichtslehrer, vor und für sich selbst Auswahlentscheidungen zu begründen, ist auch deshalb von Bedeutung, weil wir derzeit eine Phase „schlanker Lehrpläne" durchlaufen. Das erhöht den *Entscheidungsspielraum der Lehrer*. – Der selbst auferlegte Begründungszwang, so schildern Lehrer ihre Erfahrungen, macht bewusst, dass man selbst den *Stoffdruck mit verantwortet*.

Die Forderung, die Auswahlentscheidung auch den Schülern gegenüber zu begründen, zwingt zu weiterer Reflexion, aber auch zu Verdichtung. Lehrer berichten, dass dabei neben die vergangenheitsbezogenen Argumenten fast wie von selbst auch Überlegungen zur Gegenwartsrelevanz, zu Kontinuität und Alterität, zum Erfahrungsbezug für die Jugendlichen treten.

[35] Elementares Wissen über die Vorgaben und die Funktionen von **Lehrplänen** ist in dem Moment für Schüler notwendig, in dem sie in Auswahlprozesse einbezogen werden. Vermutlich sollten sie das Schul- und das Fachprofil kennen, das sagt, was Geschichtsunterricht anstreben soll; ebenso die Akzentuierungen, die durch „Stoffpläne" und/oder Vorgaben wie das „Grundwissen" gemacht werden. – Vermutlich sollte dabei auch der Werkzeugcharakter von Lehrplänen angesprochen werden und die Tatsache, dass diese nicht immer konsistent sind, nicht immer auf dem neuesten Stand.

Ein mögliches Ergebnis der aktiven Begründung sei, so schildern Lehrer, den Umgang mit den Standardthemen des Geschichtsunterrichts kategorialer zu wenden. Im zweiten Teilkapitel soll davon die Rede sein:

2. Mit der Stofffülle umgehen: Strukturieren, Konzentrieren, Vernetzen, auf Kompetenzförderung ausrichten

Aufgrund der FUER Kontakte wurden in den letzten Jahren zahlreiche Lehrerseminare in den beteiligten Ländern durchgeführt. Unisono wird überall die Stofffülle beklagt, die nicht zuletzt durch die zahlreichen Standardthemen ausgelöst werde.[36] Die Stofffülle verhindere, so eine häufig geäußerte Meinung von Geschichtslehrern, die Kompetenzentwicklung der Schüler zum Unterrichtsanliegen zu machen. Denn: Erst müsse der „Stoff" gelehrt werden; danach bliebe kaum mehr Raum für Kompetenzentwicklung. – Solche Klagen von Lehrern müssen ernst genommen werden. Die Konsequenz muss sein, Wege zu überlegen, die kompetenzorientierten Geschichtsunterricht und den Umgang mit den Standardthemen unter einen Hut bringen. Im Folgenden werden einige Möglichkeiten skizziert; zur Detaillierung kann oft auf Publikationen aus dem FUER-Kontext verwiesen werden. Das Unterkapitel 4.2. stellt die Sachkompetenzen ins Zentrum, das Kapitel 4.3 die prozessbezogenen Kompetenzbereiche. Überlappungen sind notwendig und gewollt – in den Sachkompetenzen werden die Einsichten, die in den Operationen gewonnen werden, schließlich auf den Begriff gebracht. Die Kernkompetenzen der Sachkompetenz (Begriffs- und Strukturierungskompetenz) werden in den Operationen historischen Denkens wieder verflüssigt.

a) Vom Einzelfall ausgehen

Ein Weg ist, nicht zuerst „Überblicke" geben zu wollen und für den Abschluss eine Vertiefung an einem konkreten Fall zu planen (die aus Zeitgründen dann nicht selten ganz entfällt), sondern umgekehrt, einen Fall an den Anfang zu stellen, der, um verstanden werden zu können, nach Einordnung verlangt. Die didaktisch-methodische Kunst besteht darin, den „Überblick nicht zu geben", sondern zu „ermöglichen".

Die für die Profilierung/ Strukturierung des Unterrichts ausgewählten Fälle müssen für die Schüler *verstehbar* und *nachvollziehbar* sein, das heißt, sie müssen zumindest eine strukturelle Erfahrungsnähe aufweisen. Dennoch müssen sie „anders" (→*Alterität*) und nur durch das Einbeziehen der historischen Rahmenbedingungen erklärbar sein. Um die Klage der Lehrer über „Stofffülle" ernst zu nehmen, sollten die Fälle auf die in den Lehrplänen vorgeschriebenen „Standardthemen" verweisen.

[36] In Ländern mit zentralen Prüfungen klagen die Geschichtslehrer besonders laut.

Wenn bei der Auswahl der Fälle und ihrer Akzentuierung auch der Horizont der Kompetenzförderung bedacht werden soll, muss der Lehrer klare Vorstellungen über die Kompetenzbereiche und ihre gegenseitigen Abhängigkeiten haben, im Idealfall auch über Wege zur Feststellung der von den Schülern bereits erreichten Kompetenzniveaus und über Ansätze zur Förderung der weiteren Kompetenzentwicklung. Auch wenn die Theorieentwicklung gerade in Bezug auf Diagnose und Förderung von historischen Kompetenzen noch in den Kinderschuhen steckt und es sich hier demzufolge um „Alltagstheorien" handeln muss, können einzelne Aspekte, die für die Kompetenzförderung von Bedeutung sind, benannt werden: So sollten die inhaltsbezogenen Kategorien, die zur Erklärung der Fälle genutzt werden, auch „übergeordnet bedeutsam" sein, das heißt, die zuzuordnenden Termini und Begriffskonzepte müssen auch bezogen auf andere Themen zur Erklärung herangezogen werden können (→Sachkompetenz/Begriffskompetenz). Um vom „Fall" ausgehend auch die (→)Strukturierungskompetenz weiterentwickeln zu können, muss ein auf „Weite" ausgerichteter Transfer möglich sein. Für den konkreten Fall sollten auch genuin historische Strukturierungen von Bedeutung sein, wie z.B. Periodisierungen.[37] Deren weitere Ausdifferenzierung sollte auch an anderen Themen erfolgen. Es kann fallbezogen auch um die Historisierung und Ausdifferenzierung allgemeiner inhaltsbezogener Kategorien gehen oder um die Ausdifferenzierung der Universalien „Zeit" und „Raum" und die Einsicht in deren Konstruktcharakter. Theoretische, methodische und subjektbezogene Fragestellungen sollten vom Fall nahe gelegt sein und für die Förderung von (→) Frage-, Methoden- und Orientierungskompetenz genutzt werden können.

Die „historischen Fälle", mit denen im FUER-Kontext bislang gearbeitet wurde, waren in der Regel *lokal* im gemeinsamen Lebensumfeld der Schüler verortet (→Orientierungskompetenz, →Fragekompetenz). Einen epochalen Schwerpunkt gab es nicht. Es wurde aber jeweils darauf geachtet, dass zumindest die *Quellenlage* gut war. Weil z.T. die Re-Konstruktion die zu leistende Aufgabe war, galt das nicht notwendig für die *Literaturlage* (→Methodenkompetenz/Re-Konstruktion; verfahrensbezogene Fragekompetenz). In vielen Fällen wurde auch nach der

[37] Der Fall sollte also für Epochenspezifisches stehen oder für die Kategorisierungen von Zeitverläufen als Fortschritt, Desaster, Reform, Revolution, Kontinuität, Wandel, etc.

Präsenz des „Falles" in der aktuellen *Geschichtskultur* gefragt; die Perspektive war dann der Umgang mit den dort vorfindlichen Deutungen (→Methodenkompetenz/De-Konstruktion; →verfahrensbezogene Fragekompetenz, →Orientierungskompetenz).

Beispiele finden sich in der Reihe Themenhefte Geschichte[38], in Publikationen, die auf einzelne Lehrerarbeitskreise zurückgehen, wie z.B. Mebus S./Schreiber, W. (Bearbeiter): Geschichte denken statt pauken. Didaktisch-methodische Hinweise und Materialien zur Förderung historischer Kompetenzen, Meißen 2005 oder Melichar, F. G./Mascher, D. K. (Hgg): Quer denken. Tirol im 20.Jahrhundert. Materialien und Anregungen, Wien 2004.

b) Mindmapping und das Fähren-Insel-System (Reinhard Krammer)

Als weitere Auswahlprinzipien schlägt z.B. Reinhard Krammer[39] das *Mindmapping* vor: Der Lehrer erarbeitet, im Idealfall zusammen mit Kollegen, eine thematische Mindmap rund um ein im Lehrplan vorgeschriebenes Standardthema. In der Regel spiegeln sich in diesem Brainstorming Facetten, die die traditionelle „Behandlung im Geschichtsunterricht" überschreiten. Standardthemen entwickeln so Eigenleben. Aus den möglichen Strängen werden einige für den Geschichtsunterricht ausgewählt.

[38] Schreiber, W./Mebus, S. (Hgg.): Durchblicken – De-Konstruktion von Schulbüchern, Neuried (Themenhefte Geschichte 1) ²2006; Krammer, R./Ammerer, H. (Hgg.): Mit Bildern arbeiten – Historische Kompetenzen erwerben, Neuried 2006 (Themenhefte Geschichte 2); Witschi, B.: (Hg.): Geschichte spielen – Simulationsspiele im Geschichtsunterricht, Neuried 2006 (Themenhefte Geschichte 3); Schreiber, W./Arkossy, K. (Hgg.): Zeitzeugengespräche führen und auswerten – historische Kompetenzen schulen (Themenheft Geschichte 4), Neuried 2006; Melichar, F. (Hg.): Geschichte im Längsschnitt – Materialien zur Förderung historischer Kompetenz (Themenheft Geschichte 5), Neuried 2006; Körber, A./Baeck O. (Hgg.): Der Umgang mit Geschichte an Gedenkstätten. Anregungen zur De-Konstruktion. (Themenheft Geschichte 6), Neuried 2006; Schreiber, W./Wenzl, A. (Hgg): Geschichte im Film – Beiträge zur Förderung historischer Kompetenz (Themenheft Geschichte 7), Neuried 2006; Lehmann, K. (Hg.): Geschichts-Theater. (Themenheft Geschichte 8), Neuried 2006; Schreiber, W./Ziegler, B. (Hgg.): Geschichte vor Ort. Historische Kompetenzen durch den Umgang mit historischen Stätten schulen. (Themenheft Geschichte 9), Neuried 2007; Borries, B. v./Schreiber, W. (Hgg.): Ausgestellte Geschichte. Historische Kompetenz im Umgang mit Museen und Ausstellungen aufbauen, (Themenheft Geschichte 10), Neuried 2007.

[39] Krammer, R.: Theorie für die Praxis? Die Konsequenzen des Konzeptes „Förderung und Entwicklung Reflektierten Geschichtsbewusstseins" für die Praxis des Geschichtsunterrichts, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

Für die Auswahl kann die Kompetenz-Förderung als Kriterium berücksichtigt werden. Weil Krammer Prinzip und Beispiel kürzlich in einem kompakten Beitrag ausdifferenziert hat, erübrigen sich hier weitere Hinweise.

Aus demselben Grund genügt es auch, das Krammersche **„Fähren und Insel – System"** nur kurz zu skizzieren und es auf Standardthemen zu beziehen. Krammer erläutert: „Inseln bilden thematische Schwerpunkte, die ein Verweilen lohnend erscheinen lassen. Die Fähren bringen uns von Insel zu Insel und transportieren nur das, was wir für die nächste Insel brauchen. Themenschwerpunkte bleiben also nicht unverbunden, stehen nicht beziehungs- und voraussetzungslos nebeneinander. Die SchülerInnen erhalten jeweils das unbedingt Notwendige an Information, um sich in der neuen Umgebung orientieren zu können. Zudem werden auch „kategoriale Ankerpunkte" bewusst gemacht, an denen angedockt werden kann: Vorwissen wird aktiviert."[40]

In der Regel werden die Standardthemen die „Inseln" sein, die durch kategorial strukturierte „Fähren" auf einander bezogen sind. Herausfordernd kann es sein, Standardthemen bzw. Standardakzentuierungen aus dem Lehrplan einmal als „Fähre" zu definieren und eine andere Perspektive aus dem Umfeld des Standardthemas zur „Insel" zu erklären.

c) Thematische „Längsschnitte mit Schnittstellen" (Franz Melichar)

Franz Melichar[41] verknüpft mit seinem Konzept „thematische Längsschnitte mit Schnittstellen" kategoriale, epochenübergreifende Fragestellungen, die bis in die Gegenwart reichen, mit konkreten, zeitspezifischen Vertiefungen. In diesem vorrangig vom Tiroler FUER-Arbeitskreis ausdifferenzierten Ansatz werden oft regionale Fragestellungen für die Vertiefung genutzt. Genauso gut müsste es möglich sein, Schwerpunktthemen dadurch zu vertiefen, dass sie zu „Schnittstellen" in einem Gesamtkonzept werden. Dieses Konzept kennzeichnet Melichar folgendermaßen:

- „Die letzte Schnittstelle des Längsschnitts sollte ein Gegenwartsbezug sein. Damit erleichtert man den SchülerInnen, die Verbindung zwischen dem Thema des Längsschnittes und ihrer eigenen

[40] Krammer, R.: Theorie für die Praxis? Die Konsequenzen des Konzeptes „Förderung und Entwicklung Reflektierten Geschichtsbewusstseins" für die Praxis des Geschichtsunterrichts, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

[41] Melichar, F. (Hg.): Geschichte im Längsschnitt – Materialien zur Förderung historischer Kompetenz, Neuried 2006.

Gegenwart herzustellen. Dieses Beziehen der Erfahrungen aus den Schnittstellen des Längsschnitts auf ihre eigene Situation ist die Grundlage zum Erwerb von Orientierungskompetenz aus der Geschichte.

- Das Arbeiten an den einzelnen Schnittstellen des Längsschnitts ist am effizientesten, wenn die SchülerInnen dabei die Gelegenheit zum Erwerb der historischen Kompetenzen erhalten.[42] Fertige Geschichten sollen dekonstruiert und multiperspektivische Materialien auf ihre Stichhaltigkeit abgeklopft und neue Geschichten rekonstruiert werden. Dadurch wird erst der große Zeitaufwand, den komplexe Längsschnitte mit sich bringen, gerechtfertigt.
- Augenmerk sollte auch auf die Strukturierung der Schnittstellen gelegt werden. Reflexion der SchülerInnen über die Veränderungen, Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten im Laufe eines Längsschnitts und mögliche Schlüsse daraus werden dadurch erleichtert, dass Schnittstellen so gewählt und bearbeitet werden, dass sie in ihren Strukturen für die SchülerInnen vergleichbar werden."[43]

d) Konstruktion eines Kerncurriculums für plurale, demokratische Gesellschaften (v. Borries)

V. Borries fordert ein, die derzeitigen Standardthemen auf den Prüfstand zu stellen: „Das bedeutet

- nicht nur die Selektion und die dahinter stehenden Werte erneut auf veränderte Bedingungen (z.B. Globalisierung, Europäisierung, Pluralisierung, Migration) „einzustellen" (d.h. mögliche „Anpassung" und zugleich mögliche „Widerständigkeit" zu berücksichtigen), und dabei heutiges Selbstverständnis („Identität") und heutige Zukunftsaufgaben („Überleben und Würdig-Leben") ausdrücklich auszuweisen,
- sondern auch die Figur dieser Festlegung insofern zu ändern, als sie zugleich explizit sichtbar gemacht („reflexive Schleifen"), grundlegend demokratisiert und pluralisiert, zukunftssensibel zugespitzt („Beschleunigung von Fortschritt und Krisen", „aktive

[42] Zu den historischen Kompetenzen im FUER-Projekt siehe u.a.: W. Schreiber, Förderung der historischen Kompetenz der Schüler als Operationalisierung des Qualitätsstandards „Entwicklung und Förderung des reflektierten und (selbst-)reflexiven Umgangs mit Geschichte, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik, Schwalbach 2003, S.28-37.

[43] Melichar, F. (Hg.): Geschichte im Längsschnitt, Neuried 2006.

Beteiligung der Jugend am – unvermeidlichen – Wandel, an ‚Transformation'") und maßgeblich in die Autonomie des einzelnen gestellt werden („Verhandlung statt Oktroi": *„Habe Mut, dich deines* eigenen *Verstandes zu bedienen.*").[44]

In der Einleitung zu seinem aktuellsten unterrichtspraktisch ausgerichteten Band[45] differenziert v. Borries diese Forderungen aus. – Auch wenn sich an einigen Stellen der Verdacht aufdrängt, dass „Standardthemen" ausgetauscht werden sollen. Die kategoriale Ausrichtung auf Kompetenzförderung und auf Orientierung in Gegenwart und Zukunft bleibt auch dann vorhanden, wenn die Gattungsgeschichte der Menschheit und nicht eine nationale Geschichte der Bezugspunkt ist.

Alle Vorschläge, die Förderung von (Sach-)Kompetenz anhand von „Standardthemen" zu versuchen, gehen von der Einsicht aus, dass Inhalte nicht einfach „festgelegt" werden können, sondern dass Auswahl und Akzentuierung ausgehandelt/begründet/bedacht werden müssen, dass an die Stelle des einen Themas in aller Regel ohne größere Probleme ein anderes treten kann, ohne dadurch den Aufbau historischer (Sach-)Kompetenz zu stören. Weder Lehrpläne, noch Schulbücher, noch zentrale Prüfungen nehmen dem Geschichtslehrer die Verantwortung für Auswahl und Akzentuierung der konkreten Unterrichtsstunde und die Orientierung seines gesamten Geschichtsunterrichts auf Leitziele hin ab.

3. Standardthemen und die an den Operationen historischen Denkens orientierten Kompetenzbereiche

Die aus den Operationen des historischen Denkens abgeleiteten Kompetenzbereiche, die historischen Frage-, Methoden-, Orientierungskompetenzen haben Relevanz für alle Themen, also auch für die Standardthemen. Der Umkehrschluss ist, dass ihre Förderung selbstverständlich auch im Umgang mit den Standardthemen möglich ist: Es gilt gerade hier: Zeit, klug investiert, spart an anderer Stellen.

Am Beispiel der **Re-und De-Konstruktionskompetenz** lässt sich das sehr gut verdeutlichen: Wenn die Konventionen für einen reflektierten Umgang mit Quellen und fertigen historischen Narrationen gerade an

[44] Borries, B. v.: „Kompetenz-Strukturmodell" und „Kerncurriculum", in: Körber, A./ Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

[45] Borries, B. v.: Durchbrüche von Wirtschaft und Wissenschaft – Krisen von Umweltgeschichte und Innenwelt? Versäumte Lektionen zur Ökologie und Mentalitätsgeschichte, Herbolzheim 2006, S.11-18.

„Standardthemen" erarbeitet werden, wird das kritische Potenzial der historischen Methode gegenüber unkritischen Geschichtsbildern und Geschichts-Benutzungen aktiviert. Ebenso wird aber auch da, wo das der Fall ist, gezeigt, dass Standardthemen, indem sie auf fundierte und plausible Weise mit Vergangenheit/Geschichte umgehen, zu Recht Gegenwart und Zukunft orientieren.

- Es gilt also, „Quellenarbeit" gerade an den Beständen zu erlernen, die von maßgeblichen gesellschaftlichen Gruppen für kulturell bedeutsam gehalten werden. Das sollte geschehen vor dem Horizont der dem jeweiligen Lernalter entsprechenden Einsichten in die Perspektivität der Quellen, in die Partialität ihrer Überlieferung, in die Selektivität der Fragestellungen. Vice versa soll das De-Konstruieren historischer Narrationen an solchen Beispielen gelernt werden, die in der Geschichtskultur präsent und wirkungsmächtig sind.
- Beim Aufbau von **Re-Konstruktionskompetenz** geht es natürlich um Erfahrungen in der *Heuristik* und um das Erlernen der Schritte der *inneren und äußeren Quellenkritik*. Vor allem wichtig ist aber zu lernen, aus mehreren, auch kontroversen Quellen, plausible „Vergangenheitspartikel" zu erschließen (*Interpretation*). Ziel ist die Einsicht, dass Quellen Vergangenheit nicht abbilden, dass aber zugleich ohne sie das Erschließen vergangener Phänomene und Entwicklungen nicht möglich ist.[46] Auch wenn die Differenziertheit dieser Einsicht weit streut; fehlen darf sie selbst auf basalem Niveau nicht. – Wir haben es sonst nicht mehr mit historischem Denken zu tun.[47] Gleichberechtigt neben den Umgang mit Quellen tritt der Aufbau der Kompetenz, *historische Narrationen zu konstruieren*, die die gestellten historischen Fragen beantworten, in sich plausibel argumentieren und dabei

[46] Die aktuellste Studie Bodo von Borries' hat gerade im Quellenverständnis große Defizite (bis hinauf zu Geschichtsstudierenden) ausgemacht. Vgl. Borries, B. v. u.a.: Schulbuchverständnis, Richtlinienbenutzung und Reflexionsprozesse im Geschichtsunterricht. Eine qualitativ-quantitative Schüler- und Lehrerbefragung im Deutschsprachigen Bildungswesen 2002, Neuried 2005. Auch Hans-Jürgen Pandel konstatiert diese Defizite: Vgl. Pandel, H.-J.: Geschichtsunterricht nach PISA: Kompetenzen, Bildungsstandards und Kerncurricula, Schwalbach 2005.

[47] Vgl. hierzu Körber, A.: Niveaustufenunterscheidung (Graduierung) von Kompetenzen der Verfügung über epistemologische Grundprinzipen (Begriffs- und Strukturierungskompetenz) – eine Skizze, in: Körber, A./Schreiber, W. (Hgg.): Kompetenzen historischen Denkens. Ein Strukturmodell und Beiträge zur Entwicklung von Bildungsstandards, Neuried 2006 (im Druck).

die jeweils relevanten normativen Bezugspunkte beachten (Normen der Vergangenheit, der Gegenwart, normative Erwartungen für die Zukunft). Die Schüler müssen vergangenheitsbezogene Deutungs- und Urteilsmuster kennenlernen (wiederum als Werkzeug), ebenso gegenwarts- und zukunftsbezogene Sinnbildungsmuster. Sie müssen lernen mit ihnen umzugehen, mindestens auf konventionellem Niveau, idealerweise auch auf eigenständige Weise, die sich von Leitfäden und anderen „Hilfen" freimachen kann (das entspräche einem elaborierten Niveau).

- Auch beim Aufbau der **De-Konstruktionskompetenz** geht es darum, die z.B. in Leitfäden ausgewiesenen „konventionellen" Teilschritte zu erlernen. Ohne Bestandaufnahme, ohne Analyse der (Tiefen-)Struktur, ohne (exemplarische) Triftigkeitsprüfung ist keine plausible Urteilsbildung möglich. Auch auf die Diskussion über die Analyse sollte nie verzichtet werden. Dennoch müssen diese Schritte von Anfang an als Werkzeug und nicht als Selbstzweck aufgefasst werden. Diese Voreinstellung erleichtert es, Konventionen als solche zu erkennen und gegebenenfalls zu überwinden.
- Es wurde bereits festgestellt, dass es besonders wertvoll ist, das De-Konstruieren an solchen Themen zu lernen, denen in der historischen Forschung und/oder der öffentlichen Geschichtskultur Bedeutung zugewiesen wird. Weil die Bedeutungszumessung äußerst unterschiedlich ist (vgl. Kap. 2), kann gerade hier der Bezug zur Frage- und Orientierungskompetenz hergestellt werden.
- Standardthemen werden in der Regel mit **„Orientierung"** in Verbindung gebracht. Auch wenn in manchen Lehrplänen besonders deutlich ihre Funktion für die „Orientierung in der Vergangenheit" betont wird, zumindest implizit und latent erfolgt durch die Standardthemen auch eine Bedeutungszuweisung für die Gegenwart/Zukunft: Was der nachfolgenden Generation „vermittelt" werden soll, oft sogar in einer bestimmten Deutung, enthält „Botschaften" auch für die Gestaltung der Zukunft. Unstrittig ist zumindest, dass die meisten der Standardthemen Bausteine zum Verstehen der gegenwärtigen Welt liefern wollen.
- Die Bedeutung der **Fragekompetenz** ist bereits mehrfach angeklungen. Das hat damit zu tun, dass die historische Fragestellung konstitutiv für die Konstruktion einer Geschichte ist: Ohne Frage keine Geschichte. Zudem liegen verfahrensbezogene Fragen dem Re- und De-Konstruieren zugrunde, inhaltsbezogene dem Sich-Orientieren, aber auch dem Aufbau von Sachkompe-

Universitätsbibliothek Eichstätt

tenz, theoriebezogene der Meta-Reflexion über Geschichte, subjektbezogene der Entwicklung von Orientierungskompetenz. - Gerade wegen dieser breiten Relevanz des historischen Fragens ist es notwendig, den Aufbau von Fragekompetenz gezielt und systematisch zu fördern. Dabei müssen die beiden Kernkompetenzen berücksichtigt werden (selbst historische Fragen stellen und Fragestellungen, die hinter historischen Narrationen stehen, zu erschließen). Wieder ist es wertvoll, das an Standardthemen zu tun. Die Argumente wiederholen sich. „Standard"-Deutungen zu hinter-fragen bzw. Standardthemen durch neue Fragen für sich selbst mit Bedeutung zu versehen, das sind Aufgaben, die auch im Geschichtsunterricht unterstützt werden sollen.

- Es gibt Inhalte, und vor allem, es gibt Thematisierungen, die es bestimmten Schülern erleichtern bzw. erschweren, historisch zu fragen. Es wäre Ausdruck der Diagnosekompetenz der einzelnen Lehrer, dies zu erkennen. Theoretische Vorarbeiten, die in diese Richtung weisen, gibt es noch kaum.

Dass die Kompetenz-Förderung an Standardthemen (Wende 1989/90) ansetzen kann, ohne dass das viel Unterrichtszeit in Anspruch nehmen müsste, hat kürzlich Robert Labhart[48] gezeigt: Ausgehend vom Vergleich der Darstellung in unterschiedlichen Schulbüchern[49] hat er „produktive Verfahren" zur Kompetenz-Förderung in den einzelnen Kompetenzbereichen vorgestellt.

[48] Labhardt, R.: Geschichtslehrmittel als Impulse für Kompetenzentwicklung. Anregungen für die Sekundarstufe II, in: Schreiber, W./Gruner, C. (Hgg.): Geschichte durchdenken. Schüler de-konstruieren internationale Schulbücher. Das Beispiel: „Wende" 1989/1990, Neuried 2007 (in Vorbereitung).

[49] Hierzu liegen inzwischen mehrere Praxisbände vor: Schreiber, W./Mebus, S. (Hgg.): Durchblicken – De-Konstruktion von Schulbüchern, Eichstätt ²2006 – Band 1 der Reihe Themenheft Geschichte – stellt das De-Konstruieren von Schulbüchern als Weg vor, historische Kompetenzen, insbesondere die De-Konstruktionskompetenz, zu fördern. In Mebus S./Schreiber, W. (Bearbeiter): Geschichte denken statt pauken. Didaktisch-methodische Hinweise und Materialien zur Förderung historischer Kompetenzen, Meißen 2005, wird die Palette der Beispiele erweitert. Schreiber/Schöner verdeutlichen dort in ihrem Beispiel, dass auch solche Schulbücher, die die Kompetenzförderung nicht eigentlich als Ziel verfolgen, quasi gegen den Strich gekämmt zur Kompetenzförderung genutzt werden können (Schreiber, W./Schöner, A: Überlegungen zur Förderung des reflektierten und (selbst-)reflexiven Umgangs mit Geschichte durch Schulbücher, S.301-313). Der Band: Schreiber, W./Gruner, C. (Hgg.): Geschichte durchdenken. Schüler de-konstruieren internationale Schulbücher. Das Beispiel: „Wende" 1989/1990, Neuried 2007, fokussiert auf die Schüler: U.a. in Beiträgen, die Schüler und Studierende verfasst haben, wird sichtbar, dass die Jugendlichen durch den De-Konstruktionsansatz ganz und gar nicht überfordert werden.

- Mit der *Oberflächenstruktur* eines Schulbuchkapitels vor Augen formulieren die Schüler Fragen zum Aufbau des Kapitels, zu den inneren und äußeren Kohärenzen und geben sich gegenseitig begründete Antworten. Auf diese Weise wird sowohl organisiert, dass die Struktur des Schulbuchkapitels in der Klasse diskutiert wird; zugleich erfolgt eine gezielt Förderung von Fragekompetenz, wobei sich in den Fragestellungen die Fachtermini (→Sachkompetenz) wieder verflüssigen und die Beherrschung der Begriffskonzepte überprüft werden kann.
- Eine *Zusammenstellung der Materialien*, die in verschiedenen Schulbüchern zur Darstellung des Standardthemas „Wende 1989/90" genutzt werden, bildet die Grundlage für eigene Re-Konstruktions-Versuche (eventuell sogar einschließlich der heuristischen Erweiterung der Quellenbasis), für die De-Konstruktion der Schulbuchnarrationen, für die Entwicklung der theoriebezogenen Sachkompetenz.
- Auch der Auftrag an die Schüler, zu bestimmten Fragestellungen *selbst eine Geschichtsdarstellung für ein Schulbuch zu verfassen*, kann für die Förderung mehrerer Kompetenzbereiche genutzt werden. Im Vergleich der unterschiedlichen Schüler-Narrationen können Qualitätskriterien für das Re-Konstruieren erarbeitetet werden (→Methodenkompetenz). Der Konstruktcharakter von Geschichte, die „Perspektivität" der historischen Narrationen wird den Schülern an den selbst produzierten Texten und den dahinter stehenden eigenen Überlegungen leichter erkennbar (→De-Konstruktionskompetenz; theoriebezogene Sachkompetenz). Das Hinterfragen gelingt an eigenen Texten leichter,[50] als an autoritativ ausgezeichneten, von Historikern, Schulbuchautoren oder dem Geschichtslehrer verfassten (→Fragekompetenz).

Das Resümee aus diesen Überlegungen ist schnell gezogen: Der reflektierte Umgang gerade mit Standardthemen nimmt diese in der ihnen zugewiesenen Bedeutung ernst, nicht aber, indem diese gepaukt werden, sondern indem diese zum „Geschichte-denken-Lernen" genutzt werden.

[50] Vgl. ähnliche Überlegungen bei Schreiber, W.: Entwicklung historischer Kompetenz. Das Geschichtsbewusstsein von Grundschülern fördern II, in: Dies. (Hg.): Erste Begegnungen mit Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, 2 Teilbände, Neuried ²2004, S.47-113.

„Grundwissen": Chancen und Möglichkeiten zur Förderung der historischen Kompetenz im Geschichtsunterricht

Carola Gruner

Betrachtet man die Lehrpläne der weiterführenden Schulen (HS, RS, G8/G9[1]) in Bayern, so wird man feststellen, dass die Ausbildung und Förderung eines (soliden) Grundwissens fest in den Lehrplänen verankert ist. Jede Lehrkraft kennt die besonders hervorgehobenen Abschnitte, die festlegen, dass das hier genannte Grundwissen den Schülern bis zum Ende des jeweiligen Schuljahres zu vermitteln ist. „Grundwissen" betrifft aber nicht nur die weiterführenden Schulen, sondern in gleichem Maße die Grundschule, so dass die Grundwissensvermittlung Lerngegenstand für alle Schularten und Jahrgangsstufen bildet.

Bei genauerer Überlegung wird man sich – nicht zu unrecht – die Frage stellen, was mit dem Begriff „Grundwissen" eigentlich gemeint ist. Verbergen sich dahinter lediglich Begriffe, Daten, Fakten? Beschäftigt man sich intensiver, so werfen sich viele weitere Fragen auf: Wie passen die Hinweise zu fachspezifischen Methoden, zu Einstellungen, Haltungen, Orientierungen ins Bild? Was „bringt" das Konzept? Lässt es sich mit dem Ansatz „historische Kompetenzen fördern" verbinden? Welche Möglichkeiten bietet das Grundwissen Lehrern und Schülern? Usw.

Mit diesem Beitrag wird versucht, zumindest auf einige der Fragen eine Antwort zu geben. So wird im Folgenden auf das Grundwissen im Lehrplan, und dabei speziell die Möglichkeiten, die es im Geschichtsunterricht eröffnet, näher eingegangen.

I. Die Verankerung des Grundwissens in den Lehrplänen – Eine Bestandsaufnahme

Am Beginn der Überlegungen steht zunächst eine Art Bestandsaufnahme zum Thema. Dabei wird aufgezeigt, welche Verknüpfungen und Hinweise sich zur Entwicklung und Förderung der „historischen Kompe-

[1] Im fortlaufenden Text werden überwiegend die Abkürzungen für die jeweiligen Schularten verwendet, die an dieser Stelle kurz erläutert sind: GS= Grundschule; HS= Hauptschule; RS= Realschule; G8 = achtjähriges Gymnasium; G9 = neunjähriges Gymnasium.

tenz"[2] bei den Lernenden in den Grundwissensbestimmungen der Lehrpläne wieder finden.

1. Die Grundschule

Wenn auch im Lehrplan der Grundschule kein expliziter Abschnitt zum Grundwissen existiert, so ist es doch gerade die Grundschule, die „Grundkenntnisse, Grundfähigkeiten und -fertigkeiten" aus- und aufbaut:[3] Es ist eine selbstverständliche Aufgabe der Grundschule Grundlegendes zu vermitteln, da die „weiterführenden Schulen [...] auf Wissen, Handlungsmustern und Verfahrensweisen, Einsichten und Verstehen sowie Wertorientierung aufbauen können [sollen], die in den Zielen und Inhalten des Grundschullehrplans beschrieben sind".[4]

Betrachtet man das Fachprofil Heimat- und Sachunterricht (HSU), in dem das spätere Schulfach Geschichte integriert ist, so stellt man fest, dass hier die Vermittlung von Grundwissen deutlich formuliert ist: „Die Schüler erwerben ausgewähltes grundlegendes Wissen über die Menschen und ihr Leben in Vergangenheit und Gegenwart, über den Wohnort und die Region, [...] und über die sie umgebende Sachwelt."[5]

An dieser Stelle lässt sich deutlich der Bezug zu historischen Sachkompetenzen, also zur Förderung der Begriffs- und Strukturierungskompetenz erkennen. Es geht darum, Begriffe, aber auch Narrative zu kennen und mit ihnen umgehen zu können. Dabei steht weniger die Vermittlung und die Entwicklung eines theoretischen Wissens im Vordergrund als vielmehr die Vermittlung relevanter Inhalte.

Weiter heißt es im Fachprofil: „Sie [Die Schüler] entwickeln fachliche und überfachliche Fähigkeiten und Fertigkeiten, erlernen Arbeitstechniken und eignen sich allmählich eine zielgerichtete Arbeitshaltung an."[6]

Es geht hier vor allem um auf historisches Denken bezogene überfachliche Methoden in ihrer Relevanz für den Umgang mit Vergangenheit/Geschichte. Von Bedeutung ist aber auch deren „Abspeicherung" als „verinnerlichte" Leitfäden (Scripts) im Kompetenzbereich der historischen Sachkompetenzen, als ein Verfahrenswissen, das für spätere Denkprozesse verfügbar sein muss. Es spiegelt sich hier also die Förderung und Entwicklung der historischen Methodenkompetenzen und wiederum der historischen Sachkompetenzen. Nun steht aber die theoriebezogene Seite der Sachkompetenzen im Vordergrund, was sich in der an dieser Stelle sich eröffnenden Möglichkeit, nämlich die Lernenden mit den epistemologischen Prinzipien des historischen Denkens vertraut zu machen, verdeutlicht. Auch die Förderung der historischen Fragekompetenzen ist in dieser Passage integriert, denn wenn Schüler Arbeitstechniken erlernen und sich eine zielgerichtete Arbeitshaltung aneignen sollen, so gehört dazu gleichermaßen, historische Fragen nicht nur zu kennen, sondern sie an die Vergangenheit stellen zu können (und wollen), diese aber auch in Narrationen zu erkennen und zu erfassen. Damit wiederum wird der Bogen zu den Methodenkompetenzen gespannt, die die Förderung der Re- sowie der De-Konstruktionskompetenz umfasst. Beide Basisoperationen erfordern einen sach- und fachgerechten Umgang mit Fragen.

Wenn im Fachprofil Heimat- und Sachunterricht der Grundschule das im Folgenden Zitierte formuliert wird, lassen sich wiederum deutliche Ansätze zur Förderung und Entwicklung historischer Sachkompetenzen aufzeigen. Es finden sich alle Strukturierungen der historischen Sachkompetenzen. Dabei ist es wichtig, dass sich zunächst die Lehrkräfte bewusst werden, was mit subjektbezogenen Konzepten, inhaltsbezogenen Kategorien, kategorialen, begrifflichen Bestimmungen von (forschungs-) methodischen Verfahrensscripts und epistemologischen Prinzipien[7] gemeint ist und sich mit diesen auseinandersetzen, bevor sie in einem nächsten Schritt ihre Anwendung in der Vermittlung finden.[8] Des Weiteren wird sehr deutlich, dass die Schüler nicht auf einer Stufe stehen bleiben dürfen, bei der es nur darum geht, Methoden und Fragen zu kennen. Die Lernenden müssen vielmehr sozusagen innerhalb der Kompetenz-

[2] Im vorliegenden Beitrag wird nicht explizit geklärt, was unter „historischer Kompetenz" bzw. den einzelnen Kompetenzbereichen (Historische Frage-, Sach-, Methoden-, Orientierungskompetenzen) zu verstehen ist. Vgl. dazu Beitrag von Waltraud Schreiber, S.15-48 in diesem Band.

[3] So heißt es beispielsweise bereits im Vorwort des Grundschullehrplans, dass Schüler dazu angeleitet werden „ihr Wissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten [...] weiterzuentwickeln und sich damit einen Schlüssel für ihr Weltverständnis zu erwerben." Lehrplan für die bayerische Grundschule, 2000, S.2. Weiter heißt es in den Grundlagen und Leitlinien, dass die Grundschule „die Basis, um das kulturelle Erbe zu bewahren und weiterzuführen", legt. Lehrplan für die bayerische Grundschule, Kap.I.1, 2000, S.6.

[4] Lehrplan für die bayerische Grundschule. Kap.I.1.5, 2000, S.7.

[5] Lehrplan für die bayerische Grundschule, 2000, S.34.

[6] Lehrplan für die bayerische Grundschule, 2000, S.34.

[7] Schreiber, W./Körber, A. u.a.: Historisches Denken, 2006, S.28.

[8] Es versteht sich, dass wohl nie alle Operationen in ihren Ausdifferenzierungen in *einer* Unterrichtsstunde oder -sequenz thematisiert bzw. in bestimmter Weise berücksichtigt werden.

bereiche „historische Methoden- und Fragekompetenzen" bewegungsfähig gemacht werden, im Umgang mit Fragen und Methoden geschult sein und am konkreten Beispiel unter beabsichtigter, eigenständiger Anwendung verschiedener erlernter Methoden Fragen bewusst stellen, hinterfragen, wahrnehmen, erkennen:

„Auf der Grundlage bewusster Wahrnehmung und zunehmend analytischen Denkens erschließen sich die Schüler Begriffe, Zusammenhänge, Strukturen sowie Modellvorstellungen und wenden erworbenes Wissen in verschiedenen Situationen an."[9]

Bei aller notwendigen und sicher unumstrittenen Elementarisierung und kindorientierten Vermittlung in der Grundschule lernen also die Schülerinnen und Schüler von Anfang an inhalts-, theorie- *und* methodenorientiert. Es wird deutlich, dass bereits in der Grundschule historische Kompetenz bei den Schülern gefördert werden *kann*, ja vielmehr *soll* und sogar *muss*. Nur dann kann in den weiterführenden Schulen auf das erworbene Grundwissen mit seinen vielen Facetten auf sinnvolle Weise aufgebaut und die Förderung der historischen Kompetenz im Geschichtsunterricht vorangetrieben werden.

2. Die Hauptschule

Wie bereits angedeutet, bildet die Vermittlung von Grundwissen in den Lehrplänen der weiterführenden Schulen einen fest verankerten Bestandteil. Im derzeit gültigen Hauptschullehrplan ist bereits in den Leitlinien formuliert, dass der „Unterricht in der Hauptschule [...] vorrangig Grundwissen und Kernkompetenzen [vermittelt], er konzentriert sich auf das Wesentliche und Grundlegende".[10]

In den jeweiligen Fachlehrplänen findet sich die Rubrik „Wiederholen, Üben, Anwenden, Vertiefen", die „grundlegende und lebensbedeutsame Ziele und Inhalte, die für den Erwerb und nachhaltigen Aufbau von Grundwissen und Kernkompetenzen wesentlich sind", beinhaltet.[11] Bis zum Ende der Jahrgangsstufen 9 und 10 (M-Zug) sollen die Schüler die für das Fach Geschichte/Sozialkunde/Erdkunde ausgewiesenen historischen Kernkompetenzen[12] und ein entsprechendes historisches Grundwissen erworben haben. Dabei handelt es sich um unverzichtbare Lerninhalte

9 Lehrplan für die bayerische Grundschule, 2000, S.34.

10 Lehrplan für die bayerische Hauptschule, Kap.I.4.1, 2004, S.10.

11 Lehrplan für die bayerischen Hauptschule, Kap.I.4.4, 2004, S.11.

12 Zur Ergänzung sei an dieser Stelle erwähnt, dass auch für die anderen Fächer Grundwissensinhalte formuliert sind.

und Lernziele.[13] Auch hierin spiegeln sich die zum Erwerb eines reflektierten und (selbst-)reflexiven Geschichtsbewusstseins notwendigen Kompetenzen wieder. Allerdings, auch das muss festgestellt werden, wurden im Lehrplan einzelne problematische Formulierungen gewählt. Die historischen Sachkompetenzen, die in den Grundwissensformulierungen für die Hauptschule besonders auf inhaltsbezogene Kategorien gerichtet sind, zeigen sich, wenn die Schülerinnen und Schüler „das Zusammenleben der Menschen in ihrem jeweiligen Lebensraum, in Geschichte und Gegenwart untersuchen"[14]. Problematisch ist hier, dass Geschichte mit Vergangenheit gleichgesetzt wird.[15]

Hinweis auf die Förderung der historischen Methodenkompetenzen gibt das Verb „untersuchen". Die Bedeutung im Lehrplan findet es vor allem an der Stelle der Formulierungen für die Grundwissensvermittlung, wenn die Schüler den Umgang mit Quellen, aber auch mit Darstellungen lernen.[16] Es wird hiermit klar, dass sowohl die Re- als auch De-Konstruktionskompetenz in dieser Schulart gefördert werden soll. Während die Kompetenzbereiche historische Methoden- und Sachkompetenzen im Vordergrund des Hauptschullehrplans stehen, werden die historischen Orientierungskompetenzen[17] kaum berücksichtigt, so dass hier nicht näher darauf eingegangen wird.

3. Die Realschule

Die Realschule, die sich als eine allgemein bildende und berufsvorbereitende Schulart versteht, will grundlegende fachspezifische Kompetenzen und Schlüsselqualifikationen für das Berufsleben fördern. Es gehört also zum Anspruch der Realschule, Grundwissen zu vermitteln. So sollen z.B. im gesellschaftswissenschaftlichen Bereich die wichtigsten fachspezifischen Arbeitsweisen, Fachbegriffe sowie ihre sachgerechte

13 Lehrplan für die bayerische Hauptschule, 2004, S.50 (Beachte dazu die Liste im Fachlehrplan der Jhgst. 9/10 S.424f.).

14 Lehrplan für die bayerische Hauptschule, 2004, S.50.

15 Zur Unterscheidung von „Geschichte" und „Vergangenheit" vergleiche den Beitrag von Waltraud Schreiber, S.15-48 in diesem Band.

16 Lehrplan für die bayerische Hauptschule, im Besonderen Gliederungspunkt „Arbeitsweisen", 2004, S.50.

17 Wenn auf die historischen Orientierungskompetenzen im Hauptschullehrplan überhaupt eingegangen wird, dann lediglich in den ausgewiesenen Lernzielen, wobei auch hier die Förderung dieses Kompetenzbereichs eher vage formuliert und nicht auf den ersten Blick als solche erkennbar ist.

Verwendung vermittelt werden.[18] Sowohl die historischen Methodenkompetenzen mit der Entwicklung und Förderung der Fähigkeit, Fertigkeit und Bereitschaft zur Re- und Dekonstruktion als auch die historischen Sachkompetenzen lassen sich hier verankern. Dabei spielt die Vermittlung von historischen Inhalten eine ebenso wichtige Rolle wie die Auseinandersetzung mit Theorien, wozu die Kenntnis und bewusste Anwendung der Prinzipien des historischen Denkens im Geschichtsunterricht zweifelsohne gehören. Die genannten Komponenten leisten einen entscheidenden Beitrag zum sach- und fachgerechten Umgang mit Vergangenheit/Geschichte.

Die Realschule legt erkennbar mehr Wert auf Qualität als auf Quantität. Deshalb erwerben die Schülerinnen und Schüler einen „soliden Bestand an Grundwissen [...], der immer wieder geübt, angewandt und gemäß den Zielsetzungen der Realschule zunehmend ausgebaut wird."[19] Das heißt, „Sicherung" nimmt eine wichtige Rolle im Unterricht ein. Die Lehrenden achten deswegen darauf, im Unterricht immer wieder zusammenzufassen, zu wiederholen, zu üben, und zwar auch in neuen Zusammenhängen. Damit will man sicher gehen, dass die Schüler das Gelernte verstanden haben und dauerhaft – auch über die Schule hinaus – anwenden können.

Zudem betont der Lehrplan der Realschule die Vermittlung und Förderung überfachlicher, grundlegender Kompetenzen und Einstellungen, wie z.B.

- Entscheidungsfähigkeit, Eigeninitiative,
- systematisches Vorgehen, Konzentrationsvermögen,
- Lernfähigkeit und Lernwilligkeit usw.

Eng vernetzt damit sollen fachspezifische Kompetenzen entwickelt werden. Im Fachprofil Geschichte ist die Rede von der Förderung eines reflektierten Geschichtsbewusstseins. Dabei werden im Besonderen die historischen Orientierungskompetenzen hervorgehoben, wenn den Schülern vermittelt werden soll, dass die Beschäftigung mit Vergangenheit lebensbedeutsam ist, wenn man sich also mit Hilfe von Geschichte orientieren kann. Die historischen Sachkompetenzen finden ihre Bedeutung, sobald sich Schüler ein an den Ergebnissen der historischen Forschung orientiertes Wissen aneignen, das sachsystematisch gesichert werden soll

[18] Lehrplan der bayerischen Realschule. Bildungs- und Erziehungsauftrag 1.1.2, Kap.: Vermittlung eines soliden Grundwissens, 2001, S.14.

[19] Lehrplan der bayerischen Realschule. Bildungs- und Erziehungsauftrag 1.1.2, Kap.: Vermittlung eines soliden Grundwissens, 2001, S.14.

und sie befähigt, geschichtliche Zusammenhänge zu erkennen.[20] Die historischen Methodenkompetenzen schließlich lassen sich finden, wenn die Lernenden sich mit fachspezifischen Methoden der Rekonstruktion von Vergangenheit auseinandersetzen (z.B. wie kommt historisches Wissen überhaupt zustande?), aber auch den fachgemäßen Umgang mit Quellen und mit Darstellungen lernen. An dieser Stelle des Lehrplans kommt also sowohl die Re-Konstruktionskompetenz als auch die De-Konstruktionskompetenz zum Tragen.[21]

4. Das Gymnasium

Das Gymnasium setzt sich bei der Ausbildung seiner Schüler hohe Ziele, die sich nicht zuletzt aus der angestrebten Befähigung zum Studium ableiten. So soll das Gymnasium junge Menschen heranbilden, die „über eine breite Wissensbasis sowie die Fähigkeit zum Transfer verfügen [...]"[22], die zudem „geistig besonders beweglich und phantasievoll sein [sollen], schnell, zielstrebig und differenziert lernen [...], zunehmend die Fähigkeit zu Abstraktion und flexiblem Denken, zu eigenständiger Problemlösung [...] entwickeln."[23]

Wenn man nun den Bogen spannt zum Grundwissen, so spiegelt sich das eben Ausgeführte: Während im Lehrplan der Realschule beispielsweise von der „Vermittlung eines *soliden* Grundwissens" die Rede ist, spricht das Gymnasium von einem „*vertieften* breit angelegten Grund-(lagen)wissen", wobei vor allem die

- Schulung der Fähigkeit zur Abstraktion und Theoriebildung,
- die Nutzung der Analyse und Reflexion für die eigene Orientierung und
- Übertragung von Gelerntem in neue Zusammenhänge wichtig ist.[24]

Gerade durch das Letztgenannte wird die Bedeutung des Grundwissens klar gemacht.

Es zeigt sich an dieser und vielen anderen Stellen, dass im gymnasialen Lehrplan den historischen Orientierungskompetenzen ein hoher Stel-

[20] Lehrplan der bayerischen Realschule, 2001, S.67f.

[21] Lehrplan der bayerischen Realschule, 2001, S.67f.

[22] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Kap. 1, 2003, S.9.

[23] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Kap. 1.1 (2), 2003, S.10.

[24] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Kap. 1.1 (3), 2003, S.10.

lenwert zukommt:[25] „Der gymnasiale Unterricht vermittelt nicht nur Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern begleitet die Schüler auch bei ihrer Suche nach Sinn und Orientierung."[26] Neben die historischen Sach-, Methoden- und Fragekompetenzen tritt also hier in hohem Maße die Forderung und Notwendigkeit zur Förderung und Entwicklung der historischen Orientierungskompetenzen.

Zusammenfassend lassen sich Verankerungen in den Grundwissensanforderungen des Lehrplans zu folgenden Kompetenzbereichen finden:

Die historischen Sachkompetenzen mit dem Schwerpunkt der inhaltsbezogenen Kategorien werden angesprochen, wenn die Schüler vertiefte Erkenntnisse über Strukturen, Entwicklungen, Ereignisse und Persönlichkeiten erhalten sollen.[27] Die historischen Methodenkompetenzen[28] sind zu erkennen, wenn sich die Lernenden mit historischen Forschungsmethoden und fachspezifischen Vorgehensweisen zur Erschließung der Vergangenheit beschäftigen, wenn die Schülerinnen und Schüler erfahren sollen, wie historisches Wissen entsteht, wenn sie Quellen und Darstellungen nicht nur begegnen, sondern kritisch mit ihnen umzugehen lernen und dabei auch unterschiedliche Perspektiven wahrnehmen.[29] Die historischen Orientierungskompetenzen finden ihre Verankerung im Lehrplan, wenn die Schüler unter anderem durch Perspektivenübernahme und die (reflektierte) Beschäftigung mit Zusammenhängen zwischen Vergangenheit und Gegenwart lernen, sich in ihrer eigenen Lebenswelt zu orientieren und damit auch Zukunft mitzugestalten.[30]

Um letztendlich das Gelernte nachhaltig zu sichern und zu festigen, muss permanent und abwechslungsreich geübt, wiederholt, vertieft und verknüpft werden.[31] Dies ist unerlässlich, da neue Aufgabenstellungen nur zu bewältigen sind, wenn man möglichst schnell und präzise auf ein möglichst großes Feld spezifischer Kenntnisse zurückgreifen kann.[32]

[25] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Kap. 1.1 (4), 2003, S.10.

[26] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, 2003, S.62.

[27] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, 2003, S.62.

[28] Im Lehrplan wird explizit von historischer Methodenkompetenz gesprochen, wenn es um das „Sammeln, Gliedern, Auswerten" geht. Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Gliederungspunkt: Lebensweltliche Bedeutung des Geschichtsunterrichts, 2003, S.62.

[29] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, 2003, S.62ff.

[30] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, u.a. Gliederungspunkt: Historisches Bewusstsein, 2003, S.62.

[31] Vgl. dazu analog auch die Bestimmungen im Lehrplan der Hauptschule bzw. Realschule.

[32] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Kap. 1.1 (3), 2003, S.11.

Ebenso wie im Lehrplan der Realschule wird hier die Förderung der überfachlichen Kompetenzen betont.[33]

Auf die Formulierungen in den Bildungs- und Erziehungsaufträgen bzw. in den Fachprofilen „Geschichte" der Lehrpläne wird deshalb so ausführlich eingegangen, weil sie richtungsweisend sind, also eine Grundlage für die im Unterricht zu erreichenden Lernziele bzw. -inhalte des Faches Geschichte bilden. Der Logik der Lehrpläne folgend, müssen sie auch das „Grundwissen" grundlegen, das in den Fachlehrplänen der einzelnen Jahrgangsstufen hervorgehoben ist.

II. Grundwissen: Grundkenntnisse, -fertigkeiten, -einstellungen und die Spiegelung der Kompetenzen darin

Es wurde anfangs die Frage aufgeworfen, was mit „Grundwissen" eigentlich gemeint sei. In den vorangegangenen Ausführungen dürfte klar geworden sein: Es geht um die Vermittlung von *Grundkenntnissen, Grundfertigkeiten und Grundeinstellungen*, also nicht nur um inhaltliche Bereiche. Auf diese drei Begriffe wird im Folgenden näher eingegangen und dabei gezeigt, welche Kompetenzen sich darin spiegeln:

Grundkenntnisse: Betrachtet man die Ausführungen in den Jahrgangsplänen näher, so handelt es sich dabei um Inhaltliches: Es werden Begriffe, Ereignisse, Namen und Daten gelernt. Die Grundkenntnisse nehmen in allen Lehrplänen der weiterführenden Schulen den größten Raum ein. Ohne Zweifel hat das mit der Förderung von historischen Sachkompetenzen zu tun. Wer nicht über historisches Fachwissen verfügen kann, ist nicht sachkompetent. Allerdings zeichnet sich hier auch ein Problem ab: Zum Teil stehen die „Fakten" unverbunden da und stehen nur für einen konkreten Fall. Eine Systematisierung, z.B. über inhaltsbezogene Kategorien, unterbleibt. Theoriebezogene Hinweise, die die Grenzen und Möglichkeiten von Geschichte erst einsichtig machen, fehlen oft. Theorie ist auch für den Aufbau historischer Methodenkompetenzen von Bedeutung. Man kann weder re- noch de-konstruieren, wenn man sich nicht auch prinzipiell mit Geschichte befasst hat. Geschichtsunterrichts würde also zu kurz greifen, wenn nur Daten, Ereignisse, Namen, „Fakten" schriftlich oder mündlich abgefragt würden.

[33] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Kap. 1.3 (4), 2003, S.12. Besonders betont im Lehrplan des G8, 2004, S.4.

Grundfertigkeiten: Dieser Begriff wird vor allem im Lehrplan der Realschule genutzt und ist vielleicht nicht ganz glücklich gewählt. Mit dem Begriff „Fertigkeiten" verbindet man eher etwas Mechanisches, etwas, das man bereits „kann". Betrachtet man jedoch die Ziele, die unter dem Punkt „Grundfertigkeiten" genannt werden, so sieht man, dass hier sehr wohl auch Fähigkeiten miteinbezogen werden, die als Basis zur Ausbildung von Fertigkeiten gelten.

In jedem Fall stehen bei den Grundfertigkeiten die historischen Methodenkompetenzen im Vordergrund und damit verbunden – wie bereits bei den Ausführungen zu den Grundkenntnissen angedeutet – eine auf Theoriewissen und dessen Umsetzung in der Praxis bezogene historische Sachkompetenz. Gerade im Anfangsgeschichtsunterricht sollen die Schüler zunächst lernen, z.B. etwas als Quellen wahrzunehmen und zu nutzen, Quellen und Darstellungen zu unterscheiden. Die Re-Konstruktionskompetenz kommt ins Spiel, wenn gefordert wird, dass sich Schüler im Umgang mit den Quellen üben. Dies geschieht bereits in der Grundschule – wenn auch auf einem niedrigerem Niveau.[34] Wieder muss in diesem Zusammenhang leichte Kritik geübt werden: Die Graduierung, die Steigerung des Anspruchs bleibt beim Umgang mit Quellen oft unpräzise, wie folgendes Beispiel zeigt: Schüler sollen „Quellen erschließen und interpretieren"[35]. Trotz dieses Mankos liegen in den Lehrplänen dennoch unterschiedliche Niveaus vor, wenn z.B. Schüler im Laufe der Schuljahre

- Perspektiven erkennen sollen (LP RS Jhgst.7, LP G8 Jhgst.7/G9 Jhgst.8),
- Fakten und Fiktionalität unterscheiden sollen (LP G8 Jhgst.7/G9 Jhgst.8),
- in Archiven recherchieren oder Zeitzeugen befragen sollen (LP RS Jhgst.9)
- oder Intentionen des Autors herausarbeiten sollen (LP G9 Jhgst.10).

Es bleibt jedoch festzuhalten, dass die De-Konstruktionskompetenz angesprochen wird, aber nur wenig präzisiert, und noch weniger im Anspruchsniveau graduiert ist.

Es lässt sich erkennen, dass die Entwicklung historischer Fragekompetenzen von Anfang an unerlässlich ist. Besonders deutlich kommt dies im Lehrplan der Realschule der Jahrgangsstufen 6 und 10 zum Tragen, wenn gefordert wird, dass Schüler „Fragen an Quellen stellen und damit Informationen aus Quellen gewinnen" (Jhgst.6) oder wenn sie „historische Fragestellungen" eigenständig verfolgen und darstellen sollen (Jhgst.10). Auch hier besteht Bedarf, die Anforderungen präziser zu graduieren.

Nicht zuletzt ist an dieser Stelle die Medienkompetenz als Teil der historischen Methodenkompetenzen zu erwähnen. Schüler müssen in der heutigen Zeit mehr denn je in der Lage sein, Arbeitsergebnisse mit entsprechenden Medien präsentieren zu können. Dies gilt für den schulischen Bereich ebenso wie für den außerschulischen, vor allem, wenn sich die Lernenden im Berufsleben befinden.

Grundeinstellungen: Diese Formulierung zielt zweifelsohne auf die Lebenswelt der Schüler, und damit beziehen sich die an dieser Stelle im Lehrplan formulierten Lernziele in hohem Maße auf die historischen Orientierungskompetenzen.

Grundsätzlich müssen Schüler bereit sein, sich mit Vergangenheit, mit Geschichte (also den gedeuteten Zeugnissen der Vergangenheit) auseinander zu setzen. Zudem gilt es von Anfang an, den Schülern klar zu machen, dass ein Zusammenhang zwischen der Vergangenheit und Gegenwart besteht, dass Vergangenheit stets weiter wirkt. Wichtiger denn je scheint es, sich mit „europäischen Gedanken" zu beschäftigen. Sowohl im Grundwissenskatalog der Realschulen als auch der Gymnasien ist es fest verankert, sich der Wurzeln der europäischen Identität bewusst zu werden,[36] oder in höheren Jahrgangsstufen, sich Gedanken zu machen über die Chancen, die ein geeintes Europa bringt.[37] Allerdings: Der Grad zwischen „historisch fundierte Identitätsbildung zu ermöglichen" und „Identität zu stiften", kann sehr dünn werden.

[34] Lehrplan für die bayerische Grundschule, Fachprofil HSU, 2000, S.35.

[35] Lehrplan für die bayerische sechsstufige Realschule, Jhgst. 8, 2001, S.334.

[36] Lehrplan für die bayerische sechsstufige Realschule, G 6.2, 2001, S.185.

[37] Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Grundwissen Jhgst. 10, 2003, S.404.

III. Beurteilung

In einer abschließenden zusammenfassenden Beurteilung soll das Anliegen der Ausführungen präzisiert werden. Das Grundwissen bietet ohne Zweifel die Möglichkeit, alle Kompetenzbereiche, die zur Entwicklung der historischen Kompetenz gehören, zu fördern. Diese Möglichkeit beginnt nicht erst in der Realschule oder im Gymnasium, sondern in der Grundschule. Darauf aufbauend können die weiterführenden Schulen die entsprechenden Kompetenzen ausbauen und weiterentwickeln. Nicht selten werden diese beiden Schularten erst damit beginnen, die eine oder andere Einzelkompetenz auszudifferenzieren. Es bleibt aber festzuhalten, dass bereits bei Grundschülern ein reflektiertes Geschichtsbewusstsein angebahnt bzw. gefördert werden kann. In diesem Zusammenhang möchte ich nochmals auf die Graduierung, die die einzelnen Lehrpläne vornehmen, eingehen, wobei vorrangig auf die historischen Methodenkompetenzen Bezug genommen wird. Es wurde bereits angedeutet, dass hier Bedarf an Verbesserungen besteht, was im Folgenden exemplarisch präzisiert ist:

Es ist ein Aspekt ausgewählt, der der Entwicklung von De-Konstruktionskompetenz zuzuordnen ist, dem Umgang mit Darstellungen: In der Jhgst. 6 des G8 (auch Jhgst. 7 des G9) sollen Schüler das „*Lesen* einfacher Schaubilder, Graphiken und Karten" beherrschen. Im folgenden Schuljahr (Jhgst. 7 des G8) „*arbeiten* dann die Schüler mit einfachen Graphiken, Schaubildern und Karten". Die Termini „Lesen" und „Arbeiten" sind wenig geeignet, um eine Erhöhung der Anforderungen zum Ausdruck zu bringen: Kann man eine Graphik *nur* lesen, oder arbeitet man dann schon damit? Solche unpräzisen Lehrplanformulierungen fordern den Lehrer heraus und mit ihm die Geschichtsdidaktik. Gemeinsam sollte man sich Gedanken über Anforderungen und Schwierigkeiten machen. Konkret muss der Lehrer entscheiden, wie er die Darstellungen einsetzt und was er damit erreichen will, jedoch ist es Aufgabe der Geschichtsdidaktik, in der Forschung daran zu arbeiten, um Hilfen und Erläuterungen für die Ausbildung und Fortbildung der Lehrer geben zu können.

Auch im Lehrplan der Realschule lassen sich Beispiele zur Graduierungsproblematik aufzeigen:

Im Grundwissenskatalog der Jahrgangsstufe 9 ist beispielsweise formuliert, dass Schüler den *Umgang mit Zeitzeugen* lernen oder auch *zeitgenössisches Film-, Bild- und Tonmaterial analysieren*. Bei den Zeitzeugen liegt es an der Chronologie, dass das Führen und Auswerten von

Zeitzeugengesprächen erst hier gelehrt/gelernt werden kann. Es sollte sich in der Klasse 9 aber nicht um den ersten Kontakt mit Zeitzeugen handeln. Auf basalem Niveau können schon Grundschüler mit den Methoden von Oral History vertraut gemacht werden (z.B. die Oma oder den Nachbarn usw. in die Klasse einladen und zum Thema „Schule damals – heute" erzählen lassen; dabei können die Lernenden eigenständig Fragen formulieren).

Beim Thema Film allerdings kann die eben angesprochene Entschuldigung nicht mehr gelten. Ein Schüler der 6. oder 7. Klasse ist durchaus fähig, mit Filmen zu arbeiten, wenn ihm die entsprechenden Methoden und Arbeitsweisen erklärt werden. Denn die Konfrontation der Schüler mit Bildern, Graphiken usw. erfolgt auch in den „unteren" Klassen. Der Sprung vom Bild zum bewegten Bild ist nicht so gravierend, dass er erst zwei oder drei Schuljahre später vollzogen werden kann.

Es ist ratsam, die Hinweise auf Mängel in den Lehrplänen nicht als Problem, sondern als Chance, als Herausforderung im Unterrichtsalltag aufzufassen: Der Lehrplan bietet Freiräume, auch im Bereich des Grundwissens. Wichtig ist lediglich, dass am Ende der Schulzeit der jeweiligen Schularten ein fester Bestand an Grundwissen vorhanden sein muss.

In jedem Fall gilt aber: Die Chancen, die das Grundwissen bietet, sind zu nutzen. Kein Geschichtslehrer darf bei den bloßen historischen Inhalten stehen bleiben. Stets sind auch die die historischen Methoden-, Frage- und Orientierungskompetenzen betreffenden Möglichkeiten des Grundwissenskatalogs mitzubedenken. Um historisch kompetente Schülerinnen und Schüler auszubilden, um den Geschichtsunterricht zu verändern und nicht zum bloßen Paukfach werden zu lassen, sind die Entwicklung und Förderung dieser Kompetenzbereiche unerlässlich. Auch wenn im einen Lehrplan quantitativ mehr (Realschule/Gymnasium), im anderen weniger (Hauptschule/Grundschule) beschrieben ist, auch wenn der eine Lehrplan mehr Orientierungshilfen bietet,[38] der andere mehr „Denkarbeit", vielleicht auch „Sucharbeit" vom Lehrer abverlangt, wie das in den Lehrplänen der Gymnasien (G8/G9) der Fall ist, muss stets berücksichtigt werden, dass alle Grundwissenszielformulierungen zahlreiche Chancen und Möglichkeiten bieten, um historische Kompetenz, um ein reflektiertes und (selbst-)reflexives Geschichtsbewusstsein bei den Schülern zu fördern.

[38] Z.B. Lehrplan der Realschule, der einen gegliederten Grundwissenskatalog vor den Beschreibungen der einzelnen Lerninhalte für die jeweiligen Jahrgangsstufen im Fach Geschichte aufweist.

Da jedes Fach Grundwissen zu vermitteln hat, und gerade weil die Lehrenden leider viel zu oft mit einer großen Stofffülle und Zeitmangel konfrontiert sind, ist es an der Zeit, Grundwissen fächerübergreifend zu verstehen. Dazu soll zum Abschluss nur ein Stichwort, das in allen Lehrplänen fest verankert ist und das „Zeitproblem" verringern könnte, genannt und für den Unterricht genutzt werden: „Fächerübergreifendes Arbeiten"[39] – gerade im Hinblick auf die Vermittlung von Grundwissen.

Literatur:

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die bayerische Grundschule, 2000.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für das Gymnasium im Bayern (9-jährig) 2003.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für das Gymnasium im Bayern (8-jährig) 2004.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die bayerische Hauptschule, 2004.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die bayerische sechsstufige Realschule, 2001.

Schreiber, W./Körber, A. u.a.: Historisches Denken. Ein Kompetenz-Strukturmodell. Kompetenzen: Grundlagen – Entwicklung – Förderung. Bd.1. Neuried 2006.

[39] Vgl. auch LP G9, Profil, Ge S.64; vgl. dazu „Kooperative Arbeitsfelder" (LP G8, S. 4).

Dabei sein ist nicht alles: die Olympischen Spiele in Antike und Neuzeit

Andreas Hartmann

I. Nichts Neues in Olympia?

Zu den Olympischen Spielen der Antike noch Neues zu sagen, ist nicht leicht: Die literarischen Quellen wurden bereits durch den magistralen Artikel Ludwig Ziehens in der *Realencyclopädie* erschlossen und seither von einer kaum noch zu übersehenden Flut von Sekundärliteratur diskutiert.[1] Für eine breitere Öffentlichkeit fassen etliche aus Anlass der Olympien in Athen 2004 erschienene Darstellungen den gegenwärtigen Stand der Forschung zusammen[2]. Zu nennen sind hier insbesondere die beiden Monographien des Würzburger Archäologen Ulrich Sinn, die jedem Interessierten einen ebenso fundierten wie leicht fasslichen Einstieg in das Thema ermöglichen[3]. Man mag sich vor diesem Hintergrund fragen, ob eine weitere Behandlung denn überhaupt Sinn macht – zumal wenn der Autor weder neue Quellen präsentieren noch auf eigene archäologische Expertise bauen kann. Worin also soll dann die vom Rahmenthema dieses Bandes geforderte neue Akzentuierung des Kanonthemas „Olympia" liegen?

Die Durchsicht einer repräsentativen Auswahl für den Schulgebrauch in Realschule und Gymnasium in Deutschland zugelassener Lehrwerke zeigt, dass selbst viele seit längerem vorliegende Ergebnisse der Forschung im Schulunterricht offenbar kaum angekommen sind. Dieser wird noch immer von einem im Kern klassizistisch-idealisierenden Olympiabild geprägt, in dem die Elemente der Identität eindeutig den Vorrang vor denen der Alterität haben. Wesentliche Aspekte des Phänomens bleiben überhaupt ausgeblendet. Bereits vor einigen Jahren kam eine breiter an-

[1] Ziehen, L.: Art. Olympia, in: RE XVII.2, Stuttgart (1937), Sp.2520-2536 und RE XVIII.1, Stuttgart (1939), Sp.1-71. Der Artikel bleibt vom Zeitgeist weitestgehend unberührt; die Quelleninterpretationen spiegeln im Einzelnen naturgemäß nicht mehr den Stand der Forschung.

Die im Folgenden verwendeten Abkürzungen für antike Autoren und wissenschaftliche Zeitschriften orientieren sich am Abkürzungsverzeichnis des *Kleinen Pauly*.

[2] Einen Überblick über diese Darstellungen, Ausstellungskataloge und Quellensammlungen gibt die Zusammenstellung am Beginn des Literaturverzeichnisses.

[3] Sinn, Olympia, 1996 und ausführlicher Sinn, Antikes Olympia, 2004.

gelegte Schulbuchanalyse zu einem ernüchternden Fazit: „Die bruchstückhafte Überlieferung der antiken Agonistik füllten die Autoren offenbar mit Versatzstücken ihrer zeitgenössischen Erlebniswelt. [...] Ein noch größerer Spielraum als beim konkreten Wettkampfgeschehen bot sich den Autoren bei der Frage nach Motiven und Sinnzuweisungen der antiken Agonistik, so daß auch hier vielfach Wunschvorstellungen der Neuzeit (Beispiel Olympischer Friede) in die Antike projiziert wurden."[4] Zugleich wird „eine sehr starke Beharrungstendenz" konstatiert, die auch über eindeutig festgestellte Tatsachen hinweggehen kann[5]. Auch heute kann dieser Befund unverändert Gültigkeit beanspruchen: Das in den Unterrichtswerken vermittelte Bild der antiken Olympischen Spiele steht der sich selbst im Stile einer *invented tradition* historisch fundierenden Ideologie des IOC in vielerlei Hinsicht näher als der *communis opinio* der altertumswissenschaftlichen Forschung. Im Folgenden soll daher bewusst vom Befund der Schulbücher ausgegangen werden, wobei nicht eine vollständige Behandlung der antiken Olympien, sondern eine vertiefte Behandlung einzelner oft falsch dargestellter Aspekte angestrebt wird. Abschließend sollen einige Anregungen gegeben werden, inwiefern das Thema für die Förderung eines reflektierten Umgangs mit Geschichte fruchtbar gemacht werden, sowie der traditionelle Blickwinkel durch neue Fragestellungen erweitert werden kann.

II. Das Epochenjahr 776 v. Chr.[6]

Ausnahmslos alle durchgesehenen Schulbücher nehmen den Beginn der Olympischen Spiele im Jahr 776 v. Chr. unhinterfragt hin, manche bekräftigen gar ausdrücklich die Historizität des Datums. Gewöhnlich wird hierbei auch auf die griechische Olympiadenrechnung verwiesen. Tatsächlich jedoch basiert das Datum lediglich auf einer zuerst im ausgehenden 5.Jh. v. Chr. von dem Sophisten Hippias von Elis vorgenommenen Rekonstruktion der Siegerlisten, die bereits von antiken Historikern massiv angezweifelt wurde[7]. Wahrscheinlich rechnete Hippias von der 476 v.

4 Wimmert, Antike Olympien, 1995-1996, S.50; die vollständige Untersuchung bei Wimmert, Olympien, 1994.

5 Wimmert, Olympien, 1994, S.169.

6 Vgl. dazu Peiser, Crime of Hippias, 1990; Sinn, Olympia, 1991; Wacker, Olympic victory list, 1998. Zum archäologischen Befund bezüglich der Geschichte von Elis und Olympia in den *Dark Ages* jetzt Eder, Reich des Augeias, 2003.

7 Strab. 8,3,30; Plut. Num. 1,4.

Chr. anzusetzenden Reform der Spiele nach den Perserkriegen einfach 300 Jahre zurück[8]. Für uns bleiben das völlig verlorene Werk des Hippias und seine Wirkung im Dunkeln: Einflussreicher war die noch später, wohl zwischen 388 und 368 v. Chr. verfasste *Olympische Geschichte* eines Aristodemos von Elis[9]. Zudem wurde die Olympiadenrechnung keineswegs im 8.Jh. v. Chr. als allgemeines Mittel der Zeitrechnung eingeführt, sondern sie stellt eine in hellenistischer Zeit – von Timaios von Tauromenion (4.-3.Jh. v. Chr.) und Eratosthenes von Kyrene (3.Jh. v. Chr.) – begründete historiographische Konvention dar, die in erster Linie aus dem Bedürfnis der Geschichtsschreiber erwuchs, die unterschiedlichen lokalen Zeitrechnungen zu synchronisieren[10]. Eine verlässliche Überlieferung lag derlei Konstruktionen aber nicht zugrunde[11]. Das wird schon daran deutlich, dass der erste bekannte Olympiasieger Koroibos keineswegs immer in Olympiade 1 gesetzt wurde, sondern ebenso in Olympiade 14 und 28. Damit ist aber 776 v. Chr. als vermeintlich sicheres Datum der griechischen Frühgeschichte verloren und die gesamte Chronologie gerät ins Schwimmen – zumal wir angesichts des fragmentarischen Standes unserer Überlieferung kaum entscheiden können, welcher griechische Historiker nach welchem Olympiadensystem datierte[12].

Möglicherweise gab es zwar sogar bereits vor 776 v. Chr. im Rahmen des in Olympia geübten Kultes auch lokale Spiele, doch lässt sich dies nur aus der allgemeingriechischen Praxis erschließen und ist daher auch in keiner Weise für den Ort spezifisch[13]. Dass die Priester des Heiligtums nicht mit der Ausrichtung der Spiele, die Hellanodiken andererseits nicht

8 So der Vorschlag von Felix Jacoby im Kommentar zu FGrHist 408-416, Bd. IIIb, S.226-228.

9 Aristodemos FGrHist 414 F 1 ~ Polybios FGrHist 254 F 2. Dazu Wacker, Olympic victory list, 1998, S.43-44.

10 Zu den Anfängen der Olympiadenrechnung jetzt Möller, Chronographic traditions, 2004 und Möller, Eratosthenes, 2005.

11 Die ältere Literatur fasst Bilik, Olympionikenliste, 2000 bequem zusammen. Eine kritische Wertung unterbleibt jedoch, und die Feststellung, dass „eine *communis opinio* [...] nicht absehbar" sei, verwundert angesichts des doch erdrückenden Übergewichts der Skeptiker. Dass Hippias teilweise zutreffende Kenntnisse der griechischen Geschichte hatte und seine Rekonstruktion daher in manchen Details nicht unplausibel ist, versteht sich. Das macht aber aus dem späten Konstrukt noch keine authentische Überlieferung!

12 Diese komplizierte Problematik kann hier nur angedeutet werden. Zu den Unsicherheiten in der gesamten chronologischen Konstruktion der griechischen Frühzeit Peiser, Dunkles Zeitalter, 1993 und Shaw, Discrepancies, 2003, die mit ihren radikalen Neuansätzen freilich nur bedingt Zustimmung erfahren haben.

13 Vgl. Lee, „First" Olympic Games, 1988.

mit den Opferhandlungen befasst waren, legt nahe, dass die Wettkämpfe in der Tat erst eine sekundäre Zutat zu einem bereits bestehenden Kult darstellten[14]. Der Besucherstrom wuchs jedenfalls nach Ausweis des archäologischen Befundes erst an der Wende vom 8. zum 7.Jh. v. Chr. derart an, dass eine groß angelegte Erweiterung des Heiligtums notwendig wurde[15]. Erst für diese Zeit ist auch überhaupt ein erstes Stadion nachweisbar[16]. Das Jahr 776 v. Chr. war in der Sache weder für Griechenland noch für Olympia ein Epocheneinschnitt, auch wenn bereits antike Autoren solches behaupteten[17].

III. Die Wiederbegründung der Olympien 1896[18]

Alle untersuchten Unterrichtswerke akzeptieren auch den Gründungsmythos des IOC, demzufolge die Olympien 1896 durch Baron Pierre de Coubertin wiederbegründet wurden[19]. Eine erste und durchaus dauerhafte Wiederbelebung erfuhren die Spiele jedoch auf Initiative des Engländers Robert Dover bereits im Jahr 1612 mit den bis 1851 durchgeführten *Olimpick Games upon Cotswold-Hills*, in denen neben traditionellen athletischen Disziplinen auch Preise in so illustren Sportarten wie Frosch-

[14] Bickel, Ernährung, 1938, S. 116-117. Ob man deshalb von einem „secular character" der Spiele sprechen kann, scheint hingegen fraglich (s. u.). Ohnehin sind die Hellanodiken nach Ausweis der Inschriften erst eine Einrichtung der klassischen Zeit (s. u.).

[15] Vgl. Sinn, Olympia, 1991. Zum archäologischen Befund Mallwitz, Cult and competition locations, 1988 und Mallwitz, Ergebnisse, 1999, S.181-199. Der Ausbau des Heiligtums setzte auch eine am Ende des 8.Jh. v. Chr. eingetretene Verlagerung des Flussbettes des Kladeos voraus, der ursprünglich im Westen den Bereich des Pelopions berührte (dazu zuletzt Kyrieleis, Untersuchungen, 2003, S.66-110).

[16] Vgl. Alkemeyer, Gewalt und Opfer, 1988.

[17] Für Varr. ap. Cens. 21 bedeutete die Olympiade 1 die Trennscheide zwischen als *mythikón* bzw. *historikón* qualifizierten Zeiträumen.

[18] Vgl. dazu Redmond, Towards modern revival, 1988; Young, Modern Greece, 1992; Kivroglou, Ewangelos Sappas, 1981; Young, Origins of the modern Olympics, 1987; Young, Myths and mist, 1991; Young, Modern Olympics, 1996 (mit den Anmerkungen Young, Further thoughts, 1998); Georgiadis, Ideengeschichtliche Grundlage, 2000; Kivroglou, Olympien, 2002. Einen schnellen Überblick verschafft der vorzügliche Ausstellungskatalog Decker u. a., 100 Jahre, 1996, der auch eine Fülle an Quellen sowie eine weiterführende Auswahlbibliographie bietet. Weiteres Material erschließen Lennartz, Kenntnisse und Vorstellungen, 1974 und Lennartz, Olympische Spiele, 1996.

[19] Vgl. dazu Coubertin, Olympische Erinnerungen, 1959 (das Vorwort von Carl Diem gibt ein Beispiel für die bisweilen höchst pathetische Verehrung Coubertins als Gründerheros).

hüpfen, Auf-Händen-Laufen, Baumstammwerfen, Stockfechten, Tanzen, Schachspielen, Hasenjagd und Fußball vergeben wurden[20]. Ganz offensichtlich diente der Bezug auf die Antike hier vor allem der Rechtfertigung des bunten Volksfestes gegenüber puritanischen Sittenwächtern. Seit der Wende vom 18. zum 19.Jh. stand die Rezeption der Olympischen Spiele dann im Zeichen von Philhellenismus und pädagogischen Reformideen: Im antiken Erziehungsideal der *paideia* erblickte man das geeignete Heilmittel für eine schon damals von den Alten als verweichlicht empfundene Jugend. Wiederum in England richtete der Arzt William Penny Brookes seit 1850 in seinem Heimatort Much Wenlock Spiele aus, die Elemente der antiken Olympien aufnahmen, aber weiterhin auch Volkswettkämpfen wie Laufen auf einem Bein, Laufen mit geschlossenen Augen, Schweinejagd usw. Raum gaben[21]. Als organisatorische Plattform diente seit 1860 die *Wenlock Olympian Society*. Ebenfalls auf Brookes' Initiative hin konstituierte sich 1865 in Liverpool auch die *National Olympian Association*, die jährliche Wettbewerbe auf nationaler Ebene ausrichtete. Seit 1880 strebte Brookes nach der Austragung internationaler athletischer Wettkämpfe in Athen – Pläne, mit denen er Coubertin 1890 vertraut machte[22].

In Deutschland fand von 1776-1799 am Drehberg bei Dessau ein Sportfest mit antikisierendem Programm statt, das von Zeitgenossen als Neubelebung der Olympischen Spiele gesehen wurde[23]. Als Kuriosität immerhin erwähnt seien die in „antiken" Kostümen durchgeführten „olympischen Spiele, die Ringkämpfe und das Radlaufen der Bäkker- und Wagnersgesellen" auf dem Münchener Oktoberfest von 1850. In Griechenland selbst begünstigte der Unabhängigkeitskampf derartige Ideen, und „Olympia-Spiele" sollten dem neuen Staat Identität und Zusammengehörigkeitgefühl geben: Ein entsprechendes Memorandum legte am 22. Januar 1835 der damalige Innenminister Ioannis Kolettis König Otto I. vor. Erst 1859 jedoch brachte Evangelis Zappas mit viel finanziellem

[20] Vgl. Rühl, Olympische Spiele Robert Dovers, 1975; Rühl, Cotswold Games, 1976. Seit 1965 werden die Spiele wieder durchgeführt (http://www.olimpickgames.co.uk, 3.11.2005). Einen Überblick über Olympische Spiele vor 1896 außerhalb Griechenlands bieten Rühl u. a., Nationale Olympische Spiele, 1996 und in tabellarischer Form Rühl, Moderne Olympische Spiele, 1996.

[21] Vgl. Neumüller, Much Wenlock Games, 1985; Rühl, Pierre de Coubertin, 1988. Die Spiele werden noch heute von der *Wenlock Olympian Society* veranstaltet. Deren Website feiert Brookes als „founding father of the modern Olympic Games" (http://www.wenlock-olympian-society.org.uk, 3.11.2005).

[22] Vgl. Rühl, Amateurideal, 1991.

[23] Vgl. Hirsch, Drehberg, 1997.

Eigenengagement die ersten Olympischen Spiele in Athen zustande, die in den Jahren 1870, 1875 und 1888/89 wiederholt wurden[24]. Als Austragungsort stand bereits das wieder ausgegrabene antike Stadion zur Verfügung, und wie im Altertum vereinte das Fest Griechen aus dem Mutterland und solche, die jenseits der Ägäis in Kleinasien lebten. Wenn auch die Regierung Zappas' Plan zunächst in eine Leistungsschau von Industrie und Landwirtschaft mit athletischen Wettbewerben als Anhang umzuändern suchte, gewannen letztere doch schnell an Bedeutung und stießen auf ein starkes Echo in der Presse.

Diese knappen Andeutungen zeigen: Das 1894 auf Initiative Coubertins hin gegründete Internationale Olympische Komitee (IOC) musste keineswegs einen Neuanfang wagen. Die entscheidende Neuerung bestand im Abgehen von der – durch das antike Vorbild eigentlich vorgegebenen – griechisch-nationalen Ausrichtung durch die Öffnung für Athleten aller Länder[25]. Dass die Spiele von 1896 überhaupt in Athen durchgeführt wurden, was – gerade im Vergleich mit den Misserfolgen von Paris (1900) und St. Louis (1904) – maßgeblich zu ihrem Erfolg beigetragen haben dürfte, war allein der Initiative Dimitri Vikelas' zu verdanken[26]. Coubertin freilich kanzelte die Zappas-Olympien im Rückblick einfach als „eine verfrühte und verunglückte Veranstaltung [...], deren Schauplatz Athen unter König Otto bildete", ab – Brookes erwähnte er überhaupt nicht mehr[27]. Damit leistete er der Mythenbildung bewusst Vorschub und präsentierte sich als *prôtos heurêtês*, der er tatsächlich nicht war. Mit dem Sporthistoriker Joachim Rühl wird man festhalten müssen, dass Coubertin „[s]treng genommen [...] sogar der letzte in einer langen Reihe von Vorläufern [war], eine Tatsache, die er niemals öffentlich eingestanden hat. Im Vergleich zu seinen Vorläufern war Coubertin jedoch eindeutig der erfolgreichste."[28]

24 Vgl. Decker u. a., Begründung, 1991 und Decker, Olympien, 1996.

25 *Locus classicus* zur griechischen Abstammung als Voraussetzung für die Teilnahme ist Hdt. 5,22 zur Zulassung Alexanders I. von Makedonien.

26 Vgl. Young, Demetrios Vikelas, 1988 und Dolianitis, Beitrag von Dimitrios Vikelas, 1996.

27 Olympische Spiele 1896, 1971, S.3.

28 Rühl, Moderne Olympische Spiele, 1996, S.79.

IV. Frauen in Olympia[29]

Immer wieder wird generalisierend behauptet, Frauen seien von den Olympischen Spielen oder gar generell aus dem Heiligtum von Olympia ausgeschlossen gewesen. Nur zu gut fügt sich dies in stereotype Vorstellungen von der grundsätzlichen Benachteiligung und Unterdrückung von Frauen in vormodernen Gesellschaften und besonders auch im antiken Griechenland. Die Quellen zeigen freilich ein viel differenzierteres Bild: Tatsächlich waren nur verheiratete Frauen (mit Ausnahme der Priesterin der Demeter Chamyne), nicht aber unverheiratete Mädchen, vom Besuch der Olympischen Spiele unter Androhung der Todesstrafe ausgeschlossen[30]. Dies hat kaum mit Bedenken hinsichtlich der völligen Nacktheit der Athleten zu tun, denn andernorts durften Frauen durchaus den gymnischen Wettkämpfen beiwohnen[31]. Ohnehin sollte man sich hüten, die Prüderie späterer Zeiten auf die Antike zu übertragen: In den homerischen Epen etwa erregt es keinen Anstoß, dass ein hochstehender Gast von der Tochter des Hauses gebadet wird[32]! Die Verhältnisse in Olympia haben daher wohl eher mit den Kultvorschriften des alten mit dem Ort verbundenen Demeterkultes zu tun: Dieser war oft mit Initiationsriten verbunden, die den Übergang vom Mädchen- zum Frauenalter markierten. Der Beiname Chamyne („auf die Erde Gebettete") spielt auf eine Verbindung zwischen Demeter und dem Daktylen Iasion an[33].

Olympiasieger konnten Frauen übrigens durchaus werden: als Besitzer eines Renngespannes nämlich. Denn diesem, nicht dem Fahrer, gehörte beim Wagenrennen der Preis. Für die hellenistische Zeit sind mehrere Olympionikinnen bezeugt[34]. Speziell für unverheiratete Mädchen fanden

29 Vgl. dazu Dillon, Parthenoi, 2000.

30 Paus. 5,6,7; ebd. 5,13,10; ebd. 6,20,9. Das Privileg der Demeterpriesterin wurde bei den Olympien von Ephesos nachweislich imitiert: Robert, Femmes théores, 1974. Eine ganz ähnliche Situation schildert Heliodor in seinen *Aithiopiká*: Alle Frauen werden als potentielle Quellen von Unreinheit vom Kultfest ausgeschlossen, allein die Mondpriesterin ist von diesem Verbot ausgenommen (10,4,4-5).

31 Zum Problem der athletischen Nacktheit Crowther, Athletic dress, 1982.

32 Hom. Od. 3,464-468. Etwas ganz anderes war es natürlich, wenn umgekehrt Frauen nackt den Blicken der Öffentlichkeit ausgesetzt wurden oder gar mit Männern gemeinsam Sport trieben. Dergleichen wurde weithin abgelehnt, entsprechende für Sparta überlieferte Praktiken gemeinhin verurteilt (vgl. Lee, SIG^3 802, 1988, S.107-108).

33 Hom. Od. 5,125-127; Hes. theog. 969-971. Dazu Vega Sansalvador, Chamyne, 1992, S. 166-173. Die Theorien von Mehl, Muterrechtliche Reste, 1962 über Relikte einer früheren matriarchalischen Ordnung in Olympia muss man deswegen nicht teilen.

34 Den Anfang machte Kyniska aus Sparta: IAgon 17 ~ IvO 160 ~ IG 5,1,1564a ~ Anth. Pal. 13,16; Xen. Ages. 9,6; Plut. Ages. 20,1; Plut. apophth. Lac. 212a; Paus. 6,1,6.

analog zum Stadionlauf der Olympien die Laufwettbewerbe der Heraien statt[35]. Damit spiegeln sich in Olympia die allgemeinen Verhältnisse in der griechischen Welt: Allein der Wettlauf stand Frauen überhaupt offen, und verheiratete Frauen waren als Teilnehmerinnen vom öffentlichen Sportbetrieb grundsätzlich ausgeschlossen[36]. Dass jedoch auch Mädchen wenigstens in römischer Zeit durchaus eine „Sportlerkarriere" machen konnten, bezeugt uns allein eine Inschrift aus Delphi[37]. Ob es sich hier um einen Einzelfall handelte oder den Frauen nur seltener Ehrenmonumente gestiftet wurden, die ihre Siege für uns dokumentieren, muss dahingestellt bleiben. Außerhalb der Spiele stand das Heiligtum von Olympia auch verheirateten Frauen ohnehin offen[38]. Einzelne Kulte waren ihnen sogar exklusiv vorbehalten, z. B. derjenige der Hippodameia[39]. Umgekehrt durften sie jedoch die Spitze des Zeusaltares nicht betreten[40]. Diskriminierend sind derartige Kultvorschriften insofern, als sie eben die Sphären von Mann und Frau klar abgrenzen[41]. Eine Abwertung ist damit nicht zwingend impliziert, obwohl Frauen – als Folge der Regelblutung – als potentiell stärker von Unreinheit gefährdet galten und es generell an

Kyniska durfte ihr Weihegeschenk an prominenter Stelle – im Pronaos des Zeustempels – aufstellen (Paus. 5,12,5). Während das inschriftlich überlieferte Siegerepigramm den ehrlichen Stolz der Kyniska zeigt, bieten die literarischen Quellen eine misogyne Umdeutung: Agesilaos habe seine Schwester zur Teilnahme überredet, um zu zeigen, dass ein Sieg im Pferderennen nichts mit Mannestugend, sondern lediglich mit Reichtum zu tun habe. Dass eine Frau das Wagenrennen gewann, sollte den Sieg also entwerten! Der Selbstwahrnehmung der Kyniska entspricht das erkennbar nicht, und so haben wir es mit einem Beispiel für die Problematik solcher anekdotischer Überlieferungen zu tun (vgl. Mantas, Women and athletics, 1995, S.128). Weitere weibliche Olympioniken führt Moretti, Iscrizioni agonistiche, 1953, S.42 auf.

35 Paus. 5,16,2-8. Dazu Scanlon, Footraces, 1984 und Serwint, Female athletic costume, 1993. Zur Stellung der Frau in der griechischen Athletik vgl. allgemein Bernardini, Course féminine, 1986-1987, Arrigoni, Donne e sport, 1985, Mantas, Women and athletics, 1995 und Frass, Sportliche Frauen, 1997.

36 Beide Einschränkungen galten nicht für die – in Olympia freilich nicht ausgetragenen – musischen Wettbewerbe. Hier gab es sogar gemischte Agone. Bei den Olympien von Antiocheia soll es – einer freilich zweifelhaften Quelle zufolge – auch schwerathletische Wettkämpfe für Mädchen gegeben haben (Ioh. Mal. 12,288).

37 IAgon 63 ~ SIG^3 802. Dazu Lee, SIG^3 802, 1988.

38 Ail. nat. 5,17.

39 Paus. 6,20,7.

40 Paus. 5,13,10.

41 Zu geschlechtsspezifischen Kulten in Griechenland vgl. Dillon, Parthenoi, 2000, S.469-471 und S.478-479. Zum Status von Frauen in griechischen Kultgesetzen vgl. Cole, Gynaiki ou themis, 1992, Osborne, Women, 1993 und Cole, Women, 1995.

biologistisch oder sonstwie begründeter Misogynie in der Antike gewiss nicht gefehlt hat.

Tatsächlich war den Neu-Olympiern des 19.Jh. durchaus bewusst, dass die Antike Frauenwettkämpfe gekannt hatte. Doch man lehnte derartiges aus grundsätzlichen Erwägungen heraus ab, hinter denen der Wunsch nach Wiederbelebung der Antike zurückzustehen hatte[42]. „Diese Sitte muss nicht mehr nachgeahmt werden", hieß es dazu lapidar in Kolettis' bereits erwähntem Memorandum von 1835. Coubertin meinte, die Frauen sollten sich – „wie bei den alten Turnieren" – darauf beschränken, „die Sieger zu bekränzen"[43]. Obwohl Coubertin Olympismus und christliche Askese eigentlich als antagonistische Antipoden sah, glaubte er doch im Rittertum und seinen Turnieren eine „klar erkennbare Olympische Restauration"[44] zu erkennen. Aus der historischen Distanz lässt sich leicht erkennen, wie beliebig hier mit historischen Argumenten und Wertungen jongliert wurde, um ein in Wahrheit den Ansprüchen der eigenen Zeit geschuldetes Programm zu legitimieren.

V. Spiele und Kult[45]

Die religiösen Aspekte der Spiele bleiben in den Darstellungen der Schulbücher vielfach unterbelichtet: Aus der Kenntnis der modernen Olympien heraus erscheinen auch ihre antiken Vorgänger vorrangig als säkulares Sportfest. Zwar findet diese Auffassung bei dem kaiserzeitlichen Autor Lukian von Samosata eine scheinbare Stütze, doch fehlt uns angesichts des unveränderten äußeren Kultbetriebes jeder Anhaltspunkt, über das innere Empfinden der Festbesucher zu urteilen[46]. Mit Sicherheit sagt die Stelle – eine beißende Satire auf die offenbare Machtlosigkeit der Götter – mehr über die Respektlosigkeit Lukians als den Durchschnitt seiner Zeitgenossen aus. Schließlich darf die Passage nicht isoliert betrachtet werden: Am Ende des lukianischen Textes wird der zitierte Skep-

42 Vgl. Des Bouvrie, Gender, 1995, S.55-56.

43 Coubertin, Olympische Erinnerungen, 1959, S.222.

44 Coubertin, Olympischer Gedanke, 1966, S.130 (*Olympia*, Genf 1929).

45 Vgl. dazu Jacquemin, Pausanias, 2001; Hölscher, Rituelle Räume, 2002, S.334-338.

46 Lukian. Tim. 4: „Niemand bringt noch zu deiner [d. h. des Zeus] Ehre Opfer dar oder trägt Kränze, außer dann und wann als Beiwerk der Spiele in Olympia; und selbst dann glaubt er keineswegs etwas Notwendiges zu tun, sondern vollzieht nur einen altertümlichen Brauch."

tiker bekehrt, womit natürlich auch seine zuvor gemachten Aussagen relativiert werden.

Wie viele antike Agone waren auch die Olympischen in ihrem Kern ein religiöses Fest: Die Spiele eröffneten mit der großen *pompê* der Athleten und Hellanodiken von Elis nach Olympia, einer feierlichen Prozession auf der so genannten „Heiligen Straße", die beide Orte verband[47]. In diesem Zusammenhang hatten sich die Hellanodiken an der am Weg gelegenen Quelle Piera zu reinigen[48]. Es folgte am nächsten Morgen der Eid über die Einhaltung des Reglements: Anders als heute handelte es sich dabei nicht um ein einfaches „Versprechen", sondern eine religiöse Prozedur vor der Statue des Zeus Horkios („Schwurgott") im Bouleuterion, die ein Eberopfer mit einschloss[49]. Die Laufstrecken des Stadionlaufes und des Diaulos waren wohl auf den Zeusaltar hin orientiert, die Startlinie des Stadionlaufes befand sich nach antiker Auffassung am Grab des Endymion – eines mythischen Königs von Elis, der seine Nachfolge angeblich durch einen Wettlauf seiner Söhne in Olympia entschieden hatte[50]. Für den dritten Tag der seit der Reform von 476 v. Chr. fünf Tage dauernden Spiele waren die Opferhandlungen am Grab des Pelops sowie am großen Aschealtar des Zeus vorgesehen[51]. Dieses Opfer wurde stets am Tag des Vollmondes vollzogen und bildete den eigentlichen chronologischen Fixpunkt der Spiele. Nur das Holz der Weißpappel durfte für den Opferbrand benutzt werden[52]; der Zugang zum eigentlichen Altarkegel war für Frauen tabu. Dem Opfer ging eine prunkvolle Prozession der offiziellen Gesandtschaften der teilnehmenden Poleis voran: Wir wissen, dass die athenische Gesandtschaft des Jahres 416 v. Chr. für diesen Anlass goldene Gefäße und Weihrauchfässer mitführte[53]. Demselben

[47] Paus. 5,25,7. Zu Programm und Ablauf der Spiele grundlegend Lee, Program, 2001.

[48] Paus. 5,16,8. Neben dem Quellwasser spielte dabei ein Schweineopfer eine Rolle.

[49] Paus. 5,24,9-11.

[50] Paus. 6,20,9. Nach Schol. Pind. O. 1,149c sollte sich im Stadion gar das Grab des Pelops befinden.

[51] Reform von 476 v. Chr.: Paus. 5,9,3; Pelops: Pind. O. 1,90-96 (dazu Krummen, Pyrsos Hymnon, 1990, S. 158-168); Schol. Pind. O. 1,146b-d; ebd. 1,149a; ebd. 1,150a; Paus. 5,13,2; Zeus: Paus. 5,13,8-5,14,2. Der Tag wurde in Griechenland immer von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang gerechnet. Während also nach moderner Zeitrechnung die nächtlichen Opfer für Pelops und diejenigen für Zeus am folgenden Morgen auf zwei unterschiedliche Tage fallen, fanden sie nach antiker Auffassung am selben Tag statt (auf dieselbe Anschauung gehen auch unsere Christ- und Ostermetten zurück).

[52] Paus. 5,13,3.

[53] Ps. Andok. 4,29.

Zeugnis ist auch zu entnehmen, dass bereits zuvor Privatleute zum Altar ziehen konnten. Neben Zeus nahm in Olympia Pelops eine herausragende Stellung ein, wie die griechischen Agone überhaupt oft mit einem Heroenkult verknüpft waren[54]: Als Leichenspiele des Myrtilos bzw. des Pelops waren die Olympien nach verbreiteter Auffassung begründet worden; dessen Grab wurde im Heiligtum gezeigt, und die Eleer brachten ihm vor jedem Opfer an Zeus ein Voropfer dar[55]. Einem freilich späten Zeugnis zufolge kamen die Epheben der Peloponnes sogar einmal im Jahr am Grab des Pelops zusammen, um sich zu geißeln[56]. In seiner Altarperiegese nennt Pausanias etwa 70 Kultstätten für 41 unterschiedliche Gottheiten und Heroen[57]. Schließlich gehört auch das Verbot der Teilnahme von Athleten, die eine Blutschuld auf sich geladen hatten, in den religiösen Kontext, denn es handelt sich um ein Standardgebot der griechischen Tempelgesetze[58]. Auch das Schneiden der Zweige des Heiligen Ölbaums war durch archaische religiöse Satzung geregelt: Nicht von irgendeinem Ölbaum durften sie genommen werden, von einem einzigen, angeblich uralten Exemplar mit Namen *Kallistéphanos* („Schönkränzender"), das durch eine spezielle Einhegung geschützt war[59]. Dieser Ölbaum wurde zudem durch die Besonderheit ausgezeichnet, dass seine Blattoberseiten silbrig, die Unterseiten aber grün gefärbt waren; Unbefugten war das Berühren des Baumes streng verboten[60]. Der Schnitt musste von einem Knaben, dessen Vater und Mutter noch lebten, mit einer goldenen

[54] Vgl. Burkert, Heros, Tod und Sport, 1988, S.36-39 und ausführlich Yiannakis, Relationship, 1990. Damit soll keineswegs gesagt sein, dass die Olympien tatsächlich originäre Leichenspiele waren, sondern nur, dass sie in historischer Zeit im Allgemeinen so aufgefasst wurden. Hinsichtlich der Ursprungsfrage wird man ein *non liquet* aussprechen müssen. Dazu ausführlich Ulf u. a., Ursprung, 1980, die die ältere Literatur resümieren.

[55] Schol. Pind. O. 1,149a-e.

[56] Schol. rec. Pind. O. 1,146.

[57] Paus. 5,14,4-10.

[58] Demosth. Aristokr. 40.

[59] Kallistephanos: Paus. 5,15,3; Schol. Pind. O. 8,1d; Einhegung: Phlegon FGrHist 257 F 1,10-11. Phlegon zufolge war speziell dieser Baum dem Iphitos durch einen Orakelspruch Delphis bezeichnet worden. Zum Alter des Baumes vgl. Theophr. h. plant. 4,13,2. Nach Pind. O. 3,13-16 war der Olivenbaum erst von Herakles nach Olympia gebracht worden.

[60] Dies lässt sich den konfusen Angaben bei Arist. mirab. ausc. 51 immerhin entnehmen. Der Ort des Ölbaums wurde anscheinend als *Pántheion* bezeichnet.

Sichel durchgeführt werden[61]. Gerade das Verbot durch die christlichen Kaiser belegt, dass die Spiele bis in die Spätzeit hinein als Kulthandlung begriffen wurden[62]. Wenn bisweilen die Verlegung des Stadions aus der Altis mit einer Emanzipierung des Sports vom Kult gleichgesetzt wird, ist dem zu entgegnen, dass sich erstens ältere Spekulationen über ein angebliches „Urstadion" als unhaltbar erwiesen haben und zweitens die Kampfsportarten wohl ohnehin weiterhin in der Altis selbst ausgetragen wurden[63].

Während das IOC heute die religiöse Komponente der antiken Olympien eher ausblendet, griff Coubertin sie offensiv auf, freilich in recht idiosynkratischer Umdeutung: Er erklärte, die wahre Religion des antiken Athleten habe nicht im Zeuskult bestanden, sondern darin, „einen Eid der Regeltreue und Uneigennützigkeit zu schwören und vor allem, sich zur strikten Einhaltung zu zwingen. Wer an den Spielen teilnahm, musste in gewisser Beziehung durch das Bekenntnis und die Ausübung solcher Tugenden gereinigt sein. So erneuerte sich die moralische Schönheit und tiefe Bedeutung der Körperkultur"[64]. Der antike Athlet schien Coubertin als „Priester und Diener der Religion der Muskelkraft"[65]. Der Sport wird Ausdruck und Mittel einer ersatzreligiös aufgewerteten Ideologie. Unumwunden bekannte Coubertin in seinen Erinnerungen, Sport bedeute für ihn „eine Religion mit Kirche, Dogmen, Kultus... aber besonders einem religiösen Gefühl"[66]. An anderer Stelle forderte Coubertin die Jugend der Welt dazu auf, „wieder zu Jüngern der sportlichen Religion [zu] werden

[61] Schol. Pind. O. 3,60. Vgl. die ganz ähnliche Kultvorschrift im Zusammenhang mit den Pythien in Delphi: Schol. Pind. P. *hypothesis*. Dazu Deubner, Bedeutung des Kranzes, 1933, S.78-79.

[62] Der Fund einer Bronzeplatte mit einer Siegerliste in Olympia widerlegt nun endgültig ältere Vermutungen über einen Niedergang der Spiele bereits seit dem 3. Jh. n. Chr. (Ebert, Bronzeplatte, 1997 und Ebert, Siegerinschriften, 1998). Das oft behauptete Verbot durch Theodosius I. im Jahre 393 n. Chr. wird durch die vorhandenen Quellen kaum gestützt; das Ende der Olympien ist also wohl erst unter Theodosius II. anzusetzen (Fargnoli, Caduta, 2003; vgl. ausgehend vom archäologischen Befund Gutsfeld u. a., Umgestaltung, 2003).

[63] Xen. Hell. 7,4,29.

[64] Coubertin, Olympischer Gedanke, 1966, S.16 (*Der olympische Eid*, Revue Olympique, Juli 1906). Vgl. ebd. S.26-27 (*Ein modernes Olympia*, Paris 1910). Noch die historischen Auslassungen im aktuellen Internetauftritt des IOC spiegeln deutlich diese Auffassung: http://www.olympic.org/uk/games/ancient/history_uk.asp (26.1.2006).

[65] Coubertin, Olympische Erinnerungen, 1959, S.222.

[66] Coubertin, Olympische Erinnerungen, 1959, S.107. Vgl. ebd. S.217-223 (*Die philosophischen Grundlagen des modernen Olympismus*, Text der Rundfunkübertragung vom 4.8.1935).

[...], so wie die großen Vorfahren sie verstanden"[67]. Man muss sich klar machen, dass für Coubertin die antiken Formen nicht Wesen, sondern nur eine Verhüllung der – in seinen Augen – „eigentlichen" olympischen Idee darstellten. Und diese wiederum war für ihn einzuordnen in ein übergreifendes pädagogisch-politisches Reformprogramm. Ziel war die Überwindung einer vermeintlich spezifisch mittelalterlich-christlichen Körperfeindlichkeit und die Bildung des Charakters durch den Sport nach dem Vorbild des griechischen Gymnasiums[68]. Auch sollte der Sport als Schule der Demokratie funktionieren, indem „hier allein die aus der Natur sich ergebende Ungleichheit übrig bleibt, während die von den Menschen geschaffene, künstliche Ungleichheit keinen Platz hat"[69]. Die Erneuerung der Olympischen Spiele war also für Coubertin kein Selbstzweck, sondern Mittel zu einem höheren Zweck. Sport und Internationalismus bildeten die Eckpfeiler dieser von Coubertin als Olympismus bezeichneten Weltanschauung[70].

Indem nun dieser Olympismus mit einem legitimierenden antiken Vorbild versehen werden sollte, musste die Rolle des Kultes bei den antiken Olympien im Rückblick marginalisiert werden. Für Coubertin war die Religion nur „Vorwand" für das dem Sportfest die nötige Erhabenheit verleihende Zeremoniell, die Opfer galten ihm „symbolischen" Gottheiten[71]. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass Coubertins Muskelreligion heute ihrerseits als vielleicht abstrus erscheinendes, aber jedenfalls marginales Beiwerk aus der olympischen Erinnerung gestrichen wird. Die starken Säkularisierungstendenzen in westlichen Gesellschaften bedingen eine zunehmend areligiöse Neukonstruktion ihres historischen Gedächtnisses. Der daraus resultierende Ausschluss religionsgeschichtlicher Fragestellungen ist im Hinblick auf das antike Olympia umso bedauerlicher, als mit Pausanias eine Quelle vorliegt, die uns interessante Einblicke in den konkreten Kultvollzug gewährt[72]: Wie meist vollzieht sich auch in

[67] Coubertin, Olympische Erinnerungen, 1959, S.207.

[68] Coubertin, Olympischer Gedanke, 1966, S.6-7 (*Bulletin du Comité International des Jeux Olympiques*, Juli 1894); ausführlich ebd. S.51-61 (*Was wir nunmehr vom Sport fordern können...*, Lausanne 1918).

[69] Coubertin, Olympischer Gedanke, 1966, S.83 (*An die Herren Mitglieder des Internationalen Olympischen Komitees!*, Lausanne 1919).

[70] Vgl. dazu Malter, Olympismus, 1969, Wirkus, „Werden wie die Griechen", 1990 und Wirkus, Olympismus, 1992, S.307-311.

[71] Coubertin, Olympischer Gedanke, 1966, S.41 (*Ein modernes Olympia*, Paris 1910).

[72] Vgl. zum Folgenden Burkert, Homo necans, 1972, S.108-119 und Burkert, Heros, Tod und Sport, 1988, S.33-35.

Olympia der Opferkult im Freien an einem Altar vor dem Tempel[73]. Deutlich wird auch der Unterschied zwischen der *thysía* für Zeus und der *haimakouría* bzw. dem *enagismós* für den Heros Pelops[74]: Für den Olympier werden nur die Schenkel der Opfertiere verbrannt, der überwiegende Teil des Fleisches aber wird im Opferschmaus von der Kultgemeinde verzehrt; der dem Pelops geopferte schwarze Widder hingegen ist mit einem Tabu belegt, weil der Heroenkult dem Totenkult eng verwandt ist[75]. Daher begründet sich auch die schwarze Farbe des Opfertieres: Ähnlich werden die Toten der Schlacht von Plataiai aus dem Blut eines schwarzen Stieres genährt[76]. Was aber mit dem Reich der Toten in Berührung gekommen ist, gilt als unrein. Wie jeder Unreine bleibt auch derjenige, der vom Fleisch des dem Pelops geopferten Widders isst, aus dem Zeustempel ausgeschlossen. Gerade diese Bestimmung zeigt aber auch, dass das Fleisch des geopferten Widders nicht zur Gänze vernichtet, sondern durchaus in einem Festmahl verzehrt wurde[77]. Der Heros nährt sich als Toter vom in eine Bodenmulde über dem Grab rinnenden Blut der Opfertiere, wie es schon die Unterweltszene der Odyssee zeigt[78]. Dass sich die griechische Kultpraxis aber keineswegs in diesen blutigen Opfern erschöpfte, zeigt die monatliche Altarprozession[79]: In ihrem Verlauf wurde auf allen (!!) Altären des Heiligtums Weihrauch vermengt mit honiggetränkten Weizenkörnern verbrannt. Dazu gab es eine Trankspende von Wein, und ein Ölzweig wurde auf jeden Altar gelegt. Wie auch in anderen griechischen Heiligtümern wurden die Details des Kultbetriebes durch gesetzliche Regelungen festgelegt, von denen uns einige Fragmente inschriftlich erhalten sind: So wurde etwa der Vollzug des Beischlafs in der Altis mit der Buße eines Rindes geahndet und der Schuldige hatte sich einer vollständigen Reinigung zu unterziehen[80].

[73] Paus. 5,13,8-11. Bis in das 5.Jh. v. Chr. hinein existierte überhaupt kein Tempel für Zeus.

[74] Als *haimakouría* bezeichnet das Opfer Pind. O. 1,90.

[75] Paus. 5,13,2-3.

[76] Plut. Arist. 21 mit ausführlicher Beschreibung des Kultrituals.

[77] Slater, Pelops, 1989.

[78] Od. 10,516-541 und 11,23-332: Auch hier wird ein schwarzer Widder geopfert, dessen Blut die Schatten der Toten belebt. Das Blut wird jeweils als Träger der Lebenskraft aufgefasst.

[79] Paus. 5,15,10.

[80] IvO 7.

VI. Der olympische Friede[81]

Die *ekecheiría* wird in fast allen Schulbüchern als eine Art „Gottesfrieden" interpretiert und als Vorläuferin der modernen olympischen Friedensidee in Anspruch genommen[82]. Dies ist auch die vom IOC vertretene Auffassung, das somit für die von ihm vertretene Weltanschauung des Olympismus einen antiken Ursprung in Anspruch nimmt. Zunächst einmal sollte man sich klarmachen, dass das Wort *ekecheiría* keinesfalls mit „Friede" (*eirênê*), sondern mit „Waffenstillstand" zu übersetzen ist[83]. Schon daraus wird deutlich, dass die Antike viel pragmatischer dachte als die Väter der modernen Olympien. Die von den Spondophoren alle vier Jahre verkündete Waffenruhe war auch keineswegs ein olympisches Spezifikum, sondern ebenso bei anderen religiösen Festen anzutreffen[84]. Hätte es sich also um einen allgemeinen Frieden gehandelt, hätte in Griechenland nie Krieg geführt werden dürfen: Dies war ganz offensichtlich nicht der Fall[85]. Faktisch ging es um die sichere Anreise der Festteilnehmer, die Friedewahrung im Heiligtum sowie dessen Unverletzlichkeit, nicht aber um eine allgemeine Sistierung aller Kampfhandlungen in Griechenland[86]. Für die eleusinischen Mysterien gibt uns ein inschriftliches Zeugnis eine genauere Vorstellung von den Bestimmungen einer *ekecheiría*[87]: Ausrichtern, Teilnehmern und Besuchern wurde dort für zwei Monate Unverletzlichkeit der Person und des Besitzes zugesagt. Neben der

[81] Vgl. dazu Weniger, Gottesfriede, 1905; Rougemont, Hiérométnie, 1973 (umfassende Materialsammlung zu den *ekecheiríai* und *hieromêniai* der panhellenischen Spiele); Muth, Olympia, 1979, S.168-177; Lämmer, Olympischer Friede, 1982-1983; Brodersen, Heiliger Krieg, 1991, S.10-14; Baltrusch, Symmachie, 1994, S.117-122; Höfer, Olympischer Friede, 1994, S.14-29. Der letztgenannte Titel behandelt in der Hauptsache die olympische Friedensidee der Neuzeit. Gerade aus dieser Perspektive wird die ideologische Vereinnahmung der antiken *ekecheiría* deutlich.

[82] Wimmert, Antike Olympien, 1995-1996, S.47-48.

[83] Zwar weist Brodersen, Heiliger Krieg, 1991, S.13 Nr. 58 auf Ps. Dion. Hal. ars rhet. 1,7 hin, doch handelt es sich hier um ein vereinzeltes Zeugnis.

[84] Zu den praktischen Aspekten der Verkündung vgl. Decker, Vorbereitung, 1997, S.79-83 (am Beispiel der Pythien).

[85] Vgl. die Zusammenstellung von Kampfhandlungen während der panhellenischen Spiele bei Rougemont, Hiérométnie, 1973, S.101-106.

[86] Die von Thuk. 8,9 berichtete Weigerung der Korinther, während der Isthmischen Spiele Kampfhandlungen zu beginnen, belegt keineswegs, dass sich der für das Fest verkündete Waffenstillstand neben den Teilnehmern selbst auf alle Städte bezog, die Opfergesandtschaften entsandt hatten. Religiös bedenklich war für die Korinther nicht der Angriff auf Athen an sich, sondern dass sie als zur Neutralität verpflichtete Ausrichter der Spiele feindselige Handlungen begehen sollten.

[87] SIG^3 42,8-17. Vgl. die parodistische Umsetzung bei Lukian. Ikar. 33.

Verkündung durch die Spondophoren war der Beginn der *ekecheiría* am Mondzyklus ablesbar: Da das Opfer des Zeus stets auf den zweiten Vollmond nach der Sommersonnwende fiel, begann auch die Waffenruhe immer an einem Vollmond[88]. Elis selbst galt als neutrales Land mit dem Privileg der Asylie, Waffen mussten angeblich an der Grenze abgelegt werden[89]. Dass dies Elis auch wirtschaftlich nicht zum Nachteil gereichte, wurde in der Antike mehrfach angemerkt. Seit dem Ende des 5.Jh. v. Chr. ging die Achtung der elischen Asylie zurück – auch weil es die Eleer nun selbst an Neutralität in den Wirren der Zeit fehlen ließen[90]. Insgesamt scheint aber das Instrument der olympischen Waffenruhe seinen Zweck erfüllt zu haben.

Wie aber verhält es sich mit den Quellen, die in den untersuchten Lehrwerken die These von einem umfassenden Gottesfrieden illustrieren sollen? Die oft als einziges Textzeugnis zu den Olympien überhaupt angeführte Isokratesstelle entstammt dem Kapitel 43 von dessen *Panêgyrikós*, in dem der Redner das Idealbild eines geeinten Hellenentums präsentierte und einen Krieg gegen das schwache Perserreich zur Behebung der sozialen Konflikte in Griechenland selbst forderte[91]. Dazu ist zunächst anzumerken, dass an der zitierten Stelle ganz allgemein von den panhellenischen Agonen gesprochen und dann konkret ein Lob der Feste in Athen angeschlossen wird: Ein spezifischer Bezug auf die Olympien ist also gar nicht gegeben! Auf ähnliche Weise wie Isokrates hatte schon der berühmte Sophist Gorgias von Leontinoi in Olympia selbst gegen die Perser gehetzt[92]. Ebenso forderte auch Lysias die Griechen in seinem *Olympiakós* auf, die eigenen Streitigkeiten beizulegen und den Kampf

[88] Zum Termin der Olympien Miller, Date, 1975. Die bei Thuk. 5,49,1-4 greifbare Auffassung der Eleer, dass die Waffenruhe mit ihrer Ausrufung in Olympia in Kraft trete, findet jetzt eine gewisse Stütze in ihrer Verwendung zu Datierungszwecken in einem Sakralgesetz aus dem sizilischen Selinous (SEG 43,630 ~ NGSL 27), die einen verbindlichen Termin voraussetzt und sich kaum auf das zufällige Eintreffen des Spondophoren in der Stadt beziehen kann.

[89] Ephoros FGrHist 70 F 115. Diese Verhältnisse wurden in mythische Zeit zurückprojiziert: Paus. 5,3,1 (Herakles sieht vom Zug gegen das unter dem Schutz des Zeus stehende Pisa ab).

[90] Dafür schilt sie Plb. 4,73-74.

[91] Freilich gab es ein auf ethnische, sprachliche, religiöse und kulturelle Gemeinsamkeit gegründetes panhellenisches Bewusstsein, das nicht zuletzt auf die „gemeinsamen Heiligtümer" Bezug nahm. Charakteristisch aber ist, dass der Hauptbeleg dafür – Hdt. 8,144,2 – im Kontext der Perserkriege steht. Der Verweis auf die Persergefahr kehrt auch bei Arist. Lys. 1128-1134 wieder. Dass viele Poleis ganz pragmatisch den *mêdismós* vorzogen, ist bekannt.

[92] Gorgias fr. 7-8 DK.

gegen ihre wirklichen Feinde, die Perser und den Tyrannen Dionysios von Syrakus, aufzunehmen[93]. Es handelt sich hierbei um das, was wir heute als Sonntagsreden bezeichnen würden – Formulierungen weitreichender Wünsche, deren Verwirklichung in absehbarer Zeit nicht zu erwarten war und deren unmittelbare politische Auswirkungen gegen Null tendierten. Die Argumentationsstruktur der zitierten Reden offenbart zudem, dass der geforderte innere Friede nur eine Seite der Medaille war: die andere bestand in einem nur dünn als Rachefeldzug bemäntelten Eroberungs- und Raubkrieg gegen die Perser. Dergleichen kann selbstredend nicht als Zeugnis für eine olympische Friedensidee genommen werden. Selbst die von Ulrich Sinn vorgetragene Theorie, dass unter dem Eindruck der Perserkriege Olympia kurzfristig die Rolle eines Schiedsgerichtes für innergriechische Streitigkeiten zugewiesen worden sei, verfügt nur über eine schwache Basis: Wir besitzen nur ein einziges inschriftliches Zeugnis für eine internationale Strafgerichtsbarkeit (denn um solche handelt es sich) der elischen Behörden[94]. Freilich kann der Text durchaus im Zusammenhang einer Verhandlung über eine Verletzung der olympischen Waffenruhe stehen, wie es der Ersteditor auch angenommen hat. Immerhin scheint die Konsultation des Zeusorakels in innergriechischen Kriegsangelegenheiten nun verboten worden zu sein[95]. Dafür, dass die Spiele – was an sich nahe gelegen hätte – wenigstens als Forum der Diplomatie genutzt worden wären, gibt es einen einzigen Beleg, und in diesem Fall ging es gerade um die Organisation eines innergriechischen Krieges, nicht um dessen Beilegung[96]. Selbst wenn man also bei den erwähnten Panegyrikoi eine olympische Idee finden zu können glaubt, wird man sie als ebenso wirkungslos beurteilen müssen wie die moderne – so sah es ganz nüchtern schon Ludwig Ziehen.

[93] Lys. Olymp. *passim*; Diod. 14,109,3.

[94] Siewert, Bronze-Urkunde, 1981; Siewert, Richter über Hellenen, 2005, S.93-96 (Einführung der Hellanodiken in diesem Kontext). Sinn, Apollon und die Kentauromachie, 1994 deutet das Eingreifen Apollons in den Kampf der Kentauren und Laphiten im Westgiebel des olympischen Zeustempels als Symbol der von ihm angenommenen Aufwertung des Heiligtums.

[95] Xen. Hell. 3,2,22: Ablehnung einer entsprechenden Anfrage des spartanischen Königs Agis. Dass sich die Eleer damals auf einen „alten Brauch" (*archaîon nómimon*) beriefen, muss nicht viel heißen.

[96] Thuk. 3,8-15. Bezeichnend auch, dass der von Perikles angestrebte panhellenische Kongress nicht in Olympia, sondern in Athen stattfinden sollte (Plut. Perikl. 17,1).

VII. Olympia und der Krieg[97]

Kein Unterrichtswerk thematisiert die Bedeutung Olympias als Orakelstätte und die Tätigkeit des in Olympia ansässigen Sehergeschlechtes der Iamiden als gefragte „Militärgeistliche"[98]: Nach Strabon ging jedoch der Ruhm des Orakels dem der Spiele voran[99]. Die Iamiden waren auf Rat in Kriegsangelegenheiten spezialisiert und bei vielen der großen Schlachten der griechischen Geschichte anwesend[100]. Dass ein Angehöriger dieses Sehergeschlechtes die Kolonisten von Syrakus begleitete[101], führte an der Wende vom 8. zum 7.Jh. v. Chr. zu einer engen Bindung der italischen Griechen an Olympia und somit zu einer wesentlichen Steigerung der überregionalen Anziehungskraft[102]. Dieser speziellen militärischen Ausrichtung des Orakels entsprechend wurde an keinem anderen Ort der griechischen Welt eine solch große Zahl an Waffen gefunden wie in Olympia. Diese kamen als Beuteweihungen in das Heiligtum und boten ein durchaus martialisches Ambiente für die Spiele[103]. Mag man dies etwa für die Perserbeute noch für verständlich halten, so machen die zahlreichen Weihungen im Zusammenhang mit innergriechischen Kriegen deutlich,

[97] Vgl. dazu Sinn, Olympia, 1991, S.38-49.

[98] Dazu noch immer grundlegend Weniger, Seher, 1915.

[99] Strab. 8,3,30. Vgl. Pind. O. 6,4-6; ebd. 6,27-73 (aitiologischer Mythos um den Stammvater Iamos); ebd. O. 8,1-7 (Weissagung der Iamiden aus dem Feuer des Zeusaltars); Cic. div. 1,91; Philostr. Ap. 5,25. Zum Orakel von Olympia vgl. Hönle, Olympia, 1972, S.15-24. Ausführlich zur Orakelpraxis Sfameni, Altari di cenere, 2002 und Taita, Proxenoi, 2004-2005.

[100] Hdt. 9,33,1; Paus. 3,11,6-8: Plataiai; Paus. 3,11,5: Aigospotamoi; Paus. 6,2,4: Mantineia.

[101] Pind. O. 6,6; Schol. Pind. O. 6,6-8.

[102] Vgl. Hönle, Olympia, 1972, S.67-119; Giangiulio, Città di Magna Grecia, 1993; Philipp, Olympia, 1994. Von der Westorientierung Olympias zeugen nicht zuletzt die Schatzhäuser der Apoikien Epidamnos, Syrakus, Sybaris, Selinous, Metapont, Gela und Kyrene. Aus dem griechischen Mutterland errichteten nur Sikyon und Megara, aus den östlichen Kolonisationsgebieten nur Byzanz ein solches Gebäude. Vgl. zu Statuenweihungen auch Ioakimidou, Auch wir sind Griechen, 2000.

[103] Zu den Waffenweihungen jetzt Baitinger, Angriffswaffen, 2001. Die Praxis ist für uns im archäologischen Material bis in frühklassische Zeit zu verfolgen. Spätere Tropaia gelangten nicht mehr in den Boden, sondern fielen Metallraub zum Opfer. Ein Indiz für eine panhellenische Umdeutung des kriegerischen Zeus von Olympia lässt sich aus diesem überlieferungsgeschichtlich bedingten Befund nicht ableiten (Himmelmann, Olympie, 2001, S.161-162). Möglicherweise ging man auch dazu über, dem Zeus aus der jeweiligen Kriegsbeute keine Waffen mehr zu dedizieren, sondern Metallbarren (Siewert, Votivbarren, 1996).

dass Olympia keineswegs ein Ort des Friedens war[104]. Dass die Nikestatuen im Heiligtum, insbesondere auf der Hand des Zeusbildes des Phidias, sich auf den Sieg im sportlichen Wettkampf bezögen, ist ein frommer Irrglaube der Neuzeit. Für Pausanias war ganz klar, dass sich eine Nikestatue auf einen Krieg bezog – nur auf welchen, das konnte die Frage sein[105]. Solche Siegesmonumente rührten natürlich stets von Neuem an alte Wunden, und der Sport musste vor diesem Hintergrund durchaus als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln oder im besten Fall als dessen Sublimation erscheinen.

VIII. Siegen um jeden Preis

Wenn man von einer olympischen Idee in der Antike sprechen mag, so war es der Sieg, nicht der Friede. Entsprechend war im antiken Verständnis auch nicht das Dabeisein ein Wert an sich, sondern es zählte ausschließlich der Sieg. Nur der Sieger erhielt als Siegespreis einen Kranz vom heiligen Ölbaum, Auszeichnungen für einen zweiten oder dritten Sieger gab es nicht[106]. Alle außer dem Sieger hatten sich als Verlierer zu fühlen und konnten mit entsprechendem Hohn rechnen[107]. Ein Pankrationkämpfer aus Ägypten bezeichnete in einem privaten Brief an seine Schwester diejenigen, die sich aus dem Kampf zurückzögen, recht drastisch als *koprologoûntas*: „Mistsammler"[108]. Bei den Vorläufen im antiken Olympia – diese waren aufgrund der hohen Teilnehmerzahl notwendig – kam dementsprechend ebenfalls nur der jeweilige Sieger weiter[109].

[104] Perserbeute: Baitinger, Perserbeute, 1999. Der große Zeustempel und die Statue des Phidias wurden aus der Beute eines Krieges der Eleer gegen den alten Rivalen Pisa finanziert (Paus. 5,10,2). Weitere Monumente für innergriechische Siege: ebd. 5,10,4; ebd. 5,24,3; ebd. 5,24,4; ebd. 5,26,1; ebd. 5,27,11; ebd. 6,19,13; ebd. 6,21,2.

[105] Paus. 5,26,6.

[106] Vgl. Buhmann, Sieg in Olympia, 1972, S.6-15. Anders war es bei den um Preisgelder ausgetragenen Wertspielen.

[107] Zum Schicksal der Verlierer Pind. O. 8,86-87 – der freilich zur Verherrlichung der Sieger dichtet – und Epikt. 3,22,52. Dazu Buhmann, Sieg in Olympia, 1972, S.16-18 und differenzierend Crowther, Second-place finishes, 1992, S.97-101 sowie Crowther, Athlete as warrior, 1999, S.124-125. Transkulturell vergleichend die Studie von Segal, „To win or to die", 1984.

[108] SB 3,6222.

[109] Paus. 6,13,4.

Signifikant ist in diesem Zusammenhang auch, dass in klassischer Zeit ausgerechnet das Wagenrennen zwischen Pelops und Oinomaos durch die Aufnahme in das Figurenprogramm des neuen Zeustempels gewissermaßen zu einem aitiologischen Fixpunkt der olympischen Geschichte erhoben wurde[110]. Dass die Teilnehmer der hippischen Agone am Zieleinlauf von einer Statue der den Pelops mit der Siegerbinde krönenden Hippodameia erwartet wurden, unterstreicht noch die Bedeutung dieser Tradition[111]. Schon Pelops hatte freilich nur durch Betrug das Rennen für sich entschieden[112]. Unlautere Machenschaften wurden dadurch nicht schlechthin sanktioniert, aber der Sieg war im griechischen Denken doch viel wichtiger als der Weg zu ihm.

Noch heute kann man vor dem Eingang zum Stadion von Olympia eine Reihe von Statuenbasen sehen, auf denen sich die so genannten Zanes befanden, Zeusstatuen, die von des Betruges überführten Athleten als Buße errichtet werden mussten[113]. Der Aufstellungsort sollte in Verbindung mit didaktischen Epigramminschriften potentielle Nachahmer abschrecken. Auf die Gesamtzahl der antiken Olympien bezogen sind die bekannten Betrugsfälle nicht zahlreich, wobei natürlich mit einer gewissen Dunkelziffer zu rechnen ist. Eine auch heute noch übliche Form des „Betruges" war freilich schon damals in guter Übung: die Ausrufung eines Athleten mit falscher Herkunftsangabe bzw. „Nationalität"[114]. Dergleichen war von den olympischen Regeln nicht verboten, doch zog ein solches Verhalten unter Umständen drastische Vergeltungsmaßnahmen der eigentlichen Heimatgemeinde nach sich: Das Haus des Astylos in Kroton etwa wurde konfisziert und in ein Gefängnis verwandelt, seine Statuen umgestürzt[115]. Aus dem Bericht des Pausanias lässt sich schließen, dass die Siegerstatuen der Olympioniken wenigstens teilweise nach

[110] Zu den Giebelskulpturen Kyrieleis, Zeus and Pelops, 1997.

[111] Paus. 6,20,19.

[112] Freilich gab es auch eine positivere Tradition: Nach Pind. O. 1,67-89 verdankte Pelops den Sieg dem ihm von Poseidon geschenkten Gespann.

[113] Paus. 5,21,2-9; ebd. 5,21,15-17; ebd. 6,20,8. Einen weiteren Versuch, einen Olympiasieg zu kaufen, bezeugt Plut. Lyk. 22,4. Zu Betrugsfällen in der antiken Athletik vgl. Forbes, Crime and punishment, 1951-1952; Buhmann, Sieg in Olympia, 1972, S. 43-46; Weiler, Korruption, 1991.

[114] Paus. 6,13,1; 6,18,6; vgl. ebd. 6,2,6. Vgl. dazu Robert, Inscriptions d'Ephèse, 1967, S. 18-21. Die Sieger wurden mit Nennung von Vater und Heimatstadt ausgerufen: Pind. O. 5,8; Schol. Pind. O. 5,16.

[115] Paus. 6,13,1.

Poliszugehörigkeit geordnet aufgestellt waren[116]. Für den Betrachter bildeten sie also gewissermaßen einen all-time Medaillenspiegel und forderten zum Vergleich geradezu heraus. Entsprechender „Nationalismus" bestimmte auch das Verhalten des in Olympia anwesenden Publikums: Als im Jahre 212 v. Chr. Kleitomachos von Theben und Aristonikos von Alexandria um den Sieg im Faustkampf rangen, unterstützte das Publikum zunächst den „underdog" Aristonikos. Daraufhin übte Kleitomachos herbe Publikumsbeschimpfung und denunzierte den Aristonikos als Ägypter und Vertreter des Königs Ptolemaios. Die Schelte zeigte Wirkung und Aristonikos wurde vom Publikum niedergeschrieen[117]. Fairplay und Internationalismus standen auf der Prioritätenliste der Sportfans in der Antike also nicht höher als heute. Mit Recht hat man in diesem Zusammenhang von einer Erfolgsethik gesprochen, welche die Legitimität der eingesetzten Mittel am Ergebnis maß[118]: So ist bei Hesiod der Neid durchaus keine in sich schlechte Regung, sondern kann Motivation zur Leistung bedeuten[119]; in Homers Ilias gewinnt Antilochos das Wagenrennen bei den Leichenspielen des Patroklos nur durch *mêtis*[120]. Dieses Wort bedeutet im Griechischen Klugheit und Verstand, den guten Rat, bezeichnet aber hier einen aus unserer Perspektive betrügerischen Trick. Beides wird also schon auf sprachlicher Ebene semantisch nicht differenziert. In der antiken Auffassung bedeutete der Sieg alles, das bloße Dabeisein hingegen nichts[121]. Besonders deutlich wird das ausgerechnet in einer agonistischen Metapher des hl. Paulus: „Wisst ihr nicht, dass die Läufer im Stadion zwar alle laufen, aber dass nur einer den Siegespreis gewinnt? Lauft so, dass ihr ihn gewinnt."[122]

[116] Paus. 6,1,7: „Lakedaimonier stehen da auch weiterhin anschließend an Kyniska."; ebd. 6,7,1: „Wenn man auch diese gesehen hat, kommt man zu den Standbildern der rhodischen Athleten [...]".

[117] Plb. 27,9.

[118] Vgl. dazu die differenzierten Ausführungen von Crowther, Athlete as warrior, 1999.

[119] Hes. erg. 25-26.

[120] Hom. Il. 23,306-615. Zwar wird dem Antilochos der Siegespreis aberkannt, sein unbedingter Siegeswille aber prinzipiell positiv bewertet und belohnt. Dazu Vernant u. a., Metis, 1967, S.70-72.

[121] Das Konzept erscheint nur spät und im Kontext der insgesamt eher athletenfeindlichen Philosophie: Porph. v. Pyth. 15. Freilich spielt hier die gänzlich griechische Anschauung hinein, dass übergroßes Glück zwangsläufig Neid und Übel nachziehen müsse. Die Inschrift IDidyma 194 bezeugt den Stolz eines Athleten über seine erfolglose Teilnahme an den Olympien und den anderen panhellenischen Spielen. Vgl. dazu Crowther, Second-place finishes, 1992, S.97-101.

[122] 1 Kor 9,24. Paradoxerweise scheint diese Passage über eine recht eigenwillige Interpretation Bischof Ethelbert Talbots während der Olympischen Spiele von London

IX. Kein Amateurproblem in der Antike[123]

Die Aufgabe des strikten Amateurprinzips durch das IOC hat mittlerweile glücklicherweise die Notwendigkeit entfallen lassen, dieses Statut durch Verweis auf angeblich antike Verhältnisse zu rechtfertigen. Dennoch ist der Begriff der Kranzspiele gerade im Gegensatz zu den Wertagonen noch immer geeignet, diesbezüglich Missverständnisse hervorzurufen. Als Preis erhielt der antike Olympiasieger zunächst bekanntlich nur einen Kranz vom heiligen Ölbaum und ein Festmahl[124]. Die Tatsache, dass die Olympioniken keine Preisgelder oder andere unmittelbare materielle Gratifikationen erhielten, führte in der Neuzeit zur Ausbildung eines mythisch verklärten Bildes von einem antiken Amateurathletentum, das frei gewesen sei von finanziellen Interessen und der Anwendung unlauterer Methoden[125]. Tatsächlich wurden den Olympiasiegern in ihren Heimatstädten allerdings oft erhebliche Vergünstigungen zuteil – etwa Ehrenplätze im Theater, Steuerfreiheit und lebenslängliche Speisung im Rathaus[126]. In der Kaiserzeit wurden diese Privilegien zum Gegenstand der

1908 auf die Bildung des Mottos „Dabeisein ist wichtiger als Siegen" eingewirkt zu haben. Dazu Young, Source of the Olympic Credo, 1994, der den Ausspruch letztlich auf Ov. met. 9,5-6 zurückführt.

123 Vgl. dazu Muth, Olympia, 1979, S.188-196; Young, Professionalism, 1983; Young, Olympic myth, 1984; Lee, Myth of Greek amateur athletics, 2003. Allgemein zu den griechischen Athleten Mann, Athlet und Polis, 2001.

124 Kranz: s. Anm. 59, 60 und 61; Festmahl: Paus. 5,15,12.

125 Zu den Hintergründen dieser Mythenbildung vgl. Young, Amateurs, 1988: Den Erfindern der Amateuridee – sie datiert erst aus den 1860er Jahren – ging es vor allem um den Ausschluss der Arbeiterklasse. John Mahaffy und Percy Gardner übertrugen – ohne von den antiken Quellen viel Aufhebens zu machen – das viktorianische Upper-Class-Ideal des Gentleman-Sports auf die Antike. Dieses mit einer ausgeprägten Dekadenztheorie hinsichtlich der nachklassischen Athletik gekoppelte Zerrbild kanonisierten schließlich die enorm einflussreichen Schriften Edward N. Gardiners. Zum „Niedergang" der Olympischen Spiele in den Augen der älteren Forschung Kyle, First hundred Olympiads, 1997, S.54-67 und Weiler, Krise und Niedergang, 1988, S. 244, der ebenfalls auf die Obsession gerade der angelsächsischen Gelehrten mit der Amateurfrage verweist. So abwegig die historischen Anschauungen Coubertins aus heutiger Perspektive scheinen mögen, so schöpfen sie doch vielfach aus den autoritativen wissenschaftlichen Darstellungen seiner Zeit. Coubertins Kenntnisse spiegeln dabei weitgehend das Curriculum der französischen Jesuitengymnasien seiner Zeit (Müller, Coubertin, 1997).

126 Zu Ehrungen und Belohnungen der Sieger ausführlich Buhmann, Sieg in Olympia, 1972, S.53-136, Pleket, Games, 1975, S.54-71 sowie Pleket, Soziologie, 2001, S.179-182 und 187-189 mit Hinweisen auf epigraphische Zeugnisse. Dem Solon schrieb man ein Gesetz zu, demzufolge athenischen Olympiasiegern von Staats wegen ein Preis von 500 Drachmen ausgesetzt wurde – was wiederum dem Preis von 100 Rindern entsprochen haben soll (Plut. Sol. 23,3; Diog. Laert. 1,55; dazu Weiler, Solons

kaiserlichen Rechtsetzung[127]. Den besten Eindruck vom Funktionieren dieser Athletenpensionen (*opsonia*) gibt uns das Archiv des Rates von Hermoupolis Magna aus dem 3.Jh. n. Chr.[128]: Die Sieger wandten sich jeweils mit einer einem bestimmten Formular folgenden Petition an den Rat der Stadt, die Kumulation von Versorgungsansprüchen durch Mehrfachsieger war möglich. Die Pension betrug 180-200 Drachmen im Monat; sie hatte mit der Bedürftigkeit der Athleten nichts zu tun, denn diese gehörten zum großen Teil ohnehin der lokalen Honoratiorenschicht an und bekleideten wiederholt städtische Ämter[129]. Das gilt auch und gerade für die Kampfsportler: Schon Platon bezeichnete die Aristokraten als „die mit den zerschlagenen Ohren" – unter Bezug auf ihre Vorliebe für den Faustkampf[130]. Die „Blumenkohlohren" galten anscheinend – ähnlich wie in späteren Zeiten ein Schmiss – nicht als verunzierender Makel, sondern als Auszeichnung. Die moderne Amateurfrage war offensichtlich für die Antike ohne Belang – entweder war man auf Einkünfte nicht angewiesen oder man verdiente sich seinen Lebensunterhalt durch Preisgelder[131]. Im 2.Jh. n. Chr. wurde etwa einem Olympioniken die enorme Summe von fünf Talenten (30.000 Drachmen) als Gage für den Auftritt bei einem anderen Wettkampf geboten[132]. Entgegen allen Behauptungen der älteren Forschung gibt es weder für eine zunehmende Professionalisierung noch eine steigende Spezialisierung der Athleten wirkliche Belege in den Quellen[133].

Olympionikengesetzgebung, 1983, Kyle, Solon, 1984 und Mann, Athlet und Polis, 2001, S.68-81). Für die Mitte des 6.Jh. v. Chr. bezeugt ein inschriftliches Zeugnis aus dem unteritalischen Sybaris ebenfalls materielle Preise für den Olympiasieger Kleombrotos (IGASMG 4,2).

127 Plin. ep. 10,118 zeigt, dass die Rechte der Athleten in der Kaiserzeit Gegenstand der gesetzgeberischen Reglementierung geworden waren und die Berechtigten das ihnen Zustehende durchaus aktiv einforderten. Zu den zahlreichen Privilegien der Athleten im römischen Recht ausführlich Amelotti, Posizione degli atleti, 1955. Eine kommentierte Sammlung besonders aussagekräftiger Papyri mit Übersetzung bietet Frisch, Agonistische Papyri, 1986.

128 Drew-Bear, Athlètes d'Hermoupolis Magna, 1988.

129 Zum elitären Charakter der griechischen Athletik hinsichtlich sozialer Herkunft und Ideologie vgl. Pleket, Games, 1975, S.71-89, Pleket, Participants, 1992, Van Nijf, Athletics, 1999, S.188-193 und Pleket, Soziologie, 2001.

130 Plat. Gorg. 515e. Dazu Zanker, Boxer, 2005, S.30.

131 Von staatlicher Seite hatten nur die bereits erfolgreichen Athleten Gratifikationen zu erwarten (Crowther, Athlete and state, 1996).

132 Dio Chrys. 66,11.

133 Eher lässt sich noch das Gegenteil, eine zunehmende Diversifizierung, belegen: Young, First with the most, 1996.

X. Kampfsportarten in Olympia[134]

Wenn auch der Stadionlauf stets der vornehmste, weil älteste Wettkampf blieb, erfreuten sich doch Pankration und Pferderennen beim Publikum besonderer Beliebtheit, nicht zuletzt wegen der Gefährlichkeit beider Disziplinen[135]. Dies wird deutlich, wenn man die aus der Kaiserzeit für andere Wettbewerbe überlieferten Preisgelder betrachtet: Regelmäßig liegen hier die schwerathletischen Disziplinen vorn. Die Beschreibung der Siegerstatuen in Olympia durch Pausanias zeigt dieselbe Vorliebe für die Schwerathletik[136]. Auch die Heroisierung ist nur für Kampfsportler belegt[137]. Tatsächlich waren die antiken Disziplinen ihrem Wesen nach einem regelrechten Kampf noch sehr viel näher als ihre modernen Homonyme: Nach Ausweis unserer Quellen mussten die Schläge beim Boxen ausschließlich gegen Kopf und Nacken geführt werden[138]! Die Faustriemen aus Leder, mit denen sich die Kämpfer ihre Handgelenke umschnürten, schützten zwar die eigenen Gelenke, riefen aber beim Gegner mit ihren scharfen Kanten schmerzhafte Wunden hervor[139]: Die seit dem 4.Jh. v. Chr. üblichen Boxhandschuhe zeichneten sich durch einen vorstehenden Lederschlagring aus – immerhin verbot man die Benutzung von Schweineleder, weil man die durch dieses verursachten Wunden für schwer heilbar hielt[140]. Einen Gebissschutz gab es nicht, weshalb ausgeschlagene Zähne zum Standard antiker Schilderungen von Boxkämpfen gehören[141]. Die notorischen „Blumenkohlohren" waren den Athleten sicher, wenn nicht Schlimmeres. Die satirischen Boxerepigramme des Lucillius im 11.Buch der *Anthologia Graeca* ziehen daraus derben Witz[142]. Nicht von ungefähr heißt es daher auch in einer Inschrift aus dem 1.Jh. v. Chr., dass „Boxer durch Blut zum Sieg" kämen[143]. Der Traumdeuter Artemidor von Daldis meinte, es werde beim Faustkampf „das Gesicht verunstaltet und Blut vergossen, welches allgemein als Symbol des Geldes gilt. Glück bringt diese Kampfesart [sc. in einer Traumerscheinung] nur denen, welche mit Blut ihren Lebensunterhalt verdienen, nämlich Ärzten, Opferpriestern und Köchen"[144]. All dies lässt sich, wie jüngst Paul Zanker in einer mustergültigen Studie gezeigt hat, auch an der berühmten hellenistischen Statue eines sitzenden Boxers im Thermenmuseum in Rom beobachten[145].

Kam es zu Todesfällen, blieb der Verursacher straffrei, sofern er nicht anderweitig die Wettkampfregeln verletzt hatte. Ein besonders grausamer Vorfall bei den Nemeischen Spielen vermag dies zu illustrieren[146]: Da eine Entscheidung zwischen den Boxern Kreugas und Damoxenos nicht abzusehen war, einigten sich beide, auf jede Deckung zu verzichten und im Wechsel jeweils einen Schlag zu führen. Nachdem Damoxenos einen Kopfschlag überstanden hatte, stieß er dem Kreugas seine Hand mit ausgestreckten Fingern in die Seite und riss ihm seine Eingeweide heraus[147]. Damoxenos wurde disqualifiziert – aber nicht wegen der Brutalität seines Vorgehens oder des Todes des Kreugas: Moniert wurde, dass das Herausreißen der Eingeweide einem unberechtigten zweiten Schlag in Folge entsprochen habe!

Das Pankration war eine Kampfsportart, in der bis auf Beißen und das Ausdrücken der Augen alles erlaubt war[148]. Dass sich nicht jedermann an solche Beschränkungen hielt, zeigt in ironischer Brechung der Chor eines auf Papyrus überlieferten Satyrspieles: Neben Ringen, Pferderennen,

[134] Vgl. dazu Rudolph, Olympischer Kampfsport, 1965; Poliakoff, Combat sports, 1987.

[135] Antike Nachrichten über eine angebliche Aussetzung der hippischen Agone in Olympia in der Kaiserzeit sind äußerst zweifelhaft (Crowther, Greek equestrian events, 1995). Zum mit den Pferderennen verbundenen Nervenkitzel Crowther, Greek equestrian events, 1994.

[136] Peim, Siegerstatuen, 2000.

[137] Siehe dazu die Ausführungen in Kapitel X.

[138] Brophy u. a., Deaths II, 1985, S.184-189.

[139] Ein Äquivalent des modernen Boxhandschuhs kam vorrangig im Training zum Einsatz (Mendner, Boxhandschuhe, 1953; vgl. aber Scanlon, Games of Gallienus, 1986 zur Verwendung in regulären Agonen). Der Übergang von den älteren „weichen" Handschuhen zu den „scharfen" ist im 4.Jh. v. Chr. anzusetzen, möglicherweise als Reaktion auf verbesserte Trainingsmethoden und defensive Kampftaktiken (dazu Scanlon, Boxing gloves, 1982-1983). Ältere Vermutungen über Boxhandschuhe aus Metall (!) sind jedoch zurückzuweisen (Lee, Later Greek boxing glove, 1997).

[140] Philostr. gymn. 10.

[141] Einen Überblick gibt Fiedler, Faustkampf, 1992. Die oft behauptete sukzessive Brutalisierung des Faustkampfs lässt sich auf literarischer Ebene nicht bestätigen: Schon die homerischen Schilderungen lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

[142] Anth. Graec. 11,75-81. Dazu grundlegende Diskussion bei Robert, Épigrammes satiriques, 1968, der aus reicher Kenntnis der von Lucillius parodierten Inschriften schöpft.

[143] IAgon 55 ~ IG 12,3,390.

[144] Artem. 1,61.

[145] Zanker, Boxer, 2005, der aus der Betrachtung der Statue eine kleine Kulturgeschichte des antiken Kampfsports entwickelt.

[146] Paus. 8,40,3-5.

[147] Der Sachverhalt ist medizinisch durchaus glaubhaft, und vergleichbare Schlagtechniken sind aus asiatischen Kampfsportarten bekannt (Brophy, Deaths I, 1978, S.384-388).

[148] Das Ausdrücken der Augen war eine übliche Kampftechnik auch bei Schlägereien (z. B. Ach. Tat. 7,14).

Laufen und Boxen werden dort Beißen und Hodenverdrehen als athletische Qualifikationen beansprucht[149]. Der dreifache Olympiasieger Sostratos führte den bezeichnenden Beinamen „Fingerspitzler", weil er seine Gegner durch Brechen der Finger zur Aufgabe zu zwingen pflegte[150]. Immerhin scheint es zu weniger offenen Wunden als im Faustkampf gekommen zu sein, da die Athleten keine Lederriemen anlegten[151]. Gleichwohl war das Pankration kein Anblick für zarte Gemüter und führte im Jahre 564 v. Chr. zu dem berühmtesten Todesfall in der antiken Geschichte Olympias: Arrachion von Phigaleia errang den Olivenzweig im Moment, in dem er von seinem Gegner erwürgt wurde, indem er diesem den Knöchel ausrenkte (oder nach anderer Überlieferung: eine Zehe brach) und ihn so zur Aufgabe zwang[152].

Auch der antike Ringkampf war härter als der moderne, denn Würgegriffe waren durchaus erlaubt. Ein gewisser Leontiskos übernahm angeblich sogar die erwähnte „Technik" des Sostratos, da er anders nicht zum Erfolg kommen konnte[153]. Das war eigentlich ein Regelverstoß, der aber von den Hellanodiken offenbar nicht geahndet wurde[154]. Schwere Verletzungen und gar Todesfälle waren so kaum zu vermeiden, zumal ein Kampf bei Boxen und Pankration nur durch die Kampfunfähigkeit eines Athleten oder seine Aufgabe beendet werden konnte[155]. Die kürzlich in Olympia aufgefundene Grabinschrift des Boxers Agathos Daimon, genannt „das Kamel", illustriert erneut diesen Sachverhalt: Tod oder Sieg hatte er dem Zeus gelobt – es sollte sein letzter Wettkampf werden[156].

[149] P. Oxy. 8,1083 fr. 1,9-11. Zum Beißen als verbreitetem Regelbruch vgl. Lukian. Demon. 49.

[150] Sud. s. v. Sostratos; vgl. Paus. 6,4,1.

[151] Dies könnte aus Paus. 6,15,4-5 geschlossen werden.

[152] Paus. 8,40,1-2 und ausführlich Philostr. imag. 2,6. Die antiken Berichte sind medizinisch nicht plausibel; tatsächlich dürfte Arrachion durch einen Bruch der Halswirbelsäule zu Tode gekommen sein (Brophy, Deaths I, 1978, S.380-382).

[153] Paus. 6,4,3.

[154] Ebert u. a., Archaische Bronzeurkunde, 1999, S.397-398 stellen ausgehend von der eindeutigen Aussage der inschriftlich überlieferten Wettkampfregel die Glaubwürdigkeit der Nachricht des Pausanias überhaupt in Frage.

[155] Ringkampf: Philostr. gymn. p. 272 und imag. 2,6; Boxen: Paus. 6,9,6-8. Hatte man den Eindruck, die Faustkämpfer würden Zeit schinden, hielt man ihnen bisweilen eine hölzerne „Leiter" um die Beine, um ein weiteres Ausweichen zu verhindern (Hesych. s. v. *ek klimakos*; Etym. Magn. s. v. *ek klimakos*; Eustath. ad Il. 23,686; dazu Poliakoff, Melankomas, 1987 und präzisierend Visa-Ondarçuhu, Mélancomas, 2003). Zu Todesfällen in antiken Kampfsportwettbewerben vgl. Brophy, Deaths I, 1978, Brophy u. a., Deaths II, 1985 und Poliakoff, Deaths, 1986.

[156] SEG 22,354.

Kein Wunder also, dass einen gewissen Sarapion unmittelbar vor dem Wettkampf die Furcht packte: Beim Klang der Trompeten lief er davon, was von den Hellanodiken mit einer Geldbuße geahndet wurde[157]. Wenn also z. B. Schiller die unblutigen Kämpfe in Olympia der römischen Gier nach blutrünstigen Gladiatorenspielen entgegenstellt, ist ein erhebliches Maß an Idealisierung im Spiel: Auch die Griechen schätzten den Nervenkitzel gefährlicher Sportarten und stellten dabei die Gesundheit der Athleten keineswegs an erste Stelle[158]. Vielleicht deshalb schien dem Griechen Plutarch sogar die Behauptung möglich, auch bei den Olympien seien einst Zweikämpfe auf Leben und Tod ausgetragen worden[159].

XI. Kult und Kritik um die Athleten

Die starke Spezialisierung und Lebensferne solcher Athleten wurde schon seit dem 7.Jh. v. Chr. zum Gegenstand intellektueller Kritik[160]. Insbesondere in den Kampfsportarten, in denen nicht wie heute nach Gewichtsklassen differenziert wurde, scheint sich eine den Spott geradezu herausfordernde „Fressdiät" eingebürgert zu haben: Schon Milon von Kroton soll täglich etwa je 9 kg Fleisch und Brot (also insgesamt 18 kg!) sowie 10 l Wein zu sich genommen haben[161]. Die Ungeheuerlichkeit dieser Kraftnahrung erhellt erst, wenn man sich die allgemeine Seltenheit von Fleisch auf antiken Speisezetteln vergegenwärtigt. Aristoteles setzte im

[157] Paus. 5,21,18.

[158] *Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen*, Brief 15. Coubertin behauptete eine Degeneration des ursprünglichen, philosophischen griechischen Athletentums in römischer, sein Ende in christlicher Zeit (Coubertin, Olympischer Gedanke, 1966, S.8 (*Bulletin du Comité International des Jeux Olympiques*, Januar 1895)).

[159] Plut. quaest. conv. 675c-d.

[160] Xenophanes eleg. 2; Eur. TGF F 282; Isokr. paneg. 1; Vitr. 9 praef. Zur antiken Athletenkritik zusammenfassend Müller, Volk der Athleten, 1995. Dass die griechische Athletik einen größeren geistigen Anspruch verfolgt hätte als die moderne, ist ein frommer Mythos: Young, Mens sana, 2005.

[161] Theodoros v. Hierapolis FHG 4 p. 513. Dort auch eine Anekdote, der zufolge der Pankratiast Astyanax von Milet bei einem Gastmahl des Persers Ariobarzanes buchstäblich für neun gegessen haben soll. Weit verbreitet war auch die Überlieferung, Milon habe in Olympia ein Rind auf seinen Schultern zum Zeusaltar getragen und es dann im Laufe eines Tages allein verzehrt. Dieselbe Leistung wurde dem Theogenes von Thasos zugeschrieben (Athen. 10,412d-413c). Rückprojektion in mythische Zeit: Fresswettbewerb zwischen Herakles und Lepreos (Paus. 5,5,4).

4.Jh. v. Chr. eine solche Diät als selbstverständlich voraus[162]; Philostratos erkannte den Wert eines großen Bauches im Faustkampf an, denn er halte den Gegner auf Distanz[163]! Mit dem Ideal der *kalokagathia* hatte das nicht mehr viel zu tun, doch die allgemeine Bewunderung für die Olympioniken berührte dies nicht: Kritik blieb ein intellektuelles Randphänomen, und seit dem 6.Jh. v. Chr. kam es mehrfach zur Heroisierung erfolgreicher Sportler[164]. Instruktiv ist hier der Fall des Kleomedes von Astypalaia[165]: Aus Schmerz über eine Niederlage in Olympia brachte er das Gymnasium seiner Heimatstadt zum Einsturz, wobei etliche Kinder den Tod fanden. Als die Bürger den Athleten lynchen wollten, verschwand er auf wunderbare Weise. Das Orakel von Delphi ordnete schließlich die Einrichtung eines Kultes ein. Hier wird deutlich, dass kultische Verehrung im griechischen Verständnis nicht unbedingt auf moralischer Vorbildhaftigkeit oder positiven Leistungen des Kultempfängers beruhte, sondern in erster Linie auf die Transgression der Norm reagierte. Die posthume Macht der Heroen äußerte sich daher auch keineswegs immer in positiver Weise. Dass derartige Kulte keine bloße Formalität waren, sondern auf echtem religiösen Empfinden beruhten, zeigt der Fall des Theogenes von Thasos: Gegen entsprechende Bezahlung (gefordert war mindestens eine Obole) heilte die Statue des Heros Fieberkrankheiten[166]. Abriebstellen an der bereits erwähnten Boxerstatue im Thermenmuseum in Rom sowie ihre sorgfältige Vergrabung in der Spätantike will Paul

[162] Aristot. pol. 8,1338a6. Den Milon bezeichnete Aristoteles als „tapfer, aber gefräßig" (fr. 520 Rose). Paus. 6,7,10 verbindet die Einführung der Fleischdiät mit dem Athleten Dromeus (Siege 484 und 480 v. Chr.), Favorin. FHG 3 p. 579 und Porphyr. v. Pyth. 15 führen sie auf den Philosophen Pythagoras zurück, der den Eurymenes von Samos trainierte. Die Nachricht verdient umso mehr Glauben, als die späteren Pythagoreer Vegetarier waren, eine Rückprojektion also ausgeschlossen ist. Die ausführlichsten Angaben zur antiken Athletendiätetik macht Philostr. gymn. 43-44. Vgl. dazu Renfrew, Food, 1988, S.174-176, Pleket, Soziologie, 2001, S.171-174 und Reisch, E.: Art. *anagkophagía*, in: RE I.2, Stuttgart (1894), Sp.2058-2060.

[163] Philostr. gymn. 35.

[164] Philipp v. Kroton (Sieg 520 v. Chr.): Hdt. 5,47,2; Oibotas v. Dime (Sieg 756 v. Chr., Kult ab 460 v. Chr.): Paus. 7,17,3-4 und 7,17,13-14. Vgl. zu diesem Phänomen und seinen Hintergründen Fontenrose, Hero as athlete, 1968, Hönle, Olympia, 1972, S.98-106, Böhringer, Cultes d'athlètes, 1979 und Bentz u. a., Heroisierung, 2001.

[165] Paus. 6,9,6-8.

[166] Paus. 6,11,2-9 mit der vollständigen Kultlegende; Lukian. deor. conc. 12, der diese Fähigkeit auch der Statue des Pankratiasten Polydamas in Olympia zuschreibt. Pausanias betont, dem Theogenes sei „wie einem Gott" geopfert worden. Zur archäologisch nachgewiesenen Opferplattform auf der Agora von Thasos vgl. Chamoux, Monument, 1979, zum ebenfalls erhaltenen Opferstock sowie zu den Fragmenten des Kultgesetzes Martin, Nouveau règlement, 1940-1941.

Zanker mit einem derartigen Wunderglauben in Verbindung bringen[167]. Um Euthymos von Lokroi Epizephyrioi bildete sich gar eine regelrechte Legende mit märchenhaften Zügen[168]: Sohn eines Flussgottes sollte der Athlet gewesen sein und den bösartigen Heros von Temesa, der jährlich eine Jungfrau als Opfer forderte, im Kampf überwunden haben[169]. Es muss freilich betont werden, dass der Olympiasieg allein noch keine Kulteinrichtung nach sich zog, dafür mussten weitere Faktoren hinzutreten[170]. Wenn also auch der Olympiasieg nicht die eigentliche Ursache der Heroisierung war, so ist doch auffällig, dass gerade Olympiasieger wiederholt Gegenstand der Heroisierung wurden.

XII. Olympia – einmal anders

1. Olympia – ohne Olympische Spiele

Bis hierher wurden Einzelaspekte der antiken Olympien beleuchtet, die von jeher im Mittelpunkt auch der schulischen Lehre standen. Nun sollen einige Hinweise gegeben werden, wie sich das Thema Olympia noch in gänzlich andere Richtungen entwickeln lässt. Zunächst lohnt es darauf hinzuweisen, dass Olympia auch abseits der Olympischen Spiele ein bedeutendes panhellenisches Heiligtum war, an dem sich viele Eigenheiten eines griechischen Tempelbezirkes idealtypisch exemplifizieren lassen. Auf die Vielfalt der Kultempfänger und die rituellen Einzelheiten der wichtigsten Kulte wurde bereits oben eingegangen[171]. Für die hellenistisch-römische Zeit geben uns etliche inschriftlich überlieferte Listen des in Olympia amtierenden Kultpersonals einen zusätzlichen Einblick in das Funktionieren des Heiligtums[172]:

[167] Zanker, Boxer, 2005, S.48-49.

[168] Dazu ausführlich Visintin, Vergine, 1992 und Currie, Euthymos of Locri, 2002 mit Hinweisen auf die umfängliche ältere Literatur.

[169] Kallim. fr. 98 Pfeiffer; Strab. 6,1,5; Plin. nat. hist. 7,152; Paus. 6,6,4-11; Ail. var. 8,18; Suid. s. v. *Eúthymos*. Die Beschreibung der Siegerstatuen in Olympia durch Pausanias ist reich an ähnlichem „Athletenlatein".

[170] Vgl. die differenzierten Ausführungen von Boehringer, Heroisierung, 1996.

[171] S. Kapitel V.

[172] Den Stand der Forschung fasst Zoumbaki, Elis und Olympia, 2001, S.106-152 zusammen.

- 1 Epimelet („Fürsorger"): Beamter mit Aufgaben in der Bau- und wahrscheinlich auch Finanzverwaltung.
- 3 Theokoloi: Oberstes Priesterkollegium, dessen Mitglieder durch Losung bestimmt wurden und für begrenzte Zeit amtierten; sie übernahmen im Wechsel die unblutigen Opfer während der monatlichen Altarprozession[173]; die Hekatombe für Zeus während der Olympien fiel jedoch explizit nicht in ihren Zuständigkeitsbereich.
- 3 Spondophoroi („Trankopferträger"): Festboten, die die *ekecheiría* verkündeten; ihre Amtsabzeichen waren Kranz, Heroldsstab und Opferschale; während der monatlichen Altarprozession assistierten sie den Theokoloi und spendeten die Trankopfer[174]; oft handelt es sich um die Söhne der jeweils amtierenden Theokoloi, so dass eine Bestimmung durch Ernennung anzunehmen ist.
- 2, später 4 Manteis („Seher"): stets auf Lebenszeit aus den Familien der Iamiden und Klytiaden genommen; in der Kaiserzeit nur noch für die Pflege des großen Aschealtars zuständig, aus dessen Opferfeuer sie ursprünglich geweissagt hatten[175]; nahmen an der monatlichen Altarprozession teil[176], waren aber vom Kult des Pelops ausgeschlossen[177].
- 1-5 Kleidouchoi („Schlüsselbewahrer"): Aufsicht über die Schatzhäuser und Führung der Inventarlisten des Heiligtums; Abschaffung des Amtes im frühen 1.Jh. n. Chr.
- 1 Auletes („Flötenspieler"): Begleitung der monatlichen Altarprozession (besonders der Tänze der Epispondorchestai)[178], sowie bestimmter Wettkämpfe (Weitsprung, Diskoswurf); Übernahme des Amtes teilweise durch renommierte „externe" Künstler[179].
- 1, später 2 Exegeten („Ausdeuter"): Spezialisten für Geschichte, Sakralgesetze und Kultpraktiken des Heiligtums; Tätigkeit als „Fremdenführer"[180]; jedoch auch Beteiligung an der monatlichen Opferprozession[181].

[173] Paus. 5,15,10.
[174] Paus. 5,15,10.
[175] Paus. 5,13,8; ebd. 5,13,11.
[176] Paus. 5,15,10.
[177] Paus. 5,13,2: Seher ohne Anteil am Opferfleisch.
[178] Paus. 5,15,10.
[179] Paus. 6,14,10.
[180] Paus. 5,20,4-5; ebd. 5,21,9.
[181] Paus. 5,15,10.

- 1 Kathemerotytes („Täglichopferer"): zuständig für das täglich von der Stadt Elis dargebrachte Opfer, das jedoch von den Theokoloi ausgeführt wurde.
- 1 Grammateus („Schreiber"): Archivar und professioneller Schreiber.
- 1 Oinochoos („Weinkännler"): Mundschenk bei den offiziellen Festmählern im Prytaneion, teilweise aus dem Sklavenstand.
- 3 Epispondorchestai: Gehilfen der Spondophoren, teilweise aus dem Sklavenstand[182]; wohl auch Aufführung von Kulttänzen während der monatlichen Altarprozession.
- 1 Xyleus („Holzer"): Beschaffung des Brennholzes für die Opferfeuer, besonders der Weißpappeln für das Opfer am großen Aschealtar[183]; Teilnahme an der monatlichen Altarprozession[184]; in der Kaiserzeit stets aus dem Kreis der Tempelsklaven genommen.
- 1 Mageiros („Koch"): Zubereitung und Darreichung der honiggetränkten Weizenkörner bei der monatlichen Altarprozession, sowie Vorbereitung der Opfermähler[185].

Hinzu kamen die schon erwähnte Priesterin der Demeter Chamyne[186], das Kollegium der sechzehn elischen Frauen zur Ausrichtung der Heraia[187] sowie die Priesterin des Sosipolis[188]. Für die Ausrichtung der Olympischen Spiele waren in Nachfolge der älteren Diaitateres seit dem Ende der Perserkriege in erster Linie die Hellanodiken verantwortlich, die von den Alytai oder Rhabdouchoi („Stockträger") als einer Art Polizeitruppe unterstützt wurden[189]. In historischer Zeit wurde je einer aus jeder elischen Phyle genommen, so dass die Zahl schwankte[190]. Nachdem sie von den Nomophylakes („Gesetzeswächter") im Verlauf von zehn Monaten mit allen Vorschriften vertraut gemacht worden waren[191], beaufsichtigten

[182] Zoumbaki, Sozialer Status, 1997.
[183] Paus. 5,13,3.
[184] Paus. 5,15,10.
[185] Paus. 5,15,10.
[186] S. Anm. 30.
[187] S. Anm. 35.
[188] Paus. 6,20,2-5.
[189] Thuk. 5,50,4. Zur Einführung der Hellanodiken nach den Perserkriegen Siewert, Richter über Hellenen, 2005, S. 93-96. Zur Strafe des Auspeitschens im Rahmen der Spiele vgl. Crowther u. a., Flogging, 1998.
[190] Paus. 5,9,4-6 mit einem historischen Abriss.
[191] Paus. 6,24,3.

sie die Athleten während des Trainings in Elis und fungierten als Kampfrichter während der Spiele[192]. Das große Opfer am Aschealtar des Zeus wurde wohl von einem eigens dafür bestimmten Hiereus des Zeus dargebracht. Eine Oberaufsicht und höchste Gerichtsbarkeit kam schließlich der Boule („Ratsversammlung") zu, deren Rekrutierungsmodus sich unserer Kenntnis entzieht[193].

2. Olympische Spiele und Athleten abseits von Olympia[194]

Wohl seit dem 2.Jh. v. Chr. organisierten sich die Athleten korporativ – zunächst auf lokaler Ebene, später dann auch in einem Zentralverband mit Sitz in Rom[195]. Der Name dieser Vereinigung, „Ganze Laufhalle" (sýmpas xystós), zeugt im Übrigen vom überragenden Prestige der Olympischen Spiele, denn Xystós war die Bezeichnung des Gymnasiumbezirkes in Elis, in welchem die Athleten ihr obligatorisches Training durchführten[196]. Seit hellenistischer Zeit vervielfachte sich die Zahl entsprechender Agone, wobei vielfach isolympischer („olympiagleicher") Status für die oft mit dem Herrscherkult in Verbindung stehenden Neugründungen angestrebt wurde. Ihre eigentliche Blütezeit hatten diese Olympischen Spiele außerhalb Olympias dann aber vor allem in der Kaiserzeit[197]. Man muss aufgrund der aus Inschriften bezeugten Wettkampfzahlen einzelner Athleten davon ausgehen, dass die zahlreichen Wettbewerbe ähnlich wie in modernen „Weltcups" zeitlich aufeinander abgestimmt waren[198]. Der Aspekt der Nachahmung der elischen Spiele ist uns für Nikaia einmal explizit überliefert, und die Antiochener mussten den Eleern angeblich das Recht zur Veranstaltung von Olympien für einen definierten Zeitraum abkaufen[199]. Wenn diese Nachricht des spätan-

[192] Zum Training in Elis: SIG³ 1073,8-10; Paus. 6,23,1-2 und 4; Philostr. v. Apoll. 5,43. Vgl. dazu Crowther, Olympic training, 1991.

[193] Immer noch grundlegend Dyer, Olympian council, 1908.

[194] Vgl. Herz, Entwicklung, 1988 (mit Karten zur Illustration der Wettkampfkarrieren einzelner Athleten); Pleket, Mass sport, 1998.

[195] Zu den Athletenvereinen vgl. Forbes, Athletic guilds, 1955 und Pleket, Athletic guilds, 1973; Caldelli, Curia athletarum, 1992; Sinn, Curia athletarum, 1998.

[196] Paus. 6,23,1.

[197] Eine Auflistung gibt Farrington, Olympic victors, 1997, S.32-43; Leschhorn, Verbreitung von Agonen, 1998 stellt die numismatischen Zeugnisse der kaiserzeitlichen Agone zusammen. Zur Funktion der Athletik für die Konstitution griechischer Identität in der Kaiserzeit Van Nijf, Local heroes, 2001.

[198] Decker, Vorbereitung, 1997, S.96.

[199] Nikaia: Eustath. comm. in Dion. Perieg. 409 (~ CGM 2,292); Antiochia: Stauffenberg, Kaisergeschichte, 1931, S.412-443, Downey, Olympic Games, 1939 und

tiken Chronisten Johannes Malalas zutreffen sollte, hätten wir es mit dem vielleicht ältesten bekannten Fall von Franchising zu tun. Einen guten Eindruck von dieser weit gespannten Welt des professionalisierten Sports vermittelt die Inschrift des Pankratiasten M. Aurelius Asklepiades[200].

XIII. Geschichte als Teil des Funktionsgedächtnisses

Eine der wesentlichen Einsichten, die das Fach Geschichte vermitteln sollte, ist die Erkenntnis, dass „Geschichte" stets eine durch Identitätshorizonte und Relevanzperspektiven bedingte Konstruktion darstellt. Daher ist an geeigneten Fällen die Fähigkeit zur kritischen Dekonstruktion historischer Darstellungen zu entwickeln. Da die Alte Geschichte vielfach bereits von antiken Darstellungen als Sekundärquellen auszugehen hat, bietet sie dazu in besonderer Weise Gelegenheit. Gerade die Traditionen über die Begründung der antiken Olympischen Spiele, aber auch über ihre moderne Wiederbelebung bieten ein exzellentes Beispiel für die Dependenz der historischen Erinnerung von zeitgenössischen Konflikten und Bedürfnissen.

In der Antike standen sich mehrere Versionen über die Begründung der Olympischen Spiele konkurrierend gegenüber[201]: Zunächst war da die Sage vom Wettkampf des Pelops mit Oinomaos[202]. Dieser verlangte allen Freiern seiner Tochter Hippodameia ein Wagenrennen ab, bei dem er sie mit seiner Lanze durchbohrte. Pelops überredete jedoch Myrtilos, den Wagenlenker des Oinomaos, ein Rad an dessen Wagen zu lockern bzw. die Metallnabe durch eine aus Wachs zu ersetzen. Pelops soll in der Folge die Olympischen Spiele als Leichenspiele für Myrtilos begründet haben[203]. Diese Version war auch im Giebel des großen Zeustempels abge-

Millon u. a., Jeux Olympiques, 1988, jeweils mit den Einzelnachweisen. Die Spiele in Antiochia wurden erst 520 n. Chr. durch kaiserliches Verbot eingestellt. Pleket, Olympic benefactors, 1976, S.15-18 verteidigt den Bericht des Malalas bezüglich der Zahlungen an Elis.

[200] IAgon 79 ~ IG 14,1102 ~ IGVR 240. Vgl. die Quellensammlungen Moretti, Iscrizioni agonistiche, 1953 und Ebert, Griechische Epigramme, 1972. Zur Mobilität der Athleten vgl. Decker, Vorbereitung, 1997, S.87-98 (mit Karten).

[201] Vgl. zum Folgenden ausführlich Ulf, Mythen um Olympia, 1997.

[202] Pind. O. 1,67-89.

[203] Einen Ursprung der Spiele im Totenkult glaubte Meuli, Ursprung, 1941 und Meuli, Agon, 1968 aus ethnographischen Parallelen sichern zu können, doch hat auch hier der Grundsatz zu gelten, dass ähnliche Phänomene nicht immer auch ähnliche Ur-

bildet. Angebliche Überreste des Palastes des Oinomaos wurden den interessierten Besuchern des Heiligtums bis in die römische Kaiserzeit hinein gezeigt[204]. Tatsächlich haben neuere Ausgrabungen die bereits früher behauptete Existenz eines frühhelladischen Tumulus, der wiederum über einem prähistorischen Pithosgrab errichtet worden war, bestätigt[205]. Zwar ist Kultkontinuität aufgrund des archäologischen Befundes ausgeschlossen, doch war der Tumulus noch in der Eisenzeit sichtbar, so dass die Ausbildung des Mythos als „historische" Erklärung des Monumentes hier ihren Ausgangspunkt nahm[206].

Einer anderen alten Tradition zufolge waren die Spiele von Herakles gestiftet worden, der am Grab des Pelops Leichenspiele eingerichtet haben sollte[207]. Den elischen Lokalhistorikern war die Rückführung der Spiele auf den bekannten Herakles freilich nicht genug: Ihrer Meinung nach verbarg sich hinter dem Namen nicht der bekannte thebanische Herakles, sondern der idäische, der mit seinen vier Brüdern von Rhea die Erziehung des Zeus anvertraut bekommen hatte[208]. In Olympia sollte er in einem Wettrennen gegen seine Brüder gesiegt haben, und aus der Fünfzahl der Brüder ließ sich dann bei der inklusiven Zählweise der Griechen auch der vierjährige Olympiadenrhythmus aitiologisch herleiten. Man-

sachen zu haben brauchen. Vgl. den kritischen Kommentar von Ulf u. a., Ursprung, 1980, S.2-15.

204 Paus. 5,20,6-7. Als weitere Relikte waren zu bewundern: Liege und Gebeine der Hippodameia (Paus. 5,20,1 und 6,20,7); Grab und Pferdestall des Oinomaos (ebd. 6,21,3); im Schatzhaus der Sikyonier der Prunkdolch des Pelops (ebd. 6,19,6); bis in die frühe Kaiserzeit das elfenbeinerne Schulterblatt des Heros (Plin. nat. hist. 37,6; Paus. 5,13,4-6); in Keleai der Wagen des Pelops (ebd. 2,14,4). Dass derartige Memorabilien und Gedenkstätten von der antiken Heiligtumsverwaltung bewusst erhalten und ins rechte Licht gesetzt wurden, zeigt besonders das Beispiel der Oinomaos-Säule: Der brüchige Holzpfeiler wurde mit Metallbändern zusammengehalten und zum Schutz vor der Witterung überdacht. Eine Inschrift erklärte den Besuchern, wie das Sichtbare zu deuten sei. Als Überrest eines frühhelladischen Apsidenhauses deutet die Oinomaos-Säule jetzt Rambach, Bau VII, 2002.

205 Kyrieleis, Neue Ausgrabungen, 1990, S.181-188; Kyrieleis, Anfänge, 2002, S.215-216. Zum Tumulus und den frühhelladischen Funden in Olympia jetzt ausführlich Rambach, 2500 Jahre Vorgeschichte, 2002.

206 Eder, Continuity, 2001; Kyrieleis, Anfänge, 2002, S.216-218.

207 Pind. O. 2,3-4; ebd. 3,9-34; ebd. 10,24-77; Paus. 5,13,2.

208 Diod. 5,64,6-7; Strab. 8,3,30; Paus. 5,7,6-9. Dass es sich in der Tat um eine späte Erfindung handelt, begründet Ulf, Mythen um Olympia, 1997, S.31-32. Zu einem indes Asklepiades, 1967 und Ebert, Olympischer Diskus, 1987. Das *Marmor Parium* belegt die Annahme ähnlich früher Gründungsdaten für Panathenäen, Eleusinien, Isthmien und Nemeen.

chen galt Zeus selbst als Begründer der Spiele, die er zur Feier seines Sieges über Kronos eingesetzt haben sollte[209]. In manchen Siegerlisten wurde daher Apoll als erster Olympiasieger geführt. Um den Zeitraum bis zu den vermeintlich ersten Olympien im Jahre 776 v. Chr. zu überbrücken, wurde von den elischen Historikern eine Abfolge von Erneuerern der Spiele behauptet: Klymenos, Endymion, Pelops, Amythaon/Pelias/Neleus, Augeas, Herakles und Oxylos[210]. Es liegt auf der Hand, wie hier eine Art historischer Bedeutungsperspektive zu einer sukzessiven Hochdatierung der Oympien führte.

Die jüngste Variante schließlich schreibt den Eleerkönigen Oxylos bzw. Iphitos die entscheidende Rolle zu[211]. Diese, vielleicht von Hippias von Elis grundgelegte Tradition, ist nun vor dem Hintergrund der andauernden Kämpfe um die Kontrolle des Heiligtums zu sehen: Obwohl nämlich die Olympischen Spiele in ihren Hochzeiten das panhellenische Fest schlechthin darstellten, oblag ihre Veranstaltung doch den unmittelbaren Anwohnern. Ursprünglich waren dies die Bewohner der Stadt Pisa, seit dem frühen 6.Jh. v. Chr. mit kurzer Unterbrechung von 364-360 v. Chr. die Eleer: Sie stellten die Hellanodiken, die für alle organisatorischen Entscheidungen zuständig waren[212]. So hart wurde der Konflikt um die Kontrolle über das Heiligtum zwischen Pisaten/Arkadern einerseits und den Bewohnern von Elis andererseits ausgefochten, dass es während der Olympien 364 v. Chr. zu einer regelrechten Schlacht in der Altis, dem heiligen Bezirk von Olympia, kam[213]. Auf historiographischer Ebene suchte nun Hippias die Position seiner Heimat Elis durch seine Version der Frühgeschichte Olympias zu rechtfertigen, in der neben dem Spartaner Lykurg just dem Eleerkönig Iphitos die zentrale Rolle bei der Begründung der Spiele zukam[214]. Zu Recht weist Christoph Ulf darauf hin,

209 Paus. 5,7,10.

210 Paus. 5,8,1-4.

211 Ephoros FGrHist 70 F 115 (~ Strab. 8,3,33); Plut. Lyk. 23,2; Paus. 5,8,5. Zur Konstruktion der elischen Frühgeschichte am Ende des 5. Jh. v. Chr. vgl. Taita, Aitoloi, 2000.

212 Zu den Hellanodiken und ihrer wechselnden Zahl ausführlich Paus. 5,9,4-6, wohl zurückgehend auf die verlorene *Êleion Politeia* des Aristoteles (Harpokr. s. v. *Hellanodikai*).

213 Vgl. dazu Crowther, Power and politics, 2003. Möller, Elis, 2004 versucht nun zu zeigen, dass die gesamte Tradition über den elisch-pisatischen Konflikt eine Rückprojektion der Ereignisse im 4. Jh. v. Chr. sei.

214 Angeblich sollten vor der Einsetzung der Hellanodiken im Jahr 576 v. Chr. stets die Nachkommen des Oxylos die Spiele ausgerichtet haben (Paus. 5,9,4). Die grundlegende Studie Kahrstedt, Geschichte von Elis, 1927 zeigt, dass die in den literari-

dass die griechischen Mythen weithin keineswegs Erzeugnisse einer anonymen, kollektiven Erinnerung an reale historische Ereignisse sind, sondern „eine situationsbezogene Erzählung mit ganz bestimmter Intention"[215]. Alle diese Traditionen sind also primär den Gegebenheiten späterer Zeiten geschuldet. Der Ursprung der Olympischen Spiele bleibt im Dunkeln[216].

Oxylos bzw. Iphitos sollten in einem Vertrag mit den Herakliden bzw. dem legendären Spartanerkönig Lykurg die olympische Waffenruhe begründet haben[217]. Ein mit einer Inschrift versehener Diskus in Olympia bot den Text dieses Vertrages[218]. Dabei handelte es sich wohl um eine Fälschung, die aber für die späteren Besucher mit ihrer archaischen Schrift durchaus einen authentischen Eindruck machte. Kein geringerer als Aristoteles akzeptierte den Diskus als wichtige Quelle[219]. Entscheidend ist aber, dass die Tradition über die Einsetzung der *ekecheiría* erst mit Ephoros von Kyme auftritt und somit in zeitlichem und inhaltlichem Konnex mit den panhellenischen Tendenzen des 4.Jh. v. Chr.[220] Dass gerade Phlegon von Tralleis die „friedlichste", panhellenischste und entpolitisierteste Version der olympischen Frühgeschichte gibt, erstaunt nicht: Er war ein Freigelassener Kaiser Hadrians, der mit der Gründung des Panhellenions ebenfalls eine griechische Einheitsidee zu propagieren suchte. Die Legitimationsfunktion der überlieferten Geschichte(n) für die jeweiligen Trägergruppen liegt sehr offen zu Tage. Während die ältere Forschung letztlich unergiebige Spekulationen darüber anstellte, welche

schen Quellen überlieferten Versionen zur Frühgeschichte Olympias das Ergebnis einer elischen Geschichtsklitterung darstellen: Die pisatische Agonothesie wird vielfach, die aus den Inschriften belegte und bis ca. 500 v. Chr. andauernde amphiktyonische Verwaltung des Heiligtums immer unterdrückt. Die Olympionikenliste spiegelt nicht die Geographie des 8. und 7.Jh. v. Chr., weil gerade die damals noch selbständigen Gemeinden im Umland von Olympia fehlen. Die Peroikisierung dieser Städte durch Elis berichtet Hdt. 4,148,4 als zeitgenössisches Ereignis.

215 Ulf, Mythen um Olympia, 1997, S. 11.

216 Siewert, Ursprung, 1992 akzeptiert unter Verweis auf Parallelfälle bei den delphischen Theoxenien und den olympischen Heraien die Angabe bei Philostr. gymn. 5, dass im Stadionlauf ursprünglich bestimmt wurde, wer den Opferbrand am Aschealtar entzünden durfte.

217 Wie nicht weiter erstaunlich, tendierte die elische Rückerinnerung zu einer Betonung der Rolle des Iphitos: Hermippos ap. Plut. Lyk. 23,2; Paus. 5,4,5-6; ebd. 5,10,10 (Statue des von der Personifikation *Ekecheiría* gekrönten Iphitos im Zeustempel).

218 Paus. 5,20,1.

219 Wobei Aristoteles jedoch die Einrichtung der *ekecheiría* möglicherweise von der Begründung der Spiele trennte (Bollansée, Aristotle, 1999).

220 FGrHist 70 F 18a-b, 115 und 122.

historischen Realitäten wohl in dieser oder jener Mythenvariante „reflektiert" würden, fragt man heute vorrangig nach der Bedeutung der einzelnen Varianten für die jeweiligen Tradenten.

Ganz ähnliche Phänomene lassen sich auch in der Überlieferung zur Begründung der modernen Olympien greifen: Die Mythenbildung um Coubertins Anteil an dieser Wiederbelebung verdeckt die Tatsache, dass seine internationalistischen Pläne anfangs im IOC und bei den Athleten keineswegs unumstritten waren. Besonders nach dem Misserfolg der Spiele von Paris (1900) und St. Louis (1904) verstärkte sich der Ruf nach einem stärkeren Anschluss an die griechische Tradition. Ein ursprünglich von Dimitrios Vikelas eingebrachter Kompromissvorschlag sah vor, die Olympischen Spiele alle zwei Jahre abwechselnd in Athen und einer anderen Stadt abzuhalten. Nachdem dieses Projekt an den politischen und finanziellen Umständen gescheitert war, wurden die durchaus erfolgreichen Athener Olympien von 1906 rückwirkend zu „Zwischenspielen" abgewertet und aus dem offiziellen Kanon der modernen Olympien ausgeschieden[221].

Die Antike war für Coubertin und seine Mitstreiter in erster Linie Mittel zum Zweck, um seine weltanschaulich begründeten Ziele umsetzen zu können. Bei vielem, was an den Olympischen Spielen von heute besonders antik wirkt, handelt es sich tatsächlich um Neuschöpfungen. Aus Versatzstücken der Antike wird ein antikisierendes Zeremoniell kreiert, das Kontinuität suggerieren soll. Betrachten wir einige Beispiele:

1. Der Marathonlauf: In engem Zusammenhang mit der Begründung der modernen Olympien steht die Entstehung des Marathonlaufes als athletische Disziplin. Es handelt sich dabei um eine Erfindung des französischen Philosophen Michel Bréal für die Spiele von 1896[222]. Obwohl der Marathonlauf Bezug auf die antike Legende nimmt, gab es in der Antike niemals eine entsprechende Sportdisziplin[223]. Der Dolichos, die antike Langlaufdisziplin in Olympia, wurde über 20 Stadien, d. h. etwa 3800 m ausgetragen. Die Schlacht von Marathon, d. h. der Sieg über die Perser, war für Bréal und seine Zeitgenossen die entscheidende

221 Vgl. die abwertenden Bemerkungen von Coubertin, Olympische Erinnerungen, 1959, S.85 und 90, der die Sache ansonsten übergeht. Dazu Lennartz, Olympische Spiele 1906, 1996.

222 Zum Folgenden Lennartz, Marathonlauf, 1996, S.126-127.

223 Dass der Dolichos-Sieger von 328 v. Chr. unmittelbar nach seinem Sieg in seine ca. 100 km entfernte Heimatstadt Argos gelaufen sein soll (African. Ol. 113), hat natürlich mit einem regulären Wettbewerb nichts zu tun.

Leistung des antiken Griechentums. Deshalb präsentierte sich der erste Marathonlauf in gewisser Weise als Memoriallauf, der bewusst Bezug auf einen als weltgeschichtlich bedeutsam empfundenen Konflikt nahm. Nicht von ungefähr eröffneten die Spiele von 1896 am griechischen Unabhängigkeitstag. Ein auf den ersten Marathonsieger bei einem offiziellen Empfang ausgebrachter Trinkspruch offenbart diese Perspektive: „Es musste ein Grieche sein, der uns die Botschaft bringt: Vergeßt, was euch trennt; die Barbaren sind zurückgeschlagen, die Kultur triumphiert zum zweiten Mal!"[224] Derartige Denkmuster wirken heute wenig „olympisch", doch ausgerechnet hier lässt sich eine Verbindung zur Antike ziehen: Wie wir schon sahen, wurden bereits im antiken Olympia durchaus ähnliche Gedanken geäußert.

2. Das olympische Feuer und der Fackellauf: Weder das eine noch das andere kann auf ein direktes antikes Vorbild verweisen. Ein olympisches Feuer brannte erstmals 1928 in Amsterdam, der Fackellauf ist eine Erfindung Carl Diems für die Olympien von 1936[225]. Natürlich gab es im antiken Olympia wegen des Opferkultes eine Reihe von Feuern, insbesondere das Feuer der Hestia, doch handelte es sich hier um ein ewiges Feuer, das keinen speziellen Bezug zu den Spielen hatte[226]. Fackelläufe gab es bei anderen griechischen Spielen, z. B. den Panathenäen, nicht aber in Olympia[227]. In Athen handelte es sich um einen unserem Staffellauf vergleichbaren Mannschaftswettbewerb, bei dem zusätzlich darauf zu achten war, dass die Fackel nicht erlosch. Symptomatisch ist schon die Gestaltung der Fackeln: Während man einerseits antike Bildwerke heranzog, um die Fackelgriffe möglichst authentisch aussehen zu lassen, verwendete man doch von Anfang an gänzlich un-antike Magnesiumfackeln[228]. Der moderne Fackellauf ist also Zeichen nicht einer Wiederbelebung der *Antike*, sondern eines modernen *Antikisierens*.

[224] Olympische Spiele 1896, 1971, S.61.

[225] Zum Zeremoniell der Olympischen Spiele von 1936 und seinen antik-christlichen Versatzstücken vgl. Alkemeyer, Gewalt und Opfer, 1988.

[226] Paus. 5,15,9.

[227] Zum antiken Fackellauf vgl. Gottwald, Fackellauf, 1928 und Jüthner, Leibesübungen, 1965-1968, Bd. II/1 S.134-156.

[228] Diem, Ewiges Olympia, 1971, S.145; vgl. ebd. S.150: Für die Spiele von Tokio 1940 plante Diem eine Reiterstaffel quer durch Asien – dem Flugtransport fehlte die antike Legitimation.

3. Der olympische Eid: Seit den Spielen von Antwerpen 1920 leisten die Athleten, seit 1972 auch die Kampfrichter wieder einen olympischen Eid. Tatsächlich handelt es sich jedoch nicht mehr um einen religiös bewehrten Eid, sondern ein bloßes Versprechen. Anders als in der Antike müssen sich Betreuer und Trainer heute nicht mehr auf die olympischen Regeln verpflichten. Signifikant sind die Unterschiede zwischen antikem und modernem Eid: Während es der Antike nur um die Einhaltung der Wettkampfregeln ging, betont die Moderne die ethische Komponente des Wettkampfes mit dem Bezug auf Fairplay und Ritterlichkeit[229].

Bereits für Coubertin waren diese Fragen des Zeremoniells keine Nebensache, sondern zentrales Anliegen gewesen, denn nur so konnten die Olympischen Spiele über einfache Weltmeisterschaften hinausgehoben werden[230]. Dies alles ist einzuordnen in das Gesamtphänomen dessen, was Eric Hobsbawm als *invention of tradition* bezeichnet hat[231]. Hobsbawm und in seinem Gefolge viele weitere wiesen nach, dass viele vermeintlich alte Symbole und Rituale in Wahrheit erst im Zusammenhang der Ausbildung des modernen Nationalstaates neu geschaffen wurden. Sowohl die Antike wie die Moderne haben sich also ihre Vorgeschichte jeweils ausgehend von einzelnen authentischen Versatzstücken nach Bedarf neu konstruiert. Auch wir selbst sind diesem Mechanismus unweigerlich unterworfen. Gerade die Einsicht in diese Differenz von Vergangenheit und Geschichte, sowie deren durch die Einbindung in Relevanzperspektiven und Identitätshorizonte gegebene unbedingte Zeitgenossenschaft muss als eines der Kernanliegen des Faches Geschichte auch im schulischen Unterricht gelten. Und an welchem Beispiel ließe sich besser über die komplexen Beziehungen zwischen verschiedenen Gegenwarten und ihren jeweiligen Vergangenheiten nachdenken als anhand eines scheinbar so lebendigen Stücks Antike, wie es die Olympischen Spiele darstellen?

[229] Antiker Eid: Paus. 5,24,9-10. Dazu Muth, Olympia, 1979, S.177-188. Dass es fixierte Wettkampfregeln in der Antike gab, bezeugt für das Boxen explizit Philostr. gymn. 12, für das Ringen eine in Olympia gefundene archaische Bronzeinschrift (Ebert u. a., Archaische Bronzeurkunde, 1999). Das Material versammelt vollständig Bickel, Ernährung, 1938.

[230] Vgl. dazu die ausführlichen Darlegungen bei Coubertin, Olympischer Gedanke, 1966, S.40-43 (*Ein modernes Olympia*, Paris 1910).

[231] Hobsbawm u. a., Invention of tradition, 1983.

Material:

M 1 Rekonstruktionen der Bauten in Olympia:

Diese bietet der Internetauftritt der Ausstellung „1000 Years of the Olympic Games: Treasures of Ancient Greece" (Powerhouse Museum Sydney, 2000): http://projects.powerhousemuseum.com/greek/ (6.6.2006).
Einen virtuellen Rundgang durch die Ausgrabungsstätte ermöglicht: http://www.stoa.org/metis/cgi-bin/qtvr?site=olympia (6.6.2006).

M 2 Plutarch, Numa 1,4 (A. 2.Jh. n. Chr.):

„Die Zeiten genau zu bestimmen, ist also schwierig, zumal wenn man nach den olympischen Siegern rechnet, deren Aufzeichnung, wie berichtet wird, erst spät Hippias vorgenommen hat, ohne auf einer zuverlässigen Grundlage fußen zu können."

M 3 Pindar, Olympische Ode 8,1-4 (1. H. 5.Jh. v. Chr.):

„Mutter der goldbekränzten Wettkämpfe, Olympia,
Herrin der Wahrheit, wo weissagende Männer,
Opferfeuer deutend, den hellblitzenden
Zeus erproben."

M 4 Pausanias, Beschreibung Griechenlands 5,6,7-8 und 6,20,9 (2.Jh. n. Chr.):

„Die Eleer haben ein Gesetz, von diesem Berg [d. h. dem Typaion] die Frauen hinab zu stoßen, wenn sie dabei ertappt worden sind, dass sie zu dem olympischen Fest gekommen sind oder auch nur an den für sie verbotenen Tagen den Alpheios überschritten haben."

„Den Hellanodiken gegenüber befindet sich ein Altar aus Marmor. Auf diesem Altar sitzend schaut eine Frau den Olympien zu, die Priesterin der Demeter Chamyne, wobei jeweils eine andere diese Ehre von den Eleern erhält. Jungfrauen schließen sie aber vom Zuschauen nicht aus."

M 5 IAgon 17 ~ IvO 160:

„Spartas Könige waren mir Väter und Brüder; ich siegte,
ich, die Kyniska, im Wagen mit stürmenden Rossen, und habe
drauf dieses Bildnis erstellt. Ich rühmte mich, dass ich als einzige
sämtlicher griechischer Frau'n solch einen Kranz mir erkämpft."

M 6 Pausanias, Beschreibung Griechenlands 5,13,1-3 (2.Jh. n. Chr.):

„Auch jetzt noch opfern ihm die jährlichen Beamten, und das Opfertier ist ein schwarzer Widder. Von diesem Opfer bekommt der Seher keinen Anteil, nur der Nacken des Widders wird dem so genannten Holzer gegeben. [...] Wer aber von den Eleern selber oder von Fremden vom Fleisch des dem Pelops geopferten Tieres isst, darf nicht zu Zeus hineingehen."

M 7 Pausanias, Beschreibung Griechenlands 5,13,8-5,14,3 (2.Jh. n. Chr.):

„[Der Altar des Zeus] ist aufgeschüttet aus der Asche der Schenkel der dem Zeus geopferten Tiere, wie auch in Pergamon. [...] Die Opfertiere selbst opfern sie auf dem unteren Teil, der Prothysis, und die Schenkel tragen sie auf die höchste Stelle des Altars und opfern sie dort. [...] Bis zur Prothysis dürfen auch Jungfrauen und Frauen hinaufsteigen, wenn sie nicht von Olympia ausgeschlossen sind, von dort auf den obersten Teil des Altars dürfen nur Männer steigen. [...] Und jedes Jahr warten die Seher den neunzehnten Tag des Monats Elaphios ab und bringen dann die Asche aus dem Prytaneion, rühren sie mit Wasser aus dem Alpheios an und bestreichen so den Altar. [...] Der Altar in Olympia hat noch eine andere wunderbare Eigenschaft: die Falken nämlich, die sonst so räuberische Vögel sind, schaden den Opfernden in Olympia nicht. [...] Ebenso [d. h. wie Herakles] sollen auch die Eleer dem Zeus Apomyios opfern und damit die Fliegen aus Olympia fernhalten. Das Holz der Weißpappel allein verwenden die Eleer bei ihren Opfern an Zeus und keines anderen Baumes."

M 8 P. Oxy. 27,2476,4-7 (26.7.288 n. Chr.), Text/Übersetzung nach Frisch, Agonistische Papyri, 1986, Nr. 3:

„Auszug aus einem Edikt des vergöttlichten Hadrian betreffs der [der Synode eingeräumten Privilegien, zu welchen gehören]: Asylie, Ehrenplatz, Befreiung vom Militärdienst, Befreiung von den öffentlichen Liturgien, Steuerfreiheit auf die Dinge, die sie [für] den privaten Gebrauch [oder für die Agone] mitführen, [Befreiung vom Richteramt, Befreiung] von der Verpflichtung (im Falle einer Anklage) Bürgen beizubringen, Befreiung für ihre eigene Person von Sonder-

steuern, Versammlungsrecht (?); das Recht, [nicht] gegen ihren Willen Fremde [einquartieren zu müssen]; nicht eingesperrt zu werden [noch auf irgend eine andere Weise in Haft genommen zu werden (?) --]."

(Die zitierte Passage ist Bestandteil eines Antrages des Aurelius Hatres an die Stadtverwaltung von Oxyrhynchos auf Zubilligung der Privilegien, die ihm als Mitglied des Technitenvereins zukamen.)

M 9 Inschrift des M. Aurelius Asklepiades, IAgon 79 ~ IG 14,1102 (E. 2.Jh. n. Chr., Rom):

„Ich, des Marcus Aurelius Demetrios, des Erzpriesters der Ganzen Laufhalle auf Lebenszeit, Vorsitzenden der Laufhalle und Vorstehers der kaiserlichen Bäder, Bürgers von Alexandria und Hermoupolis, Pankratiasten und Periodoniken, des berühmten Ringers Sohn, Marcus Aurelius Asklepiades, auch Hermodoros genannt, der oberste Tempelwächter des großen Sarapis, Erzpriester der Großen Laufhalle auf Lebenszeit, Vorsitzender der Laufhalle und Vorsteher der kaiserlichen Bäder, Bürger von Alexandria, Hermoupolis, Puteoli, Neapel, Ratsherr in Elis und Athen und anderen Städten, Pankratiast und Periodonike [...], ich nahm an Wettkämpfen in den drei Weltgegenden Italien, Griechenland und Asien teil, und gewann die unten angeschriebenen Wettkämpfe, jeweils den Pankration: die Olympien in Pisa in der 240.Olympiade, die Pythien in Delphi zweimal, die Nemeen zweimal, wobei ich beim zweiten Mal meine Gegner abhielt (sich zu bewerben), den Schild der Hera, die Capitolien in Rom zweimal, wobei ich beim zweiten Mal nach der ersten Runde meine Gegner abhielt (sich zu bewerben), die Eusebeien in Puteoli zweimal, wobei ich beim zweiten Mal meine Gegner nach der zweiten Runde abhielt (sich zu bewerben), die Sebasteen in Neapel zweimal, wobei ich beim zweiten Mal meine Gegner nach der zweiten Runde abhielt (sich zu bewerben), die Aktien in Nikopolis zweimal, wobei ich beim zweiten Mal meine Gegner abhielt (sich zu bewerben), in Athen fünfmal: die Panathenäen, die Olympien, die Panhellenien, die Hadrianeen zweimal, in Smyrna fünfmal: die Allgemeinen Spiele von Asien zweimal, wobei ich beim zweiten Mal meine Gegner abhielt (sich zu bewerben), ebenso in Smyrna die Olympien und die olympischen Hadrianeen, in Pergamon die Augusteen dreimal, wobei ich beim zweiten Mal meine Gegner schon zu Beginn abhielt (sich zu bewerben) und beim dritten Mal nach der ersten Runde aufhielt, in Ephesos dreimal: die Hadrianeen, die Olympien, die Barbilleen, wobei ich nach der ersten Runde meine Gegner abhielt (sich zu bewerben), in Epidauros die Asklepieen, in Rhodos die Haleen, die Chyrsanthinien in Sardis, und mehrere Preisagone, darunter die Eurykleen in Sparta, in Mantineia und andere. Nach sechs Jahren als Athlet zog ich mich vom Wettkampf zurück im Alter von 25 Jahren wegen der damit für mich verbundenen Gefahren und (der gegen mich gerichteten) Neidgefühle; nach meinem Rückzug wurde ich lange Zeit später in meiner Heimat Alexandria gedrängt und ich siegte bei den Olympien im Pankration in der sechsten Olympiade."

M 10 Isokrates, Panegyrikos 43 und 173-174 (4.Jh. v. Chr.):

„Zu Recht freilich werden die Begründer der Festversammlungen gelobt, weil sie uns einen Brauch schenkten, dem wir dies zu verdanken haben: Wir versprechen uns gegenseitig Waffenstillstand, beenden bestehende Feindseligkeiten untereinander und kommen alle an einem Ort zusammen. Dann beten und opfern wir gemeinsam, erinnern uns an unsere verwandtschaftliche Beziehung zueinander und zeigen uns für die Zukunft versöhnlicher, erneuern alte Freundschaften und knüpfen neue freundschaftliche Bande."

„Denn es wird nicht möglich sein, einen beständigen Frieden zu genießen, wenn wir nicht einen gemeinsamen Kriegszug gegen die Perser unternehmen [...]. Geschieht dies aber und wird die Not, die wir am täglichen Lebensunterhalt haben, beseitigt [...], dann werden wir auf jeden Fall wieder in Eintracht miteinander leben und eine Haltung zueinander einnehmen, die wahrlich wohlwollend ist. Deshalb müssen wir es als unsere Aufgabe betrachten, möglichst schnell den Krieg von hier auf das Festland [d. h. Asien] zu verpflanzen."

M 11 SEG 22,354 ~ SEG 35,387:

„Agathos Daimon, der auch
‚Kamel' genannt wird, aus Alexandria,
Faustkämpfer, Sieger bei den Nemeen,
starb hier beim Boxkampf im Stadion,
nachdem er dem Zeus Sieg oder
Tod gelobt hatte, im Alter von
35 Jahren: Leb wohl!"

M 12 Lucillius, Anth. Graec. 11,75 (1.Jh. n. Chr.):

„Sieh dir Olympikos an, mein Kaiser! Einst hatte er alles,
Nase, Brauen und Kinn, Ohren und Lider wie wir.
Seit er sich als Boxer hat eintragen lassen, fehlt alles;
selbst sein väterliches Gut ging ihm verloren dabei.
Denn es zeigte sein Bruder sein Bild dem Richter, und dieser,
der keine Ähnlichkeit fand, hat ihn als Fremden erklärt."

M 13 Pausanias, Beschreibung Griechenlands 6,9,6-8 (2.Jh. n. Chr.):

„In der Olympiade vor dieser soll Kleomedes aus Astypalaia im Faustkampf mit dem Epidaurier Ikkos diesen im Kampf getötet haben. Da er von den Hellanodiken schuldig gesprochen wurde, unerlaubt gekämpft zu haben, und ihm deshalb

der Sieg aberkannt wurde, wurde er vor Schmerz wahnsinnig. Er kehrte nach Astypalaia zurück, ging dort in eine Schule von etwa sechzig Kindern und stürzte die Säule um, die das Dach trug. Als das Dach auf die Kinder fiel, wurde er von den Bürgern gesteinigt und floh in das Heiligtum der Athena. Er stieg in eine Truhe, die in dem Heiligtum stand, und zog den Deckel zu, und die Astypalaier machten vergebliche Anstrengungen die Truhe zu öffnen. Als sie schließlich die Bretter der Truhe aufgebrochen hatten und Kleomedes weder lebend noch tot fanden, schickten sie Männer nach Delphi, um zu fragen, was mit Kleomedes geschehen sei. Diesen soll die Pythia folgendes Orakel gegeben haben: ‚Der letzte der Heroen, Kleomedes aus Astypalaia, den ehret mit Opfern, da er nicht mehr sterblich ist.' Seitdem erweisen nun die Astypalaier dem Kleomedes Heroenehren."

M 14 Memorandum Sur l'institution des solennités nationales et des jeux publiques à l'instar de ceux de l'antiquité von Ioannis Kolettis (1./2.Februar 1835), Kapitel 7, zit. nach Decker, Olympien, 1996, S.42:

Öffentliche Spiele des modernen Griechenland

[...]

Außerdem nahmen in den alten Zeiten selbst die Frauen an den Ehren des Laufs teil; in Elis z. B. feierte man beim Tempel der Hera Spiele, denen 16 Frauen vorsaßen. Sobald das Signal gegeben war, brachen junge Mädchen mit auf den Schultern flatternden Haaren in die Laufbahn hervor. Diese Sitte muß nicht mehr nachgeahmt werden.

In was sollen wir den Alten nacheifern? Dies ist der Kern unserer Ideen: Jedes Jahr soll Ihre Majestät acht Kampfrichter oder Vorsitzende der Spiele auswählen. Sie werden sich zwei Monate vor der Feier zusammenfinden, um sich über alle Vorbereitungsmaßnahmen eingehend zu informieren. Ihnen obliegt die Zuerkennung der Preise.

Es wird sieben Arten von Preisen geben: Der erste soll dem besten Werk in Philosophie, das zum Wettbewerb eingeschickt wird, verliehen werden und 10.000 Drachmen betragen.

Der zweite soll dem besten Werk der Literatur verliehen werden und 8.000 Drachmen betragen.

Der dritte soll dem besten Werk der Malerei verliehen werden und 6.000 Drachmen betragen.

Der vierte soll dem Sieger im Wagenrennen verliehen werden und 4.000 Drachmen betragen.

Der fünfte soll dem Sieger im Pferderennen verliehen werden und 3.000 Drachmen betragen.

Der sechste soll dem Sieger im Lauf verliehen werden und 2.000 Drachmen betragen.

Der erste Festtag soll einer religiösen Zeremonie gewidmet sein, die zur Erinnerung an die Erneuerung Griechenlands stattfinden soll.

Der zweite Tag dem Lauf.

Der dritte Tag dem Pferderennen.

Der vierte Tag dem Wagenrennen

Der fünfte Tag der festlichen Ausrufung der Sieger und der Bekränzung derjenigen, die sich bei den Wettkämpfen im Zweig der Literaturwissenschaften und Schönen Künste ausgezeichnet haben.

Am sechsten Tag sollen die szenischen Spiele beginnen, die im Theater ausgetragen werden. Eine Tragödie soll an diesem Tag aufgeführt werden. Am siebten Tag soll eine Komödie gespielt werden. Während des achten Tages sollen Musik- und Tanzstücke gegeben werden.

[...]

M 15 Dekret Ottos I. über die Einrichtung von Olympien (Athen, 19.August 1958), zit. nach Decker, Olympien, 1996, S. 46-47:

Auf Vorschlag unseres Innenministers und nach Begutachtung durch unseren Ministerrat.

Unter Berücksichtigung des Uns unterbreiteten Gesuchs des Patrioten Herrn Evangelis Zappas, durch welches er als Kapital seine 400 Aktien widmet, die er an der Griechischen Dampfschiffahrtsgesellschaft hält, damit ihr Gewinn oder die Zinsen zur Einrichtung und Unterhaltung von Wettbewerben gebraucht werden, die den Namen „Olympien" tragen und den nationalen Fortschritt zum Ziel haben, bietet er die an das Außenministerium abgesandten 3000 kaiserlich-königlichen Gulden an, damit sie zur Abhaltung der zum ersten Mal 1859 stattfindenden Olympien verwendet werden. Wir nehmen dieses reichlich bemessene Angebot des erwähnten Herrn Evangelis Zappas gerne an, indem wir den von demselben unterbreiteten Plan zur Einrichtung der Olympien billigen, und ordnen Folgendes an:

Artikel 1

Es sollen in Athen Allgemeine Wettbewerbe, die in vierjährigem Abstand gefeiert werden, eingesetzt werden mit dem Beinamen „Olympien", bei denen alle

Produkte des griechischen Schaffens ausgestellt werden, besonders solche der Industrie, der Landwirtschaft und der Viehzucht.

[...]

Artikel 14

Der zweite Sonntag ist für die Preisverleihung der Produkte der Viehzucht bestimmt, wobei die Kampfpreise aus Kränzen bestehen sollen. Am Nachmittag soll ein Pferderennen einheimischer Tiere veranstaltet werden, wobei die Wettkampfpreise aus Geldprämien bestehen. Für den ersten Platz gibt es 500 Drachmen, für den zweiten 300 Drachmen.

Artikel 15

Der dritte Sonntag ist für die Preisverleihung der landwirtschaftlichen Produkte bestimmt, wobei die Wettkampfpreise aus Kränzen bestehen. Am Nachmittag sollen öffentlich sportliche Wettkämpfe [wörtl.: gymnische Agone] im Stadion gefeiert werden, das dafür in geeigneter Form herzurichten ist. Ihre Wettkampfpreise bestehen aus Geldprämien – für den ersten Platz jeweils 100 Drachmen, für den zweiten Platz jeweils 50 Drachmen. Beide Preise sind mit einem Ölzweig verbunden.

[...]

Zu Athen, den 19. August 1858.

Im Namen des Königs Die Königin Amalia

M 16 Bericht der in Triest erscheinenden griechischen Zeitung *I Imera* über die Olympien von 1859 (5.Jg., Nr. 222, Freitag 4./16.Dezember 1859), zit. nach Decker, Olympien, 1996, S.51:

„In der vergangenen Woche wurden die angekündigten Wettkämpfe auf dem Ludwigplatz durchgeführt. Die Stadt Athen war von 11 Uhr vormittags an wie ausgestorben, die Häuser waren geschlossen und alle hatten Plätze eingenommen, von denen aus sie die Ereignisse im Stadion verfolgen konnten. Gegen 13.30 Uhr begannen die Wettkämpfe mit dem Lauf. Da es viele Bewerber gab, wurden drei Vorläufe im einfachen Lauf durchgeführt und darauf unter den Siegern ein vierter Lauf, in dem sich ein gewisser Gymnasiast den anderen überlegen zeigte. Darauf lief man den Diaulos (Zweistadienlauf) und schließlich den Langlauf über eine Distanz von sieben Stadien. In diesem Wettbewerb starteten alle zugleich [ohne Vorläufe], doch die meisten blieben gleich von Anfang an zurück. Wenige nur bewiesen Ausdauer, darunter ein vom Körperbau kleiner, aber Schnellfüßiger, der bis zur sechsten Runde die Führung hielt, in der Folge jedoch fiel er zurück, und so erhielt ein Soldat den Preis.

Nach dem Lauf fanden die anderen Wettkämpfe statt, der Weitsprung, das Diskuswerfen und das Speerwerfen, die aber nur die (unmittelbar) Herumstehenden verfolgen konnten, da sie zu ebener Erde stattfanden. Am Ende fand das Mastklettern oder – wie es zu Recht (die Zeitung) „Der Grieche" bezeichnet – das Palmenklettern statt, das die Sensationslust des herumstehenden Volkes einigermaßen befriedigte und die Vorwürfe derer dämpfte, die auf keine Weise den zuvor durchgeführten Wettkämpfen zuschauen konnten. In der Reihenfolge des Loses versuchten die Wettkämpfer die Spitze zu erreichen, wo Preise aufgehängt waren. Da das Holz aber eingeölt war, glitten sie ab und fielen einer nach dem anderen herunter, was die Zuschauer bei jedem Mißlingen zum Lachen reizte. Endlich nach zahlreichen Fehlversuchen und nachdem der Mast einigermaßen gesäubert war, gelangte einer der Matrosen der königlichen Marine, der aus Hydra stammte, als erster nach oben, und nach ihm erhielten auch andere die dem Kranz, der an der Spitze des Mastes hing, angefügten Preise. So trugen sich die Wettkämpfe der ersten neueren Olympiade zu. Allgemein gesprochen hatten diese jene Unzulänglichkeit, welche jedem noch nie gesehenen Werk anhaftet, wenn es lange Zeit an Vorbereitung erfordert. Es fehlten die intellektuellen Wettbewerbe, weil es nicht die für Autoren erforderliche Zeit zum würdigen öffentlichen Vortrag gab. Aus demselben Grund fehlte den athletischen Wettkämpfen die Übung, die allen Bewegungen der Wettkämpfer Anmut und gute Haltung verleiht."

M 17 Pierre de Coubertin, Die philosophischen Grundlagen des modernen Olympismus (Rundfunkbotschaft vom 4.8.1935), zit. nach Coubertin, Olympische Erinnerungen, 1959, S.217-223:

„Das erste und wesentliche Merkmal des alten wie des modernen Olympismus ist: eine Religion zu sein. Durch Leibesübungen formte der Wettkämpfer der Antike seinen Körper, wie der Bildhauer seine Statue, und ‚ehrte dadurch seine Götter'. Der Wettkämpfer der Neuzeit, der gleiches tut, erhöht damit sein Vaterland, seine Rasse und seine Fahne. Ich glaube daher recht gehabt zu haben, wenn ich mit der Erneuerung des Olympismus von Anfang an versuchte, ein religiöses Empfinden wieder zu erwecken, das durch Weltmenschentum und Volksherrschaft – Kennzeichen unserer Zeit – zwar verändert und erweitert worden, dennoch aber das gleiche ist, das die jungen Griechen in ihrem Ehrgeiz, die Kraft ihrer Muskeln triumphieren zu lassen, zum Fuß des Altars des Olympischen Zeus führte.

Daraus entstanden alle die Formen des Kults, aus denen sich das Zeremoniell der modernen Olympischen Spiele zusammensetzt. Ich mußte sie eine nach der andern einer lange Zeit sich sträubenden öffentlichen Meinung aufzwingen, die darin nichts weiter sah, als mit dem Ernst und der Würde internationaler sportlicher Wettbewerbe unvereinbare theatralische Kundgebungen oder ein überflüssiges Schauspiel. Der sport-religiöse Gedanke, die religio athletae, ist nur

sehr langsam in das Bewußtsein der Sportler eingedrungen, und viele von ihnen handeln auch nur unbewußt danach. Aber nach und nach wird es ihnen voller Ernst damit werden."

Literatur:

Neuere Gesamtdarstellungen:

Bernand, A.: The road to Olympia. Origins of the Olympic Games, London 2003.

Günther, R.: Olympia. Kult und Spiele in der Antike, Darmstadt 2004.

Pasquier, A. (Hg.): Olympie. Cycle de huit conférences organisé au musée du Louvre par le Service culturel du 18 janvier au 15 mars 1999, Paris 2001.

Pescante, M. M. P.: Le antiche Olimpiadi. Il grande sport nel mondo classico, Mailand 2003.

Phillips, D. J./Pritchard, D. (Hgg.): Sport and festival in the ancient Greek world, Swansea 2003.

Siebler, M.: Olympia. Ort der Spiele, Ort der Götter, Stuttgart 2004.

Spivey, N. J.: The ancient Olympics, Oxford 2004.

Wegner, U.: Olympische Götterspiele. Wettkampf und Kult, Ostfildern 2004.

Young, D.: A brief history of the Olympic Games, Malden/Oxford 2004.

Ältere Gesamtdarstellungen:

Ebert, J.: Olympia. Mythos und Geschichte moderner Wettkämpfe, Wien 1980.

Finley, M. I./Pleket, H. W.: Die Olympischen Spiele der Antike, Tübingen 1976.

Gehrke, H.-J.: Die Olympischen Spiele im Rahmen des antiken Sports, in: AU 28 (1985), S.14-31.

Herrmann, H.-V.: Olympia. Heiligtum und Wettkampfstätte, München 1972.

Ders.: Olympia und seine Spiele im Wandel der Zeit, in: Gymnasium 80 (1973), S.172-205.

Meier, C.: Das große Fest zu Olympia im klassischen Altertum, in: Schultz, U. (Hg.): Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart, München 1988, S.38-49.

Swaddling, J.: The ancient Olympic Games, London 1980.

Weeber, K.-W.: Die unheiligen Spiele. Das antike Olympia zwischen Legende und Wirklichkeit, Zürich/München 1991.
Darstellung mit explizit revisionistischem Impetus.

Ausstellungskataloge mit reichem Abbildungsmaterial:

Bartels, J./Bohne, A./Pohl, A. u. a. (Hgg.): Sportschau. Antike Athleten in Aktion, Bonn 2004.

Gutgesell, M. (Hg.): Olympia. Geld und Sport, Hannover 2004.

Herrmann Jr., J. J./Kondoleon, C.: Games for the gods. The Greek athlete and the Olympic spirit, Boston 2004.

Klose, D. O. A./Stumpf, G.: Sport, Spiele, Sieg. Münzen und Gemmen der Antike, München 1996.

Sinn, U. (Hg.): Sport in der Antike. Wettkampf, Spiel und Erziehung im Altertum, Würzburg 1996.

Wünsche, R./Knauß, F. (Hgg.): Lockender Lorbeer. Sport und Spiel in der Antike, München 2004.

Darstellungen zur Geschichte des Sports im antiken Griechenland:

Decker, W.: Sport in der griechischen Antike. Vom minoischen Wettkampf bis zu den Olympischen Spielen, München 1995.

Golden, M.: Sport and society in ancient Greece, Cambridge 1998.

Ders.: Sport in the ancient world from A to Z, London/New York 2004.

Jüthner, J.: Die athletischen Leibesübungen der Griechen. [2 Bde.], Wien 1965-1968.

Kyle, D. G.: Games, prizes and athletes in Greek sports: patterns and perspectives (1975-1997), in: CB 74 (1998), S.103-127.

Patrucco, R.: Lo sport nella Grecia antica, Florenz 1972.

Weiler, I.: Der Sport bei den Völkern der Alten Welt. Eine Einführung, Darmstadt 1981.

Quellen zu den einzelnen Sportarten (mit dt. Übersetzung):

Jüthner, J.: Philostratos. Über Gymnastik, Leipzig/Berlin 1909.

Weiler, I. (Hg.): Quellendokumentation zur Gymnastik und Agonistik im Altertum. [7 Bde.], Wien/Köln/Weimar 1991-2002.

In den Anmerkungen zitierte Spezialuntersuchungen:

Die Olympischen Spiele 1896 / Offizieller Bericht, Köln 1971.

Alkemeyer, T.: Gewalt und Opfer im Ritual der Olympischen Spiele 1936, in: Gebauer, G. (Hg.): Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport, Berlin 1988, S.44-79.

Amelotti, M.: La posizione degli atleti di fronte al diritto romano, in: SDHI 21 (1955), S.123-156.

Arrigoni, G.: Donne e sport nel mondo greco. Religione e società, in: Arrigoni, G. (Hg.): Le donne in Grecia, Rom/Bari 1985, S.55-201.

Baitinger, H.: Waffen und Bewaffnung aus der Perserbeute in Olympia, in: AA (1999), S. 125-139.

Ders.: Die Angriffswaffen aus Olympia, Berlin/New York 2001.

Baltrusch, E.: Symmachie und Spondai. Untersuchungen zum griechischen Völkerrecht der archaischen und klassischen Zeit (8.-5. Jahrhundert v. Chr.), Berlin/New York 1994.

Bentz, M./Mann, C.: Zur Heroisierung von Athleten, in: Hoff, R. v. d./Schmidt, S. (Hgg.): Konstruktionen von Wirklichkeit. Bilder im Griechenland des 5. und 4. Jahrhunderts v. Chr., Stuttgart 2001, S.225-240.

Bernardini, P. A.: Aspects ludiques, rituels et sportifs de la course féminine dans la Grèce antique, in: Stadion 12-13 (1986-1987), S.17-26.

Bickel, A.: Die Ernährung der olympischen Kämpfer in Vergangenheit und Gegenwart , Berlin 1938.

Bilik, R.: Die Zuverlässigkeit der frühen Olympionikenliste. Die Geschichte eines Forschungsproblems im chronologischen Überblick, in: Nikephoros 13 (2000), S.47-62.

Boehringer, D.: Zur Heroisierung historischer Persönlichkeiten bei den Griechen, in: Flashar, M./Gehrke, H.-J./Heinrich, E. (Hgg.): Retrospektive. Konzepte von Vergangenheit in der griechisch-römischen Antike, München 1996, S.37-61.

Böhringer, F.: Cultes d'athlètes en Grèce classique: propos politiques, discours mythiques, in: REA 81 (1979), S. 5-18.

Bollansée, J.: Aristotle and Hermippos of Smyrna on the foundation of the Olympic games and the institution of the sacred truce, in: Mnemosyne 52 (1999), S.562-567.

Brodersen, K.: Heiliger Krieg und Heiliger Friede in der frühen griechischen Geschichte, in: Gymnasium 98 (1991), S.1-14.

Brophy, R. H.: Deaths in the pan-Hellenic games: Arrachion and Creugas, in: AJPh 99 (1978), S.363-390.

Brophy, R. H./Brophy, M.: Deaths in the pan-Hellenic games II: all combative sports, in: AJPh 106 (1985), S.171-198.

Buhmann, H.: Der Sieg in Olympia und in den anderen panhellenischen Spielen, München 1972.

Burkert, W.: Homo necans. Interpretationen altgriechischer Opferriten und Mythen, Berlin/New York 1972.

Ders.: Heros, Tod und Sport. Ritual und Mythos der Olympischen Spiele in der Antike, in: Gebauer, G. (Hg.): Körper- und Einbildungskraft. Inszenierungen des Helden im Sport, Berlin 1988, S.31-43.

Caldelli, M. L.: Curia athletarum, iera xystike synodos e organizzazione delle terme a Roma, in: ZPE 93 (1992), S.75-87.

Chamoux, F.: Le monument „de Théogénès": autel ou statue?, in: Thasiaca, Athen 1979, S.143-153.

Cole, S. G.: *Gynaiki ou themis*: gender difference in Greek leges sacrae, in: Helios 19 (1992), S.104-122.

Dies.: Women, dogs, and flies, in: AncW 26 (1995), S.182-191.

Coubertin, P. de.: Olympische Erinnerungen, Frankfurt a. M. ²1959.

Ders.: Der olympische Gedanke. Reden und Aufsätze, Schorndorf 1966.

Crowther, N. B.: Athletic dress and nudity in Greek athletics, in: Eranos 80 (1982), S.163-168.

Ders.: The Olympic training period, in: Nikephoros 4 (1991), S.161-166.

Ders.: Second-place finishes and lower in Greek athletics (including the pentathlon), in: ZPE 90 (1992), S.97-102.

Ders.: Reflections on Greek equestrian events: violence and spectator attitudes, in: Nikephoros 7 (1994), S.121-133.

Ders.: Greek equestrian events in the late Republic and the early Empire. Africanus and the Olympic victory list, in: Nikephoros 8 (1995), S.111-123.

Ders.: Athlete and state: qualifying for the Olympic Games in ancient Greece, in: Journal of Sport History 23 (1996), S.34-43.

Ders.: Athlete as warrior in the ancient Greek games. Some reflections, in: Nikephoros 12 (1999), S.121-130.

Ders.: Power and politics at the ancient Olympics: Pisa and the Games of 364 B. C., in: Stadion 29 (2003), S.1-10.

Crowther, N. B./Frass, M.: Flogging as a punishment in the ancient games, in: Nikephoros 11 (1998), S.51-82.

Currie, B.: Euthymos of Locri: a case study in heroization in the Classical period, in: JHS 122 (2002), S.24-44.

Decker, W.: Die *Olympien* des Evangelis Zappas , in: Decker, W./Dolianitis, G./Lennartz, K. (Hgg.): 100 Jahre Olympische Spiele. Der neugriechische Ursprung, Würzburg 1996, S.41-59.

Ders.: Zur Vorbereitung und Organisation griechischer Agone, in: Nikephoros 10 (1997), S.77-102.

Decker, W./Dolianitis, G./Lennartz, K. (Hgg.): 100 Jahre Olympische Spiele. Der neugriechische Ursprung, Würzburg 1996.

Decker, W./Kivroglou, A.: Die Begründung der nationalen Olympischen Spiele in Griechenland durch Evangelos Zappas im Lichte neuer Quellen, in: Luh, A./Beckers, E. (Hgg.): Umbruch und Kontinuität im Sport - Reflexionen im Umfeld der Sportgeschichte. Festschrift für Horst Ueberhorst, Bochum 1991, S.192-200.

Des Bouvrie, S.: Gender and the games at Olympia, in: Berggreen, B./Marinatos, N. (Hgg.): Greece & gender, Bergen 1995, S. 55-74.

Deubner, L.: Die Bedeutung des Kranzes im klassischen Altertum, in: ARW 30 (1933), S. 70-104.

Diem, C.: Ewiges Olympia. Eine Quellensammlung antiker und moderner Texte, Wuppertal/Ratingen/Kastellaun ²1971.

Dillon, M. P. J.: Did parthenoi attend the Olympic games? Girls and women competing, spectating, and carrying out cult roles at Greek religious festivals, in: Hermes 128 (2000), S.457-480.

Dolianitis, G.: Der Beitrag von Dimitrios Vikelas zur Erneuerung der Olympischen Spiele, in: Decker, W./Dolianitis, G./Lennartz, K. (Hgg.): 100 Jahre Olympische Spiele. Der neugriechische Ursprung, Würzburg 1996, S.10-35.

Downey, G.: The Olympic Games of Antioch in the fourth century AD, in: TAPhA 70 (1939), S. 428-438.

Drew-Bear, M.: Les athlètes d'Hermoupolis Magna et leur ville au 3ᵉ siècle, in: Mandilaras, B. G. (Hg.): Proceedings of the XVIII International Congress of Papyrology. Athens 25-31 May 1986. Volume II, Athen 1988, S.229-235.

Dyer, L.: The Olympian council house and council, in: HSCPh 19 (1908), S.1-60.

Ebert, J.: Griechische Epigramme auf Sieger an gymnischen und hippischen Agonen, Berlin 1972.

Ders.: Der olympische Diskus des Asklepiades und das Marmor Parium, in: Tyche 2 (1987), S.11-15.

Ders.: Zur neuen Bronzeplatte mit Siegerinschriften aus Olympia (Inv. 1148), in: Nikephoros 10 (1997), S.217-233.

Ders.: Zur neuen Bronzeplatte mit Siegerinschriften aus Olympia, in: Stadion 24 (1998), S.137-149.

Ebert, J./Siewert, P.: Eine archaische Bronzeurkunde aus Olympia mit Vorschriften für Ringkämpfer und Kampfrichter, in: Mallwitz, A. (Hg.): XI. Bericht über die Ausgrabungen in Olympia, Berlin 1999, S.391-412.

Eder, B.: Continuity of Bronze Age cult at Olympia? The evidence of the late Bronze Age and early Iron Age pottery, in: Laffineur, R./Hägg, R. (Hgg.): Potnia. Deities and religion in the Aegean Bronze Age, Liège/Austin 2001, S.201-209.

Dies.: Im Reich des Augeias. Elis und Olympia zwischen 1200 und 700 v. Chr., in: AAWW 138 (2003), S.89-121.

Fargnoli, I.: Sulla ‚caduta senza rumore' delle Olimpiadi classiche, in: RDA 50 (2003), S.119-154.

Farrington, A.: Olympic victors and the popularity of the Olympic Games in the imperial period, in: Tyche 12 (1997), S.15-46.

Fiedler, W.: Der Faustkampf in der griechischen Dichtung, in: Stadion 18 (1992), S.1-67.

Fontenrose, J.: The hero as athlete, in: CSCA 1 (1968), S.73-104.

Forbes, C. A.: Crime and punishment in Greek athletics, in: CJ 47 (1951-1952), S.169-173, 202-203.

Ders.: Ancient athletic guilds, in: CPh 50 (1955), S. 238-252.

Frass, M.: Gesellschaftliche Akzeptanz „sportlicher" Frauen in der Antike, in: Nikephoros 10 (1997), S. 119-133.

Frisch, P.: Zehn agonistische Papyri, Opladen 1986.

Georgiadis, K.: Die ideengeschichtliche Grundlage der Erneuerung der Olympischen Spiele im 19.Jahrhundert in Griechenland und ihre Umsetzung 1896 in Athen, Kassel 2000.

Giangiulio, M.: Le città di Magna Grecia e Olimpia in età arcaica. Aspetti della documentazione e della problematica storica, in: Mastrocinque, A. (Hg.): I grandi santuari della Grecia e l'Occidente, Trient 1993, S.95-118.

Gottwald, O.: Der Fackellauf in der Antike. Diss. Univ. Wien 1928 (masch.).

Gutsfeld, A./Lehmann, S.: Die Umgestaltung „panhellenischer" Heiligtümer im spätantiken Griechenland: das Beispiel Olympia, in: Cancik, H./Rüpke, J. (Hgg.): Römische Reichsreligion und Provinzialreligion. Globalisierungs- und Regionalisierungsprozesse in der antiken Religionsgeschichte. Ein Forschungsprogramm stellt sich vor, Erfurt 2003, S.147-153.

Herz, P.: Die Entwicklung der griechischen Agonistik in der Kaiserzeit, in: Müller, N./Messing, M. (Hgg.): Olympische Studien. Berichtsband des II. Akademischen Olympia-Seminars der Universitäten Mainz und Göttingen im September 1986 in der Internationalen Olympischen Akademie (IOA) in Olympia/Griechenland, Niedernhausen 1988, S.111-131.

Himmelmann, N.: La vie religieuse à Olympie: fonction et typologie des offrandes, in: Pasquier, A. (Hg.): Olympie. Cycle de huit conférences organisé au musée du Louvre par le Service culturel du 18 janvier au 15 mars 1999, Paris 2001, S.153-179.

Hirsch, E.: „Olympische Spiele" am Drehberg in Anhalt-Dessau zur Goethezeit, in: Nikephoros 10 (1997), S. 265-288.

Hobsbawm, E. J./Ranger, T. (Hgg.): The invention of tradition, Cambridge 1983.

Höfer, A.: Der olympische Friede. Anspruch und Wirklichkeit einer Idee, St. Augustin 1994.

Hölscher, T.: Rituelle Räume und politische Denkmäler im Heiligtum von Olympia, in: Kyrieleis, H. (Hg.): Olympia 1875-2000. 125 Jahre Deutsche Ausgrabungen. Internationales Symposium, Berlin 9.-11. November 2000, Mainz 2002, S.331-345.

Hönle, A.: Olympia in der Politik der griechischen Staatenwelt. Von 776 bis zum Ende des 5.Jahrhunderts, Bebenhausen 1972.

Ioakimidou, C.: Auch wir sind Griechen! Statuenreihen westgriechischer Kolonisten in Delphi und Olympia, in: Nikephoros 13 (2000), S.63-94.

Jacquemin, A.: Pausanias, témoin de la religion grecque dans le sanctuaire d'Olympie, in: Pasquier, A. (Hg.): Olympie. Cycle de huit conférences organisé au musée du Louvre par le Service culturel du 18 janvier au 15 mars 1999, Paris 2001, S.181-213.

Jüthner, J.: Die athletischen Leibesübungen der Griechen. [2 Bde.], Wien 1965-1968.

Kahrstedt, U.: Zur Geschichte von Elis und Olympia, in: NAWG (1927), S. 157-176.

Kivroglou, A.: Die Bemühungen von Ewangelos Sappas um die Wiedereinführung der Olympischen Spiele in Griechenland unter besonderer Berücksichtigung der Spiele von 1859. Dipl.-Arb. Sporthochschule Köln 1981 (masch.).

Dies.: Die Olympien im 19.Jahrhundert in Griechenland. Entstehung, Gründung und wirtschaftspolitische Aspekte bei der Einführung der griechischen Nationalfeste. Diss. Sporthochschule Köln 2002 (masch.).

Krummen, E.: Pyrsos Hymnon. Festliche Gegenwart und mythisch-rituelle Tradition als Voraussetzung einer Pindarinterpretation (Isthmie 4, Pythie 5, Olympie 1 und 3), Berlin/New York 1990.

Kyle, D. G.: Solon and athletics, in: AncW 9 (1984), S. 91-105.

Ders.: The first hundred Olympiads: a process of decline or democratization?, in: Nikephoros 10 (1997), S.53-75.

Kyrieleis, H.: Neue Ausgrabungen in Olympia, in: AW 21 (1990), S.177-188.

Ders.: Zeus and Pelops in the East pediment of the temple of Zeus at Olympia, in: Buitron-Oliver, D. (Hg.): The interpretation of architectural sculpture in Greece and Rome 1997, S.13-27.

Ders.: Zu den Anfängen des Heiligtums in Olympia, in: Kyrieleis, H. (Hg.): Olympia 1875-2000. 125 Jahre Deutsche Ausgrabungen. Internationales Symposium, Berlin 9.-11.November 2000, Mainz 2002, S.213-220.

Ders.: Die Untersuchungen zur Frühzeit Olympias im Bereich des Prytaneion, 1986/87 und 1990/91, in: Kyrieleis, H. (Hg.): XII.Bericht über die Ausgrabungen in Olympia, Berlin 2003, S.66-154.

Lämmer, M.: Der Diskos des Asklepiades aus Olympia und das Marmor Parium, in: ZPE 1 (1967), S.107-109.

Ders.: Der sogenannte Olympische Friede in der griechischen Antike, in: Stadion 8-9 (1982-1983), S.47-83.

Lee, H. M.: The „first" Olympic Games of 776 B. C., in: Raschke, W. J. (Hg.): The archaeology of the Olympics. The Olympics and other festivals in antiquity, Madison 1988, S.110-118.

Ders.: SIG^3 802: did women compete against men in Greek athletic festivals?, in: Nikephoros 1 (1988), S.103-117.

Ders.: The later Greek boxing glove and the „Roman" caestus: a centennial reevaluation of Jüthner's 'Über antike Turngeräte', in: Nikephoros 10 (1997), S.161-178.

Ders.: The program and schedule of the ancient Olympic Games, Hildesheim 2001.

Ders.: Galen, Johann Heinrich Krause, and the olympic myth of Greek amateur athletics, in: Stadion 29 (2003), S.11-20.

Lennartz, K.: Kenntnisse und Vorstellungen von Olympia und den Olympischen Spielen in der Zeit von 393-1896, Schorndorf 1974.

Ders.: Der Marathonlauf - 1896 die Königsdisziplin, in: Lennartz, K. (Hg.): Die Olympischen Spiele 1896 in Athen. Erläuterungen zum Neudruck des offiziellen Berichtes, Frankfurt/M. 1996, S.126-132.

Ders. (Hg.): Die Olympischen Spiele 1896 in Athen. Erläuterungen zum Neudruck des offiziellen Berichtes, Frankfurt/M. 1996.

Ders.: Die *Olympischen Spiele* 1906 in Athen, in: Decker, W./Dolianitis, G./ Lennartz, K. (Hgg.): 100 Jahre Olympische Spiele. Der neugriechische Ursprung, Würzburg 1996, S.118-125.

Leschhorn, W.: Die Verbreitung von Agonen in den östlichen Provinzen des Römischen Reiches, in: Stadion 24 (1998), S.31-57.

Mallwitz, A.: Cult and competition locations at Olympia, in: Raschke, W. J. (Hg.): The archaeology of the Olympics. The Olympics and other festivals in antiquity, Madison 1988, S.79-109.

Ders.: Ergebnisse und Folgerungen, in: Mallwitz, A. (Hg.): XI.Bericht über die Ausgrabungen in Olympia, Berlin 1999, S.181-284.

Malter, R.: Der „Olympismus" Pierre de Coubertins. Eine kritische Studie zu Idee und Ideologie der modernen Olympischen Spiele und des Sports, Köln 1969.

Mann, C.: Athlet und Polis im archaischen und frühklassischen Griechenland, Göttingen 2001.

Mantas, K.: Women and athletics in the Roman East, in: Nikephoros 8 (1995), S.125-144.

Martin, R.: Un nouveau règlement de culte Thasien, in: BCH 64-65 (1940-1941), S.163-200.

Mehl, E.: Muterrechtliche Reste in der Olympischen Festordnung, in: Körbs, W./Mies, H./Wildt, K. C. (Hgg.): Carl Diem. Festschrift zur Vollendung seines 80. Lebensjahres am 24. Juni 1962 von seinen Freunden und Schülern, Frankfurt/M./Wien 1962, S.71-81.

Mendner, S.: Boxhandschuhe im Altertum, in: Gymnasium 60 (1953), S.20-26.

Meuli, K.: Der Ursprung der Olympischen Spiele, in: Die Antike 17 (1941), S.189-208.

Ders.: Der griechische Agon. Kampf und Kampfspiel im Totenbrauch, Totentanz, Totenklage und Totenlob, Köln 1968.

Miller, S. G.: The date of the Olympic festival, in: MDAI(A) 90 (1975), S. 215-231.

Millon, C./Schouler, B.: Les jeux olympiques d'Antioche, in: Pallas 34 (1988), S. 61-76.

Möller, A.: Elis, Olympia und das Jahr 580 v. Chr. Zur Frage der Eroberung der Pisatis, in: Rollinger, R./Ulf, C. (Hgg.): Griechische Archaik. Interne Entwicklungen – externe Impulse, Berlin 2004, S.249-270.

Dies.: Greek chronographic traditions about the first Olympic Games, in: Rosen, R. M. (Hg.): Time and temporality in the ancient world, Philadelphia 2004, S.169-184.

Dies.: Epoch-making Eratosthenes, in: GRBS 45 (2005), S.245-260.

Moretti, L.: Iscrizioni agonistiche greche, Rom 1953.

Müller, N.: Coubertin und die Antike, in: Nikephoros 10 (1997), S.289-302.

Müller, S.: Das Volk der Athleten. Untersuchungen zur Ideologie und Kritik des Sports in der griechisch-römischen Antike, Trier 1995.

Muth, R.: Olympia – Idee und Wirklichkeit, in: Muth, R./Pfohl, G. (Hgg.): Serta Philologica Aenipontana III, Innsbruck 1979, S.161-202.

Neumüller, B.: Geschichte der *Much Wenlock Games* (1850-1895). Dipl.-Arb. Deutsche Sporthochschule Köln 1985 (masch.).

Osborne, R.: Women and sacrifice, in: CQ 43 (1993), S.392-405.

Peim, O.: Die Siegerstatuen von Schwerathleten in Olympia und ihre Zusammenstellung durch Pausanias, in: Nikephoros 13 (2000), S.95-109.

Peiser, B. J.: The crime of Hippias of Elis. Zur Kontroverse um die Olympionikenliste, in: Stadion 16 (1990), S.37-65.

Ders.: Das dunkle Zeitalter Olympias. Kritische Untersuchung der historischen, archäologischen und naturgeschichtlichen Probleme der griechischen Achsenzeit am Beispiel der antiken Olympischen Spiele, Frankfurt/M. 1993.

Philipp, H.: Olympia, die Peloponnes und die Westgriechen, in: JDAI 109 (1994), S.77-92.

Pleket, H. W.: Some aspects of the history of the athletic guilds, in: ZPE 10 (1973), S.197-227.

Ders.: Games, prizes, athletes and ideology. Some aspects of the history of sport in the Greco-Roman world, in: Stadion 1 (1975), S.49-89.

Ders.: Olympic benefactors, in: ZPE 20 (1976), S.1-18.

Ders.: The participants in the ancient Olympic games: social background and mentality, in: Coulson, W./Kyrieleis, H. (Hgg.): Proceedings of an International Symposium on the Olympic Games. 5-9 September 1988, Athen 1992, S.147-152.

Ders.: Mass-sport and local infrastructure in the Greek cities of Roman Asia Minor, in: Stadion 24 (1998), S.151-172.

Ders.: Zur Soziologie des antiken Sports, in: Nikephoros 14 (2001), S.157-212.

Poliakoff, M. B.: Deaths in the pan-Hellenic games: addenda et corrigenda, in: AJPh 107 (1986), S.400-402.

Ders.: Combat sports in the ancient world. Competition, violence, and culture, New Haven/London 1987.

Ders.: Melankomas, *ek klimakos*, and Greek boxing, in: AJPh 108 (1987), S.511-518.

Rambach, J.: Dörpfelds Bau VII in der Altis von Olympia. Ein früheisenzeitliches Apsidenhaus und „Haus des Oinomaos"?, in: AA (2002), S.119-134.

Ders.: Olympia. 2500 Jahre Vorgeschichte vor der Gründung des eisenzeitlichen griechischen Heiligtums, in: Kyrieleis, H. (Hg.): Olympia 1875-2000. 125 Jahre Deutsche Ausgrabungen. Internationales Symposium, Berlin 9.-11.November 2000, Mainz 2002, S.177-212.

Redmond, G.: Towards modern revival of the Olympic Games: the various „pseudo-Olympics" of the 19th-century, in: Segrave, J. O./Chu, D. (Hgg.): The Olympic Games in transition, Champaign 1988, S.71-87.

Renfrew, J. M.: Food for athletes and gods. A classical diet, in: Raschke, W. J. (Hg.): The archaeology of the Olympics. The Olympics and other festivals in antiquity, Madison 1988, S.174-181.

Robert, L.: Sur des inscriptions d'Ephèse. Fêtes, athlètes, empereurs, épigrammes, in: RPh (1967), S.7-84.

Ders.: Les épigrammes satiriques de Lucillius sur les athlètes: parodie et réalités, in: L'épigramme grecque, Vandœvres-Genf 1968, S.179-291.

Ders.: Les femmes théores à Ephèse, in: CRAI (1974), S.176-181.

Rougemont, G.: La hiéroménie des Pythia et les „trêves sacrées" d'Éleusis, de Delphes et d'Olympie, in: BCH 97 (1973), S.75-106.

Rudolph, W.: Olympischer Kampfsport in der Antike. Faustkampf, Ringkampf und Pankration in den griechischen Nationalfestspielen, Berlin 1965.

Rühl, J. K.: Die „Olympischen Spiele" Robert Dovers, Heidelberg 1975.

Ders.: Die Cotswold Games im Spiegel sporthistorischer Quelleninterpretation, in: Andrecs, H. (Hg.): Forschen, Lehren, Handeln , Wien 1976, S.116-134.

Ders.: Pierre de Coubertin and William Penny Brookes, in: The Olympic movement past, present and future. ICOSH seminar, June 13th-19th 1988, Sarajevo, Yusgoslavija, Sarajevo 1988, S.243-264.

Ders.: Das Amateurideal und der Einfluß Griechenlands auf die Olympischen Spiele in Much Wenlock. Ein Beitrag zum Verhältnis von Pierre de Coubertin zu William P. Brooke, in: Luh, A./Beckers, E. (Hgg.): Umbruch und Kontinuität im Sport – Reflexionen im Umfeld der Sportgeschichte. Festschrift für Horst Ueberhorst, Bochum 1991, S.202-216.

Ders.: Die modernen *Olympischen Spiele* vor den modernen *Olympischen Spielen*, in: Decker, W./Dolianitis, G./Lennartz, K. (Hgg.): 100 Jahre Olympische Spiele. Der neugriechische Ursprung, Würzburg 1996, S.76-79.

Rühl, J. K./Schantz, O./Borgers, W. u. a. : Nationale *Olympische Spiele* außerhalb Griechenlands, in: Decker, W./Dolianitis, G./Lennartz, K. (Hgg.): 100 Jahre Olympische Spiele. Der neugriechische Ursprung, Würzburg 1996, S.60-75.

Scanlon, T. F.: Greek boxing gloves. Terminology and evolution, in: Stadion 8-9 (1982-1983), S.31-45.

Ders.: The footraces of the Heraia at Olympia, in: AncW 9 (1984), S.77-90.

Ders.: Boxing gloves and the games of Gallienus, in: AJPh 107 (1986), S.110-114.

Segal, E.: „To win or to die": A taxonomy of sporting attitudes, in: Journal of Sport History 11 (1984), S.25-31.

Serwint, N.: The female athletic costume at the Heraia and prenuptial initiation rites, in: AJA 97 (1993), S.403-422.

Sfameni, C.: *Ho bomos manteios*. Altari di cenere e prassi oracolare nei santuari greci, in: SMSR 26 (2002), S.5-41.

Shaw, P.-J.: Discrepancies in Olympiad dating and chronological problems of archaic Peloponnesian history, Stuttgart 2003.

Siewert, P.: Eine Bronze-Urkunde mit elischen Urteilen über Böoter, Thessaler, Athen und Thespiai, in: Mallwitz, A. (Hg.): X.Bericht über die Ausgrabungen in Olympia, Berlin 1981, S.228-248.

Ders.: Zum Ursprung der Olympischen Spiele, in: Nikephoros 5 (1992), S.7-8.

Ders.: Votivbarren und das Ende der Waffen- und Geräteweihungen in Olympia, in: MDAI(A) 111 (1996), S.141-148.

Ders.: „Richter über die Hellenen" (Hellanodikas) und andere überstaatliche Gemeinschaftsbezeichnungen in Olympia, in: Angeli Bertinelli, M. G./Donati, A. (Hgg.): Serta Antiqua et Mediaevalia. VII. Il cittadino, lo straniero, il barbaro, fra integrazione ed emarginazione nell'antichità. Atti del I Incontro Internazionale di Storia Antica (Genova 22-24 maggio 2003), Rom 2005, S.93-104.

Sinn, U.: Olympia. Die Stellung der Wettkämpfe im Kult des Zeus Olympios, in: Nikephoros 4 (1991), S.31-54.

Ders.: Apollon und die Kentauromachie im Westgiebel des Zeustenmpel in Olympia. Die Wettkampfstätte als Forum der griechischen Diplomatie nach den Perserkriegen, in: AA (1994), S.585-602.

Ders.: Olympia. Kult, Sport und Fest in der Antike, München 1996.

Ders.: Olympia und die Curia Athletarum in Rom, in: Stadion 24 (1998), S.129-135.

Ders.: Das antike Olympia. Götter, Spiele und Kunst, München 2004.

Slater, W. J.: Pelops at Olympia, in: GRBS 30 (1989), S.485-501.

Stauffenberg, A. S. G. v.: Die römische Kaisergeschichte bei Malalas, Stuttgart 1931.

Taita, J.: Gli *Aitôloí* di Olimpia. L'identità etnica delle comunità di vicinato del santuario olimpico, in: Tyche 15 (2000), S.147-188.

Dies.: Proxenoi „santuariali" all'oracolo di Zeus ad Olimpia. Profilo giuridico e funzioni, in: MEP 9-10 (2004-2005), S.87-114.

Ulf, C.: Die Mythen um Olympia – politischer Gehalt und politische Intention, in: Nikephoros 10 (1997), S.9-51.

Ulf, C./Weiler, I.: Der Ursprung der Olympischen Spiele in der Forschung – Versuch eines kritischen Kommentars, in: Stadion 6 (1980), S.1-38.

Van Nijf, O. M.: Athletics, festivals and Greek identity in the Roman East, in: PCPhS 45 (1999), S.176-200.

Ders.: Local heroes: athletic festivals and elite self-fashioning in the Roman East, in: Goldhill, S. (Hg.): Being Greek under Rome. Cultural identity, the second sophistic and the development of empire, Cambridge 2001, S.306-334.

Vega Sansalvador, A.: *Chamýne*, ein Beiname der Demeter in Olympia, in: Glotta 70 (1992), S.166-180.

Vernant, J.-P./Detienne, M.: La mètis d'Antiloque, in: REG 80 (1967), S. 68-83.

Visa-Ondarçuhu, V.: À propos de Mélancomas: observations sur les techniques du pugilat antique et sur le système du *klîmax*, in: Nikephoros 16 (2003), S.97-114.

Visintin, M.: La vergine e l'eroe. Temesa e la leggenda di Euthymos di Locri, Bari 1992.

Wacker, C.: The record of the Olympic victory list, in: Nikephoros 11 (1998), S.39-50.

Weiler, I.: Einige Bemerkungen zu Solons Olympionikengesetz, in: Händel, P./Meid, W. (Hgg.): Festschrift für Robert Muth. Zum 65. Geburtstag am 1.Januar 1981 dargebracht von Freunden und Kollegen, Innsbruck 1983, S.573-582.

Ders.: Zu „Krise" und „Niedergang" der Agonistik im dritten nachchristlichen Jahrhundert, in: Krise, Krisenbewusstsein, Krisenbewältigung. Ideologie und

geistige Kultur im Imperium Romanum während des 3.Jahrhunderts. Konferenzvorträge, Halle 1988, S.112-119.

Ders.: Korruption in der olympischen Agonistik und die diplomatische Mission des Hypereides in Elis, in: Rizakis, A. D. (Hg.): Achaia und Elis in der Antike. Akten des 1.Internationalen Symposiums Athen, 19.-21.Mai 1989, Athen 1991, S.87-92.

Weniger, L.: Das Hochfest des Zeus in Olympia. III. Der Gottesfriede, in: Klio 5 (1905), S.184-218.

Ders.: Die Seher von Olympia, in: ARW 18 (1915), S.53-115.

Wimmert, J.: Die antiken Olympien in deutschen Schulbüchern, Sankt Augustin 1994.

Ders.: Die antiken Olympien in deutschsprachigen Schulbüchern von 1872 bis 1988, in: Stadion 21-22 (1995-1996), S.30-63.

Wirkus, B.: „Werden wie die Griechen". Implikationen und Widersprüche im Olympismus Pierre de Coubertins, in: Stadion 16 (1990), S.103-128.

Ders.: Olympismus als Geschichtsphilosophie und Ideologie: Koordinaten einer philosophischen Standortbestimmung, in: Stadion 18 (1992), S.302-325.

Yiannakis, T.: The relationship between the underground – chthonian world and the sacred panhellenic games, in: Nikephoros 3 (1990), S.23-30.

Young, D.: Professionalism in archaic and classical Greek athletics, in: AncW 7 (1983), S.45-51.

Ders.: The Olympic myth of Greek amateur athletics, Chicago 1984.

Ders.: The origins of the modern Olympics: a new version, in: The International Journal of the History of Sport 4 (1987), S.271-300.

Ders.: How the amateurs won the Olympics, in: Raschke, W. J. (Hg.): The archaeology of the Olympics. The Olympics and other festivals in antiquity, Madison 1988, S.55-75.

Ders.: Myths and mist surrounding the revival of the Olympic Games: the hidden story, in: Landry, F./Landry, M./Yerles, M. (Hgg.): Sport. The third millenium. Proceedings of the international symposium Quebec City, Canada, May 21-25, 1990, Sainte-Foy 1991, S.100-115.

Ders.: Modern Greece and the origins of the modern Olympic Games, in: Coulson, W./Kyrieleis, H. (Hgg.): Proceedings of an International Symposium on the Olympic Games. 5-9 September 1988, Athen 1992, S.175-184.

Ders.: On the source of the Olympic Credo. 'It is more important to participate than to win'. Who said it: Coubertin, Bishop Talbot, St. Paul, or Ovid?, in: Olympika 3 (1994), S. 17-25.

Ders.: First with the most: Greek athletic records and „specialization", in: Nikephoros 9 (1996), S.175-197.

Ders.: The modern Olympics. A struggle for revival, Baltimore/London 1996.

Ders.: Further thoughts on some issues of early Olympic history, in: Journal of Olympic History 6 (1998), S.29-41.

Ders.: Mens sana in corpore sano? Body and mind in ancient Greece, in: The International Journal of the History of Sport 22 (2005), S.22-41.

Young, D. C.: Demetrios Vikelas: first president of the IOC, in: Stadion 14 (1988), S.85-102.

Zanker, P.: Der Boxer, in: Giuliani, L. (Hg.): Meisterwerke der antiken Kunst, München 2005, S.29-49.

Zoumbaki, S. B.: Zum sozialen Status der Epispondorchesten von Olympia, in: Tyche 12 (1997), S.237-244.

Dies.: Elis und Olympia in der Kaiserzeit. Das Leben einer Gesellschaft zwischen Stadt und Heiligtum auf prosopographischer Grundlage, Athen 2001.

ROM, ATHEN UND JERUSALEM: KAISER HADRIAN AUF REISEN

Jürgen Malitz

I.

Wenn Schüler der Oberstufe in Zukunft Gelegenheit bekommen sollen, das Imperium Romanum kennen zu lernen, so wird im neuen Lehrplanentwurf für die Jahrgangsstufe 11 im Rahmen des leitenden Themas „Historische Grundlagen europäischer Staatlichkeit und Kultur" nicht, wie sonst üblich, die Zeit des Augustus, sondern das Zeitalter Hadrians als Thema empfohlen. Das Reich zur Zeit Hadrians soll sowohl in seiner historischen Dimension erfasst werden als auch einem erhellenden Vergleich mit dem modernen Europa dienen. Entsprechende Bestrebungen der Moderne sollen nach Möglichkeit in eine römische Tradition gestellt werden; die Stichworte für diesen Themenvorschlag lauten:

> *Das „Imperium Romanum" zur Zeit Kaiser Hadrians: das Römische Reich als ein außenpolitisch defensiver, verschiedene Völkerschaften übergreifender, politisch, gesellschaftlich, wirtschaftlich und kulturell weitgehend homogener Raum.*[1]

Ein solches Lob des Kaiserreichs im II.Jh. n. Chr. findet sich in klassischer Form auch bei Theodor Mommsen in seiner Einleitung zum 1888 veröffentlichten V.Band der „Römischen Geschichte".[2] Die geradezu

---

[1] Zit. nach der Homepage des Staatsinstituts für Schulqualität und Bildungsforschung (www.isb.bayern.de).

[2] „(Das Kaiserregiment) hat in seinem Kreise, den die, welche ihm angehörten, nicht mit Unrecht als die Welt empfanden, den Frieden und das Gedeihen der vielen vereinigten Nationen länger und vollständiger gehegt, als es irgendeiner anderen Vormacht je gelungen ist. (...) Noch heute gibt es manche Landschaft des Orients wie des Okzidents, für welche die Kaiserzeit den an sich sehr bescheidenen, aber doch vorher wie nachher nie erreichten Höhepunkt des guten Regiments bezeichnet; und wenn einmal ein Engel des Herrn die Bilanz aufmachen sollte, ob das von Severus Antoninus beherrschte Gebiet damals oder heute, mit größerem Verstande und mit größerer Humanität regiert worden ist, ob Gesittung und Völkerglück im allgemeinen seitdem vorwärts- oder zurückgegangen sind, so ist es sehr zweifelhaft, ob der Spruch zu Gunsten der Gegenwart ausfallen würde" (Mommsen, 1888, S.4f.).

hymnische Charakterisierung der römischen Welt in der ersten Hälfte des II.Jh.s n. Chr. durch die Gestalter des Lehrplans beruft sich aber auch, bewusst oder unbewusst, auf eine berühmte Vorlage aus dem II.Jahrhundert selbst. Der aus dem kleinasiatischen Mysien stammende Literat und Rhetor Publius Aelius Aristides hat etwa im Jahre 143 oder 144 eine Preis-Rede verfasst, die ein Loblied auf die Vorzüge der römischen Herrschaft bzw. Weltherrschaft ist: durchaus ernst gemeinte Worte eines Bewohners des griechischen Kleinasien.[3] Der ganz besondere Schwung des Redners mag sich auch noch durch den Ehrgeiz erklären, sich damit beim Kaiser Antoninus Pius, dem Nachfolger Hadrians, für ein Konsulat zu empfehlen.[4]

Die Panegyrik des griechischen Sophisten bedarf aber durchaus auch einer Differenzierung. Die Jahrzehnte Hadrians und seiner beiden Nachfolger Antoninus Pius und Marcus Aurelius waren die hohe Zeit der Integration des Griechentums in die oberste Führungsschicht des Reiches, und so ist es völlig verständlich, wenn die – natürlich griechische – Interpretationselite voller Anerkennung war.[5] Es gerät dabei leicht in Vergessenheit, welches die beinahe zufälligen historischen Voraussetzungen jener friedlichen Epoche waren und wie sehr die Sekurität des Imperiums und seiner Eliten von Zufällen der Thronfolge und der Großen Politik – und von Unruhen an der Peripherie bedroht sein konnte. Die Gegenpole von „Athen" und „Jerusalem" machen diese Diskrepanz für die Regierungszeit Hadrians deutlich. Der in der Überlieferung vorherrschende Glanz des hadrianischen Athen lässt leicht vergessen, dass der Aufstand, oder Krieg des Bar Kochba, der in den letzten Jahren Hadrians ausbrach, eine viel größere Gefährdung des gesamten Ostens des Reiches darstellte, als dies die zufriedene Selbstsicherheit eines Aelius Aristides vermuten lässt.

II.

Traian starb im Jahre 117, nach einem zunächst sehr erfolgreichen, dann ganz missglückten Feldzug im Gebiet des heutigen Irak. Wir kennen die Motive für die expansive Politik seiner letzten Lebensjahre nicht ausdrücklich, doch besteht wenig Zweifel daran, dass Traian ganz im Sinne der imperialistischen Tradition Roms in Caesar sein Vorbild sah.[6]

Traian hatte nach harten Kämpfen Dakien im Jahre 106 zur Provinz gemacht, eine Neuerwerbung von eigentlich begrenztem Wert, sieht man einmal von den Möglichkeiten der dakischen Goldvorkommen ab.[7] Dann verließ Traian Rom wieder im Jahre 113, diesmal zu einem Ostfeldzug großen Stils. Irgendeinen Kriegsgrund musste auch er für seinen caesarischen Zug nach Osten vorweisen: offiziell sprach man davon, dass der König Armeniens seine Klientel-Verpflichtungen gegenüber Rom nicht eingehalten habe. Manche Zeitgenossen sprachen freilich auch von Traians Ruhmsucht und von seinem Wunsch, sich mit Alexander dem Großen zu messen.[8]

Von Armenien aus marschierte der Kaiser in das nördliche Mesopotamien ein.[9] Im Verlauf des Jahres 115 konnte sich Traian als Eroberer der nördlichen Hälfte des heutigen Irak betrachten. Im nächsten Jahr eroberte er das Königreich Adiabene östlich des Tigris und fuhr mit seiner Flotte den Euphrat hinab. Er erreichte die Gegend des heutigen Kerbela und eroberte Seleukeia am Tigris, eine Stadt nicht weit vom heutigen Bagdad. Irgendwann im Jahre 116 kam Traian nach Spasinou Charax, dem heutigen Basra. Dort durfte er sich ein wenig wie Alexander fühlen, der 324 v. Chr. am Ufer des Indischen Ozeans in Pakistan angekommen war.[10] Das Einverständnis der senatorischen Elite seiner Zeit konnte Traian in diesen Jahren voraussetzen.[11]

Seine Triumphgefühle dauerten nicht lange; schon im Jahre 116 kam es zu gefährlichen Aufständen in seiner rückwärtigen Front.[12] Im nördlichen Mesopotamien mussten die Römer erbittert kämpfen und erlitten bei Hatra eine empfindliche Niederlage. Bei Cassius Dio ist ein Bericht erhalten, der Traian so aktiv zeigt wie Caesar in seinen schwierigsten Kämpfen in Gallien.[13] Der Kampf um den Erhalt der Eroberungen musste schließlich aufgegeben werden. Traian kehrte erschöpft nach Syrien zu-

3 Der Text liegt in einer zweisprachigen Ausgabe von R. Klein (1983) vor.

4 Vgl. Syme, Roman Papers IV (1988), S.8.

5 Die allen imperialistischen Abenteuern abgeneigte Politik Hadrians wurde von Männern wie Aelius Aristides ausdrücklich gelobt (s. Anm. 29).

6 Es ist kein Zufall, dass erst unter Traian Caesar von Sueton als wahrer Begründer der kaiserlichen Dynastie „definiert" wurde. Vgl. Geiger (1975), S.447f.

7 Vgl. Bennett (2001), S.85ff.

8 Cassius Dio 68, 17, 1.

9 Eine gute erste Orientierung über Traians Feldzug vermittelt Sommer (2006), S.74-77.

10 Cassius Dio 68, 29, 1.

11 Vgl. Tacitus' anerkennende Bemerkung über die östliche Ausdehnung des Reiches im Zeitalter Traians (Ann. 2, 61, 2: ... *quod nunc rubrum ad mare patescit*).

12 Daran beteiligten sich auch die Juden Mesopotamiens (s. Anm. 92).

13 Vgl. Cassius Dio 68, 31, 1-4.

rück, erlitt vermutlich einen Schlaganfall und starb schließlich auf der Rückreise am 7.August 117 in Kilikien.[14]

Es hatte bis dahin keinerlei erkennbare Opposition gegen die traianische Eroberungspolitik gegeben, und Traian hatte es bis dahin nicht für nötig gehalten halten, sich um eine klare Nachfolgeregelung zu bemühen. Dass Hadrian der Nachfolger Traians sein würde, war in den letzten Jahren des Kaisers keineswegs ausgemacht, wenn auch nicht ausgeschlossen. Hadrian war der Sohn eines Vetters Traians und damit der einzige männliche Verwandte, doch hatte Traian wenig unternommen, seinen *adfinis* in irgendeiner erkennbaren Weise als Nachfolger zu designieren.[15] Dabei hatte Hadrian bis zum Jahre 117 eine sehr erfolgreiche und vielseitige militärische Karriere hinter sich – geradezu ein Widerspruch zu dem Ruf, der ihm als *Graeculus*, Griechenfreund, anhing.[16] Hadrian war dreimal Militärtribun (was ganz ungewöhnlich war in dieser Zeit), er hatte ein Legionskommando innegehabt, war in den auf der Traianssäule illustrierten grausamen Dakerkriegen eingesetzt und war zweimal Legat von Provinzen gewesen.[17] Er war daher ein exzellenter Kenner der römischen Armee und hatte, als er den Thron bestieg, nicht weniger Truppenerfahrung als Traian selbst bei der Erhebung zum Princeps. Seine körperliche Härte bewies er auch als Kaiser immer wieder durch große Jagden.[18] Vielleicht mochte man sich einfach nicht sehr, so wie Augustus angeblich den Tiberius ungerne als seinen Nachfolger gesehen hatte,[19] oder Traian verschwendete noch keinen Gedanken an seine Nachfolge, da er sich trotz seiner sechzig Jahre für ganz gesund hielt.

Hadrian besaß im Jahre 117 keines der Attribute, das ihn in den Augen der Öffentlichkeit zum geborenen, designierten Nachfolger hätte machen können, einmal abgesehen davon, dass er der einzige lebende männliche Verwandte des Herrschers war.[20] Traians Zurückhaltung bei

[14] Cassius Dio 68, 33, 2-3; Bennett (2001), S.201ff.

[15] Vgl. Birley (1997), S.10ff.

[16] SHA Hadrian 1, 5.

[17] Seine Laufbahn ist dokumentiert in der athenischen Inschrift Smallwood Nr. 109 aus dem Jahre 112.

[18] SHA Hadrian 2, 1.

[19] Vgl. Sueton, Tib. 2, 1; siehe auch Syme, Roman Papers Bd. VI (1991), S.167.

[20] Nach SHA Hadrian 3, 7 erhielt Hadrian etwa im Jahre 106 von Traian einen Diamant zum Geschenk, den er selbst von Nerva erhalten hatte; sollte dies wirklich zutreffen, dann wäre Hadrian in gewisser Weise doch schon frühzeitig als „Erbe" designiert worden. Im Jahre 108 soll ein Vertrauter Traians Hadrian von einer beabsichtigten Adoption unterrichtet haben (SHA Hadrian 3, 10).

einer offenen Förderung seines Verwandten könnte sich auch noch dadurch erklären, dass ihm möglicherweise bewusst war, wie ganz anders die politische Sicht Hadrians war. Erst als der Kaiser wirklich krank war, erhielt Hadrian das wichtige Militärkommando über die Provinz Syrien.[21]

Es wird nicht nur eine spätere Erfindung von Hadrians Feinden sein, dass Traians Frau Plotina den entscheidenden Anteil an der Regelung der Nachfolge gehabt hat, und dass dabei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen war. Aus der Rückschau hat Plotina allerdings eine für die Zukunft des Reiches richtige Entscheidung getroffen.[22]

Was immer in der engsten Umgebung Traians unmittelbar vor seinem Tod geschehen ist – der Senat in Rom konnte angesichts der militärischen Stärke-Verhältnisse nur das akzeptieren, was aus dem Osten gemeldet wurde. Die entscheidenden Briefe trugen die Unterschrift von Traians Witwe Plotina,[23] und die Macht in Rom lag bei den Prätorianern, die von dem getreuen Prätorianerpraefekten Acilius Attianus kommandiert wurden, der sich strikt an Weisungen Hadrians gehalten haben wird, obwohl Hadrian das später bestritt.[24]

Wir wissen nicht, ob sich Hadrian in den letzten Jahren Traians trotz der Zurückhaltung des Kaisers schon darauf vorbereitet hat, irgendwann die Nachfolge anzutreten. In jedem Falle war ihm im Sommer 117 die Größe der Aufgabe bewusst, und er hatte schon unmittelbar bei Antritt seiner Herrschaft eine ziemlich klare Vorstellung über sein politisches „Programm". Er könnte sich in seiner verlorenen Autobiographie darüber geäußert haben,[25] und vielleicht war es ja so ähnlich, wie sich Marguerite Yourcenar dies in ihrem berühmten Buch „Ich zähmte die Wölfin" vorgestellt hat – wir können das aber nicht wissen.[26] Falls Hadrian sich auf einen Strategiewechsel Traians ganz am Ende seines Lebens, angesichts der vielen Misserfolge, hätte berufen können, so hat er diese Gelegenheit jedenfalls nicht genutzt.

[21] Cassius Dio 68, 33, 1.

[22] Vgl. SHA Hadrian 4, 10: *nec desunt qui factione Plotinae mortuo iam Traiano Hadrianum in adoptionem adscitum esse prodiderint, supposito qui pro Traiano fessa voce loquebatur.*

[23] Das schreibt jedenfalls Cassius Dio 69, 1, 4.

[24] SHA Hadrian 7, 1-4; 9, 4

[25] Zu Hadrians Autobiographie, die sich Augustus' *De Vita Sua* zum Vorbild nahm, siehe Birley (2005).

[26] Das Buch liegt auch in deutscher Übersetzung vor, z. B. Yourcenar (1961). Vgl. dazu Poignault (1995) sowie Knabe (1999). Für die historischen Schwächen ihres Bildes von Hadrian s. Syme, Roman Papers Bd. VI (1991), S. 157-181.

Hadrian, damals 41 Jahre alt, befand sich angesichts der militärischen Lage in einer denkbar schwierigen Situation. Er wusste, dass die wichtigsten militärischen Führer des verstorbenen Princeps die Pläne Traians für richtig befunden hatten und nicht daran dachten, diese Politik aufzugeben. Es war eine Situation fast so unübersichtlich wie nach Neros Tod. Vier der erfolgreichsten Marschälle Traians wurden deshalb gleich in den ersten Tagen von Hadrians Herrschaft umgebracht, angeblich ohne Wissen des Kaisers.[27]

III.

Zu Recht wird das hadrianische Reich im Lehrplan als „außenpolitisch defensiv" beschrieben. Hadrian hielt militärische Abenteuer wie den Partherkrieg seines Vorgängers für nicht mehr vertretbar, spätestens nach der katastrophalen Entwicklung der Jahre 116-117. Viel wichtiger war es für ihn, den status quo zu erhalten und zu verbessern, notfalls auch mit Hilfe einer Rücknahme der Grenzen. Diese defensive Haltung entsprach aber keineswegs der römischen Tradition und ist nur durch eine bewusste Entscheidung Hadrians zu erklären, gegen den Widerstand einschlägiger Kreise der Generalität und des Senats.[28]

Aelius Aristides rühmt in seiner Rede aus der Rückschau das Ende der Expansion und die Errichtung von klaren Grenzen:[29]

> *(81) Die Stadt selbst mit Mauern zu umgeben, als wolltet ihr sie verbergen oder vor euren Untertanen flüchten, hieltet ihr für unrühmlich und nicht vereinbar mit eurer sonstigen Denkungsart, im Glauben, man könnte euch sonst mit einem Herrn vergleichen, der sich vor seinen eigenen Sklaven fürchtet. Freilich, ihr habt die Mauern nicht vernachlässigt, aber ihr habt sie um euer Reich herumgeführt, nicht um eure Stadt. Ihr habt sie so weit draußen errichtet, wie es möglich war, prächtig und eures Namens würdig, sehenswert für jeine, welche innerhalb des Ringes wohnen. Wenn sie aber einer sehen wollte, so würde der Weg dahin von der Stadt aus Monate und Jahre erfordern. (82) Über den äußersten Ring des Erdkreises hinaus legtet ihr ganz ähnlich wie bei der Umwallung einer Stadt noch eine weitere Grenzlinie an, die beweglicher und leichter zu bewachen ist. Dort führtet ihr Befestigungsanlagen auf und erbautet Grenzstädte, jede in einem anderen Gebiet. In diese berieft ihr Siedler, gabt ihnen zu ihrer Unterstützung Handwerker und gewährtet ihnen sonst alles, was sie brauchten.*

[27] Vgl. Cassius Dio 69, 2, 5.

[28] Zur imperialistischen Grundeinstellung der römischen Oberschicht auch in der Kaiserzeit siehe Birley (1974).

[29] Aelius Aristides or. 81-82 (übers. von R. Klein). Die Stelle kann auch als Bitte eines Angehörigen der griechischen Oberschicht an Antoninus Pius gelesen werden, sich von seinen traditionell eher „imperialistischen" Beratern nicht zu einer Abwendung von Hadrians Politik überreden zu lassen; vgl. Zahrnt (1995), S.146f.

Die feste Grenzziehung in der Form, wie sie von Aelius Aristides gepriesen wird, hatte zwar durchaus Vorläufer in den Jahrzehnten vor Hadrian, doch ist das offene Bekenntnis zu einer solchen Grenzziehung erst Hadrian selbst zuzuschreiben.[30] Die kostspielige Befestigung, die den eroberten Teil Britanniens von Schottland trennte, war seine ganz persönliche Initiative. Wenn wir diese Befestigung heute als „Hadrian's Wall" kennen, dann wurde der Princeps unsterblich nicht durch eine große Schlacht, sondern durch die Errichtung des Limes in Britannien.[31]

Aelius Aristides, der ca. 117 geboren wurde, kannte das Reich vor allem zu Zeiten Hadrians und des Antoninus Pius, und er war vollkommen zufrieden mit den herrschenden Zuständen. Er hat die Römer seiner Zeit dafür bewundert, wie sorgfältig sie sich um die Verteidigung ihres Reiches nach dem Ende der Expansion kümmerten. Rom besaß eine bestens trainierte Armee, die, sehr zum Vorteil der Bevölkerung Italiens, überwiegend von den Bewohnern der Provinzen gestellt wurde. Und, nicht weniger angenehm für die Bürger und Redner in den Kernländern des Reiches, die Truppen waren an den Grenzen selbst stationiert und störten das zivile Leben nicht.[32] Für ihn war es kein Problem, auf den Anspruch Roms auf die Herrschaft über die Oikumene, also über die gesamte von Menschen bewohnte Erde, zu verzichten. Auch ein anderer Grieche dieser Epoche, Appian von Alexandria, war der Meinung, dass Rom gut daran getan habe, auf weitere Eroberungen zu verzichten.[33]

Hadrian hat nicht nur auf das alte Ziel einer vollständigen Eroberung Britanniens verzichtet. Die Eroberungen Traians im Osten wurden still-

[30] Vgl. Maxfield (1990), S.4ff.

[31] Vgl. Stevens (1955). Gute Abbildungen und Karten zum britannischen Limes finden sich bei Klee (2006), S.8ff.

[32] Vgl. Maxfield (1990), S.2.

[33] App. prooem. 7.

schweigend geräumt, ein Teil Armeniens wurde aufgegeben, und auch der Anspruch auf Dakien wurde reduziert. Nach Möglichkeit orientierte sich Hadrian dabei an von der Natur vorgegebenen Grenzen, wie Flussläufen und Bergketten, und wo immer es nötig war, wurden solche Grenzgebiete mit limesartigen Befestigungen markiert und zugleich gesichert. Bei der Rücknahme der Ansprüche Roms wollte sich Hadrian auf eine Maxime des Alten Cato berufen, der der Ansicht gewesen war, man müsse Gebiete räumen, die sinnvoll nicht zu halten seien.[34]

Wenn sich Traian Caesar zum Vorbild genommen hatte, dann war Hadrians Vorbild Augustus. Augustus hatte in seinen jüngeren Jahren große Eroberungszüge im Norden Europas geplant, die spätestens mit der pannonischen Revolte des Jahres 6 und der Niederlage des Varus gescheitert waren. Als er im Jahre 14 starb, konnte man mit Recht sagen, dass der Herrscher ein wohlgeordnetes Reich mit klaren Grenzen hinterlassen habe.[35] Tiberius ließ bei den Trauerfeierlichkeiten ein Dokument verlesen, in dem Augustus dem Nachfolger mit seiner ganzen *auctoritas* das berühmte *consilium coercendi intra terminos imperii* gab.[36] Wenn Sueton diese Politik in seiner Augustus-Biographie lobt, fällt es deshalb schwer, darin nicht auch einen Hinweis auf die zeitgenössischen Debatten um die Politik Hadrians zu sehen: *nec ulli genti sine iustis et necessariis causis bellum intulit.*[37]

Das offizielle Ende der Expansion wurde auch in Rom selbst dokumentiert. Zu den „königlichen" Privilegien von Herrschern, die sich um die traditionelle Erweiterung des römischen Reiches verdient gemacht hatten, gehörte die Erweiterung der kultischen Stadtgrenze, des *pomerium*.[38] Die letzten Herrscher, die dies getan hatten, waren Claudius im Jahre 49[39] und Vespasian im Jahre 75.[40] Im Unterschied zu Traian, der trotz seiner Eroberung Dakiens keine Erweiterung der Stadtgrenze vor-

[34] SHA Hadrian 5, 3: *omnia trans Eufraten ac Tigrim reliquit exemplo, ut dicebat, Catonis, qui Macedonas liberos pronuntiavit, quia tueri non poterant.* Zur Einschränkung dieses legitimierenden Vergleichs siehe Syme, Roman Papers Bd. III (1981), S.1437.

[35] Tac. Ann. 1, 9, 5.

[36] Tac. Ann. 1, 11, 4.

[37] Sueton. Div. Aug. 21, 2: aber mit keinem Volk begann er ohne gerechte und notwendige Gründe Krieg. Zu weiteren Anspielungen Suetons auf Hadrian siehe Carney (1968).

[38] Tac. Ann. 12, 23.

[39] Vgl. Tac. Ann. 12, 24, 2; ILS 213.

[40] ILS 238.

nahm[41], hat Hadrian solche Steine aufgestellt – aber an den Stellen, an denen sie bereits Vespasian aufgestellt hatte.[42] Dieser Akt wurde 121 n. Chr. durchgeführt, also wohl demonstrativ zu Beginn der ersten Reise, die Hadrian auch nach Britannien führen sollte: nicht nur die äußeren Grenzen sollten Bestand haben, sondern auch die sakrale Grenze der Stadt.

Selbstzeugnisse des Kaisers über seine Auffassung von der künftigen Gestalt des Imperium Romanum sind keine erhalten; in seiner verlorenen Autobiographie wird er sich darüber konkret geäußert haben.[43] Zu den individuellen Faktoren, die zu Hadrians Zurückhaltung beigetragen haben könnten, gehört mit einiger Sicherheit seine Liebe zur griechischen Kultur, die weit über das hinausging, was bei den übrigen hochgebildeten Senatoren vorausgesetzt werden kann. Hier gab es übrigens eine Gemeinsamkeit zwischen Plotina und Hadrian, die ihre aktive Mithilfe bei der Nachfolgeregelung noch besser verständlich macht.[44]

Hadrian machte von Anfang an deutlich, dass unter seinem Regiment manches anders werden würde. Zu seiner Leidenschaft für die Alten Griechen hat er sich gleich auf seinen ersten Münzen im eigenen Namen bekannt. Er bot ein, verglichen mit der traianischen Zeit, gänzlich verändertes Kaiserporträt: Er trug einen relativ kurz geschnittenen Bart. Bärte aller Art waren, von geringfügigen Ausnahmen, für das römische Herrscherporträt unüblich; entsprechend sind auch die Porträts von Griechen, die Wert auf ihren Status legten, in der vorhadrianischen Zeit ebenfalls bartlos.[45] Konservative griechische Geister empfanden die Bartlosigkeit damals als einen Verlust griechischer Identität und priesen etwa die Griechen in Olbia am Schwarzen Meer wegen ihrer soliden Barttracht.[46]

Ausgerechnet der neue Kaiser kam mit seiner eigenen Barttracht diesen Gefühlen entgegen; die meisten römischen Standesgenossen empfanden seinen Bart wohl als unpassend; von solchen Kritikern stammt die Version, Hadrian habe sich seinen Bart wachsen lassen, um seine vielen

[41] Gewiss hätte er nach einer siegreichen Heimkehr aus dem Osten nicht gezögert, seinerseits die Stadtgrenze doch noch zu erweitern.

[42] Vgl. Bellen (1986), S.5f. zu ILS 311.

[43] Siehe oben Anm. 25.

[44] Wichtigste Gemeinsamkeit mit dem *Graeculus* Hadrian war wohl das Interesse für die Philosophie, in ihrem Falle die epikureische Lehre; vgl. dazu van Bremen (2005). Gehässige Zeitgenossen sprachen von einer erotischen Beziehung (vgl. Cassius Dio 69, 1, 2).

[45] Vgl. dazu Walker (1991); Hadrian: Birley (1997), S.81 mit Abbildung.

[46] Vgl. Dio Chrys. 36, 17. Olbia liegt beim heutigen Parutino in der südlichen Ukraine.

Akne-Narben zu verdecken.[47] Die Steigerung des hadrianischen Bartes ist dann der lange, ausdrücklich philosophische Bart von Marcus Aurelius.

IV.

Hadrian hat sofort deutlich gemacht, dass er nicht etwa den kriegerischen Traian, sondern Augustus zum Vorbild nehmen wolle – was selbstverständlich auch nicht besonders bescheiden war: *adeptus imperium ad priscum se statim morem instituit et tenendae per orbem terrarum paci operam impendit.*[48] In diesen Zusammenhang gehört auch Suetons Mitteilung, dass er Hadrian eine kleine Bronzeplastik Octavians geschenkt habe, die dann in seinem Schlafzimmer einen Ehrenplatz bekam.[49]

Seinem Vorbild Augustus entsprechend, war er rastlos tätig für das Wohlergehen des Reiches; aus vielen Zeugnissen wissen wir, wie ungeheuer anstrengend der Tagesplan eines Princeps war, der seine Aufgaben ernst nahm; zu dieser Gruppe der verantwortungsvollen, fast immer zugänglichen Herrscher gehörte auch Hadrian.[50]

In Ermangelung einer detaillierten literarischen Überlieferung für Hadrian ist die Münzprägung eine der wichtigsten Quellen für seine offizielle Politik. Die Bilder und Legenden der Münzen waren streng kontrolliert, und ein Mann wie Hadrian, der nichts dem Zufalle überließ, dürfte auch hier genau auf die Botschaften und die Bilder geachtet haben, die Rom, Italien und die Provinzen über seine politischen Ansichten und Pläne unterrichten sollten.[51]

Die Münzprägung der ersten beiden Jahre diente noch der gebührenden Feier seines Adoptivvaters Traian und übrigens auch der Plotina, deren Anteil an der Nachfolgeregelung damit keineswegs verschwiegen

[47] SHA Hadrian 26, 1: *...promissa barba, ut vulnera, quae in facie naturalia erant, tegeret.*

[48] SHA Hadrian 5, 1: Gleich nach dem Regierungsantritt ging Hadrian auf den alten Kurs und bemühte sich, in aller Welt den Frieden zu erhalten.

[49] Suet. Div. Aug. 7, 1: *(puerilis imaguncula) quae dono a me principi data inter cubiculi Lares colitur.*

[50] Vgl. Millar (1967).

[51] Zur Münzprägung Hadrians siehe Strack (1933). Eine differenzierte Untersuchung zum Problem der „Münzpropaganda" am Beispiel der Münzen Traians gibt Duncan-Jones (2005). Ein konkretes Beispiel für eine „Botschaft" Hadrians auf Münzen ist der ADVENTVI AVG IVDAEAE-Typ (Anm. 112).

wurde.[52] Die erste Münzlegende von individueller Programmatik stammt aus der Zeit vor dem Antritt seiner ersten Provinzreise und kündigt sehr selbstbewusst ein „augusteisches" Gesamtprogramm an: die Rückseite der Münze zeigt Hadrian als den RESTITVTOR ORBIS TERRARVM.[53] Das musste jeden informierten Zeitgenossen an das Reformwerk des Augustus erinnern. Wenn nach dem Sieg von Actium im Umfeld des Augustus allerdings von einer *restitutio rei publicae* gesprochen wurde, hatte sich jetzt der Gesichtskreis des Herrschers entschieden erweitert.

Der Erfolg von Hadrians Politik hört sich in den Worten des Aelius Aristides so an:[54]

> *(93) Wann gab es denn so viele Städte im Binnenland und am Meer, oder wann wurden sie so mit allem ausgerüstet? Wer reiste früher jemals so, daß er die Städte nach Tagen zählte und bisweilen am gleichen Tag zwei oder drei durcheilte wie Straßen einer Stadt? Daher stehen die früheren nicht nur in der Gesamtausdehnung ihrer Herrschaft so sehr hinter euch zurück, sondern auch darin, daß sie dort, wo sie über die gleichen Völker herrschten wie ihr heute, diesen allen nicht gleiche oder ähnliche Rechte verliehen. Jetzt aber ist es möglich, jedem Volk von damals eine Stadt entgegenzustellen, die in demselben Gebiet liegt. Daher könnte man sagen, daß jene gleichsam Könige über leeres Land und feste Burgen waren, während ihr allein Herrscher über Städte seid. (94) Nun blühen alle Städte der Griechen unter eurer Führung auf und ihre Weihegeschenke, Kunstwerke und alle ihre Kostbarkeiten, die sie haben, tragen bei zu eurer Ehre wie die Kleinodien in einer Vorstadt. Die Küsten des Meeres und das Binnenland sind reich besetzt mit Städten, die teils neu gegründet, teils unter euch und von euch gefördert wurden.*

Hadrians *Restitutio Orbis Terrarum* fand ganz persönlich statt. Unterstützt von zuverlässigen Helfern in der Hauptstadt konnte Hadrian es

[52] Vgl. etwa Hadrian RIC 3 (auf der Rückseite Traian und Hadrian gemeinsam Hand in Hand mit der Legende ADOPTIO); RIC 29 (Büste der PLOTINA AVGVSTA auf der Rückseite).

[53] Hadrian RIC 603; Strack (1933), S.61f. bezieht die Legende konkret auf den Schuldenerlass Hadrians zu Beginn seiner Herrschaft (SHA Hadrian 6, 5). Siehe auch Bellen (1986), S.6.

[54] Aelius Aristides, or. 93-94 (übers. von R. Klein).

wagen, sich jahrelang, länger als jeder seiner Vorgänger, auf Reisen durch die Provinzen zu begeben. Früher waren solche Reisen gewöhnlich begründet worden durch militärische Notwendigkeiten;[55] das kann bestenfalls für einen Teil von Hadrians Reisen gelten, z. B. für die Reise nach Britannien im Jahre 122 – das Reisen selbst muss ihm, trotz aller damit verbundenen Anstrengungen, wohl auch einfach Freude bereitet haben.[56] Zeitgenossen waren dadurch wohl weniger beeindruckt als moderne Beurteiler; Hadrians Nachfolger Antoninus Pius hat Rom und Italien überhaupt nicht verlassen, und manche Bemerkung von Aelius Aristides legt die Vermutung nahe, dass er Rom, das Zentrum, für den passenden Aufenthalt eines Kaisers gehalten hat.[57]

Auf seinen langen Reisen, die in ihren einzelnen Stationen nicht immer leicht nachzuvollziehen sind, hat Hadrian buchstäblich alle Provinzen des Reiches inspiziert und durchaus im Sinne seiner Ankündigungen gewirkt.[58] Die Münzprägung lässt gut erkennen, wie die einzelnen Stationen programmatisch vorbereitet wurden.[59]

Nach dem dreijährigen Aufenthalt in Rom führte seine erste Reise ab 121 nach Gallien, Germanien, Raetien, Noricum, Pannonien und schließlich im Jahre 122 nach Britannien. Danach ging es im Jahre 123 erst nach Spanien und, wegen eines drohenden Partherkrieges, nach Syrien. Bis 125 hat sich Hadrian dann noch in Kleinasien und danach auf Sizilien aufgehalten.[60]

Das wichtigste Motiv für die erste Reise ab 121 war ohne Zweifel der Plan für eine verbesserte Grenzsicherung und eine Inspektion der Armeen in den einzelnen Provinzen. Diese Reise, auf der im Jahre 122 die neue Grenzbefestigung in Britannien konzipiert wurde, entsprach in gewisser

55 Vgl. Birley (2003), S.425.

56 Das Motiv des „Reisekaisers" spielt in der modernen Rezeption Hadrians eine besondere Rolle; vgl. Mortensen (2004), S.179-206. Auf Münzen des Jahres 128 findet sich die Legende PATIENTIA AVGVSTI (Hadrian RIC 365), wohl eine Anspielung auf die vielen Strapazen der ersten Reise. Vgl. auch epit. de Caesaribus 14, 4 über den *immensus labor* der Reisen.

57 Vgl. Halfmann (1986), S.45f. Die Hist. Aug. Ant. Pius 7, 12 schreibt über Antoninus Pius: *et tamen ingenti auctoritate apud omnes gentes fuit, cum in urbe propterea sederet, ut undique nuntios, medius utpote, citius posset accipere.*

58 Die ausgedehnte Reisetätigkeit des Augustus konnte als Vorbild zitiert werden. Vgl. Suet. Aug. 47 über Augustus' Kenntnis fast aller Provinzen: *nec est, ut opinor, provincia, excepta dum taxat Africa et Sardinia, quam non adierit.*

59 Vgl. dazu Bellen (1986), S.6ff. Die einzelnen Typen werden erläutert von Strack (1933).

60 Vgl. Halfmann (1986), S.190-192.

Weise dem Rat des Augustus, dem berühmten *consilium coercendi intra terminos imperium.* Es wird kein Zufall sein, dass Hadrian gegen Ende der ersten Reise seine Herrschertitulatur auf den Münzen drastisch verkürzte auf HADRIANVS AVGVSTVS.[61]

Der Kaiser blieb dann wieder nur knapp drei Jahre in Rom. Im Jahre 128 begann der zweite Reiseabschnitt; Hadrian begab sich zunächst in die Provinz Africa, dann nach Athen und wieder nach Kleinasien, Syrien, und Ägypten. Irgendwann nach 132 musste er sich in Judaea um die Organisation des Kampfes gegen Bar Kochba kümmern.[62] Um das Jahr 134 ist Hadrian alt und krank nach Rom zurückgekehrt.[63]

V.

Wenn Aelius Aristides in seiner Rede sehr zufrieden ist mit dem Erreichten, so ist dies aus dem Munde eines griechischen Intellektuellen nicht weiter überraschend: das Zeitalter Hadrians, und das seines Nachfolgers Antoninus Pius, bezeichnet einen Höhepunkt griechischer Integration in das römische Reich. Bis zur Aufnahme von Griechen in die Führungsschicht des Reiches, repräsentiert etwa durch die Übernahme von Konsulaten und anderen hohen Ämtern, hatte ein weiter Weg zurückgelegt werden müssen. Der hellenistische Osten hatte noch im Feldzug von Actium gegen den römischen Westen gekämpft. Die philhellenischen Emotionen eines Kaisers wie Nero stießen im Großen und Ganzen auf die Ablehnung der senatorischen Führungsschicht. Das wurde erst anders mit dem Sieg Vespasians im Bürgerkrieg, der von den Provinzen des Ostens seinen Ausgang genommen hatte. Mit Vespasian begann die verstärkte Förderung der Aristokratie des griechischen Ostens. Die Entwicklung zu einer viel stärkeren Integration der griechischen Eliten war seitdem wohl unaufhaltsam und ziemlich unabhängig von der Griechenfreundlichkeit eines Hadrian.[64] Die römisch-griechische Doppelnatur des Reiches zählte zu den *arcana imperii*, über die man nicht sprach.[65]

61 Vgl. RIC Hadrian S.358ff.

62 Zur Frage von Hadrians Aufenthalt auf dem Kriegsschauplatz siehe Anm. 140.

63 Das Datum ist nicht direkt überliefert. Spätestens im Mai 134 war Hadrian wieder in Rom; vgl. Birley (2003), S.432.

64 Vgl. R. Syme, Roman Papers Bd. VI (1991), S.109.

65 „The Empire had various *arcana*, some known long ago in the revolutionary age but covered up in the Augustan peace, to be abruptly disclosed later on, or emerging

Ein markantes politisches Datum aus der Geschichte des Aufstiegs der griechischen Eliten im römischen Reich ist das Jahr 105, als Traian zwei der acht Konsulate des Jahres mit geborenen Griechen besetzte.[66] Traian, der gerne das Bild eines alten Haudegen von sich verbreiten ließ, war eng verbunden mit den Führungsschichten des Ostens und schätzte besonders die Nachkommen aus alten königlichen Häusern.[67]

Schon zu Beginn von Hadrians Herrschaft war das römische Reich deshalb in Wirklichkeit ein griechisch-römisches Reich geworden, in dem die Gebildeten und die Besitzenden der Städte des Ostens und des Westens den Zusammenhalt des Reiches garantierten; so ist es zu erklären, dass Plutarch seine „Parallelbiographien", bei denen jeweils ein Grieche und ein Römer gleichberechtigt nebeneinander stehen, in den Jahren Traians konzipiert hat.[68]

Grundsätzliche Anerkennung für die kulturellen Werte des Griechentums, verbunden mit gelegentlicher Skepsis gegenüber dem Gebaren der Griechen der Gegenwart, kann bei den führenden Persönlichkeiten der Zeit ohnehin vorausgesetzt werden, fassbar etwa in den Briefen des jüngeren Plinius.[69] Was den Philhellenen Hadrian allerdings unterschied von den meisten seiner Standesgenossen, war die Intensität seiner Begeisterung für alles Griechische von Jugend an, die ihm schon früh den keineswegs freundlich gemeinten Spitznamen *Graeculus* eingetragen haben soll.[70]

Hadrian hat sich wohlweislich gehütet, Rom als Zentrum des Reiches in Frage zu stellen; seine Baupolitik in der Hauptstadt konnte allen potentiellen Kritikern beweisen, dass die Rolle Roms von ihm nicht geschwächt wurde.[71] Seine Lieblingsstadt allerdings war Athen – hier hat er

through a progressive revelation. (...) One of those potent secrets was the dual nature of the Empire – Roman and Greek" (Syme, 1958, S.519).

66 Die *consules ordinarii* des Jahres 105 waren Ti. Iulius Candidus Marius Celsus II und C. Antius A. Iulius Quadratus II; zur Person vgl. R. Syme, Roman Papers Bd. IV (1988), S.315.

67 Vgl. R. Syme, Roman Papers Bd. III (1984), S.1437.

68 Vgl. Stadter (2002). Für den etwas jüngeren Aelius Aristides gibt es nur noch den Unterschied zwischen Hellenen und Barbaren – die Römer zählen sozusagen zu den Hellenen.

69 Vgl. bes. Plinius' Brief an Maximus, der als Legat nach Achaia geschickt wird – *in provinciam Achaiam, illam veram et meram Graeciam, in qua primum humanitas, litterae, etiam fruges inventae esse creduntur* (Ep. 8, 24).

70 SHA Hadrian 1, 5. In seinen politischen Entscheidungen hat sich Hadrian davon aber nicht bedenkenlos leiten lassen; vgl. Syme, Roman Papers Bd. V (1988), S.546-562.

71 Vgl. Boatwright (1987) sowie Kienast (1980).

sich länger als jeder andere Herrscher vor ihm aufgehalten. Zuerst war er dort in der zweiten Hälfte des Jahres 124 bis Anfang 125, dann wieder im Jahre 128, und noch einmal vom Ende des Jahres 131 bis zum Frühjahr 132.[72]

Hadrian wurde sogar Archon von Athen,[73] und er ließ sich, im Unterschied zu allen seinen Vorgängern, sogar als Grieche porträtieren. Die Identifikation Hadrians mit der griechischen Geschichte und Kultur ging so weit, dass er manchem wie ein zweiter Nero vorgekommen sein muss. Von diesen kritischen Stimmen ist allerdings so gut wie nichts zu fassen. Er hatte auch nicht die geringste Scheu, sich in aller Öffentlichkeit zu seiner Homosexualität zu bekennen. Nicht jeder Senator wird ganz glücklich gewesen sein über Hadrians exaltierte Beziehung zu dem Jüngling Antinous aus Bithynien.[74] Nach dessen Tod in Ägypten im Herbst des Jahres 130 sorgte Hadrian für die reichsweite Erinnerung an den jungen Mann, sogar in Caesarea, der Hauptstadt der Provinz Judaea.[75]

Während seiner Aufenthalte in Athen kümmerte er sich direkt um die Verfassung der Stadt, nahm Ehrungen aller Art entgegen und organisierte ein riesiges Bauprogramm.[76] Solche Bautätigkeit konnte an die Munifizenz von hellenistischen Königen wie dem Seleukiden Antiochos IV. erinnern.[77] Nicht alle hadrianischen Bauten sind gut erhalten, aber jeder Besucher des heutigen Athen kennt das von Hadrian erbaute Stadttor, das das ursprüngliche Athen von einem neuen Stadtteil trennte. Hadrian fühlte sich, nach Theseus, fast wie ein zweiter Gründer Athens.[78] Traians Lieblings-Griechen waren die großen Aristokraten, Nachfahren hellenistischer Könige, aus Kleinasien.[79] Hadrian nahm dagegen Partei für das ‚alte' Griechenland, für Athen und für Sparta; er kümmerte sich z. B. darum, dass vornehme Athener und Spartaner mehr als früher bereit waren, sich in den Senat aufnehmen zu lassen.[80]

72 Vgl. Mortensen (2004), S.241-244.

73 Vgl. die athenische Inschrift aus dem Jahre 112 (Smallwood, Nr. 109).

74 Vgl. Lambert (1984). Das Verhältnis von Nero und Sporus (Suet. Nero 28, 1) könnte in mancher Hinsicht als Vorwegnahme betrachtet werden; zur Deutung der Darstellung Suetons als Anspielung auf Antinous siehe Vout (2002).

75 Siehe. Anm. 101.

76 Vgl. Willers (1990) über „Hadrians panhellenisches Programm".

77 Vgl. dazu Birley, S.157f.

78 Vgl. Zahrnt (1997).

79 Vgl. Syme, Roman Papers Bd. VI (1991), S.107. Siehe auch oben Anm. 67.

80 Vgl. Birley (1997), S.217f.

Nicht allein Theseus wurde zum Vorbild für Hadrian; ein zweites, diesmal historisches Vorbild war Perikles, der im Jahre 446 v. Chr., nach dem Kallias-Frieden, vergeblich versucht hatte, alle Griechen zu einem Kongress nach Athen einzuberufen, um dort die Einheit der Griechen auf den Weg zu bringen.[81] Vielleicht hat Hadrian schon lange Zeit darüber nachgedacht, seinerseits eine neue Einheit und ein neues Selbstbewusstsein der griechischen Welt zu schaffen – für den Herrscher des Imperium Romanum war das allerdings eine nicht unbedingt nahe liegende Aufgabe. Man könnte begründete Zweifel daran haben, dass es irgendeine politische Notwendigkeit für sein ‚Panhellenion' genanntes Projekt gab; es hat etwas durchaus Rückwärtsgewandtes an sich, dem Griechentum der Kaiserzeit auf diese Weise zu einem neuen Selbstbewusstsein verhelfen zu wollen.

Alle Griechen sollten sich in Athen treffen können und beraten – und zwar nicht über Probleme des Reiches, sondern der griechischen Welt. Versammlungsort sollte wohl das Olympieion werden.[82] Viele Griechen waren begeistert über die Mühen, die Hadrian für sie auf sich nahm. Seit 129 konnte der Kaiser einen neuen Beinamen führen: seit seiner Panhellenion-Initiative heißt er „Olympios", gelegentlich sogar „Zeus Olympios."[83]

Das Projekt benötigte jahrelange Vorbereitung. Das erste offizielle Treffen der sorgfältig auf ihre griechische Herkunft überprüften Mitglieder fand wohl erst im Jahre 137 statt. Wirklich wichtig geworden ist diese Vereinigung nie; das letzte Zeugnis für ihre Existenz stammt aber immerhin aus dem Jahre 250. Das Panhellenion wurde zum Werkzeug des Herrscherkults und der üblichen Loyalitätsbekundungen, mehr ein Zeugnis für Hadrians Verherrlichung der älteren Geschichte Griechenlands als ein wirklich zukunftsweisendes Unternehmen. Die Nachfolger Antoninus Pius und Marcus Aurelius haben sich denn auch wenig mit diesem ‚altehistorischen' Projekt abgegeben.[84]

[81] Vgl. Birley (1997), S.218f. Das Perikles-Dekret: Plut. Per. 17.

[82] Zur Geschichte des ‚Panhellenion' vgl. Spawforth & Walker (1985) sowie Jones (1996), der zu belegen versucht (S.46), dass Hadrian bei der Begründung des ‚Panhellenion' einem Antrag der Griechen entsprach. Eine neue Inschrift aus Thyateira in Lydien aus den Jahren zwischen 131 und 138 n. Chr. stützt allerdings die hier vertretene Auffassung, dass es Hadrian selbst war, der die Initiative ergriff; vgl. dazu Spawforth (1999), S.340.

[83] Nachweise bei Birley (1997), S.215f.

[84] Vgl. Spawforth (1999), S.351.

VI.

„Athen und Jerusalem" – was hat Jerusalem mit Athen und mit dem Imperium Romanum in diesen Jahren zu schaffen?[85] Es gab eine völlig unerwartete Entwicklung: Jerusalem wollte sich ganz und gar nicht in Hadrians römisch-griechisches Imperium einfügen.

An Jerusalem entzündete sich im Jahre 132 ein den Kaiser und seine Generalität völlig überraschender militärischer Konflikt, der vor Augen führt, dass der Zusammenhalt des Reiches, das friedvolle Szenario von Aelius Aristides' Rede, nur möglich war durch die grundsätzliche Akzeptanz der römischen Herrschaft in den Provinzen.[86] Hadrian musste wahrscheinlich direkt von Athen auf den Kriegsschauplatz reisen.[87]

Wegen der keineswegs unerschöpflichen militärischen Ressourcen des Reiches konnte jede separatistische Bewegung mit der entsprechenden Energie zu einer echten Bedrohung werden. Die *Pax Romana* war prekär, gestützt durch das Wohlverhalten und die Integration der lokalen Oberschichten. Der römischen Führung waren diese Probleme vollkommen bewusst. Hadrians Begrenzung der Expansion ging ja nicht etwa einher mit einem Nachlassen der militärischen Kampfbereitschaft, sondern mit stetigem hartem Training der Armee. Das griechische, ‚philosophische' Erscheinungsbild Hadrians lässt leicht vergessen, dass der Kaiser in jüngeren Jahren ein exzellenter Offizier gewesen war.[88] Ein Beispiel für die Sorgfalt von Hadrians Inspektion der Grenztruppen sind die Fragmente aus einer Ansprache, die er vor Reitern der Provinz Africa gehalten hat.[89] *Armorum peritissimus et rei militaris scientissimus* wird Hadrian in der Historia Augusta genannt.[90]

Das Gefahrenpotential, das immer noch von den Juden des Mutterlandes ausging, war Hadrian eigentlich bekannt. Einer der Faktoren für das Scheitern Traians im Osten war der jüdische Diaspora-Aufstand der Jahre 116-117 n. Chr., der weite Teile des Ostens erfasst hat, aber wohl

[85] Ich zitiere hier die berühmte Frage Tertullians in der Schrift gegen die Häretiker in einem etwas anderen Zusammenhang: *Quid ergo Athenis et Hierosolymis?* (Tertull. de praescr. haeret. 7, 9).

[86] Vgl. F. Millar (1993), S.76.

[87] Siehe dazu Anm. 140.

[88] Siehe dazu Anm. 17.

[89] Vgl. Le Bohec (2003); Smallwood, Nr. 328.

[90] SHA 14, 10. Siehe auch Wesch-Klein (1994) und Wesch-Klein (1995).

nicht Judaea selbst.[91] Es kam zu erheblichen und zeitweise grenzüberschreitenden Unruhen, die vermutlich in Mesopotamien[92] begannen und dann auf Kyrene[93] und auf Ägypten[94] übergriffen. Der Hass auf die Juden war seitdem nachhaltig – noch im frühen dritten Jahrhundert wurde, wie Cassius Dio beiläufig erwähnt, jeder Jude, der in Zypern aufgegriffen wurde, getötet.[95] Hadrian war später in Kyrene mit dem Aufbau der zerstörten Straßen, Gebäude und auch Tempel persönlich befasst.[96]

Wie die römische Generalität die Lage in Judaea in den Jahren entweder gleich nach dem Aufstand oder in den ersten Jahren Hadrians beurteilte, ist indirekt überliefert: damals wurde eine zweite Legion nach Judaea verlegt, nach den Regeln der Zeit eine sehr bedeutsame Änderung.[97] Durch diese zweite Legion wurde Judaea erstmals zu einer konsularischen Provinz. Wenn man berücksichtigt, dass Judaea keine bedrohte Grenzprovinz war, ist diese Aufwertung von besonderer Bedeutung – die römische Armee war die Besatzungsarmee in einer unruhigen Provinz.

91 Vgl. dazu Pucci Ben Zeev (2005). Es ist nicht klar, warum genau es zu diesem Aufstand kam. Neben der konkreten Lage in Mesopotamien hat vielleicht auf die jüdische Enttäuschung darüber, dass der zerstörte Tempel immer noch nicht wiederaufgebaut werden durfte, eine Rolle gespielt; der Wiederaufbau gehört zur Programmatik des Bar Kochba-Krieges (Anm. 127). Mommsen (1888), S.544: „Wäre über diese Katastrophe unsere Ueberlieferung so ausgiebig wie über die jerusalemische, so würde sie wohl als deren Fortsetzung und Vollendung erscheinen, und gewissermaßen auch als ihre Erklärung; dieser Aufstand zeigt das Verhältniß der Diaspora zu dem Heimathland und den Staat im Staate, zu dem das Judenthum sich entwickelt hatte."

92 Besonders die Revolte der Juden Mesopotamiens im Jahre 116 dürfte ein wichtiger Faktor für Traians Rückzug gewesen sein; vgl. dazu Barnes (1989), S.156 sowie S.161.

93 Cassius Dio 68, 32, 1-2 = Stern, Nr. 437. Die Juden übernahmen die Strafen der Unterdrücker: sie ließen ihre unterlegenen Gegner in der Arena kämpfen. Mindestens in Kyrene spielte der charismatische Lukuas (vgl. Stern, S.388) eine wichtige Rolle, die an die spätere Bedeutung von Bar Kochba erinnert.

94 Appian kam damals nur knapp mit dem Leben davon; ein Fragment berichtet über seine Flucht von Alexandreia nach Pelusion (Stern, Nr. 348); vgl. auch Goukowsky (2001). Zur ‚internationalen' Ausbreitung des Aufstandes siehe Fuks (1961), S.99.

95 Cassius Dio 68, 32, 3 = Stern, Nr. 437. Die Aufständischen hatten Salamis zerstört und die griechische Bevölkerung getötet; vgl. Fuks (1961), S.100.

96 Vgl. dazu Fraser (1950). Die Inschriften Smallwood Nr. 59 und Nr. 60 bezeugen die Zerstörung einer Straße und eines Bades – möglicherweise ‚symbolische' Akte der Zerstörung gegen die Errungenschaften des Imperiums.

97 Vgl. B. Isaac & I. Roll (1979); Millar (1993), S.107. Wenn die Datierung der Dislokation einer zweiten Legion gleich in das Jahr 117 richtig sein sollte, würde Hadrians Beobachtung der Verhältnisse in Judaea besonders deutlich.

Wie dachte Hadrian über die Juden? War er so tolerant wie sein Vorbild Augustus?[98] Eindeutige Zeugnisse gibt es nicht, doch dürfte Hadrian, der Archon von Athen, der Eingeweihte in die Mysterien von Eleusis, nicht viel Sympathie für das religiöse Judentum gehabt haben. Die Zeit der potentiellen Nähe zwischen der römischen und der jüdischen Elite, exemplifiziert durch Caesar, durch Augustus und durch die erotisch-politische Beziehung zwischen Titus und Berenike, war lange vorbei.[99] Ein literarischer Reflex von dem, was an Vorbehalten in der römischen Elite damals vorausgesetzt werden muss, ist der berühmte Exkurs des Tacitus über die Juden im V.Buch seiner ‚Historien', einem Werk, das in traianischer Zeit, etwa um die Jahrhundertwende, abgefasst worden ist.[100] Tacitus, der in der ‚Germania' die Tugenden der wackeren Germanen rühmen konnte, lässt in seinem Judenexkurs dem kräftigsten antiken Antisemitismus freien Lauf – und Tacitus schrieb noch vor dem Diaspora-Aufstand, und vor dem Krieg des Bar Kochba. Es wäre interessant zu wissen, ob dem Kaiser kompetente Berater für Judaea zur Verfügung standen. Vermutlich gab es keine Männer mehr wie Josephus oder Agrippa, die in den Zeiten der Flavier die politische Führung aus erster Hand über das Judentum informieren konnten.[101]

Hadrians Politik in Judaea begann unmittelbar nach seiner Übernahme der Herrschaft noch mit einem deutlichen Entgegenkommen. Traian hatte als Reaktion auf den Aufstand den für seine Brutalität berüchtigten nordafrikanischen General Lusius Quietus nach Judaea geschickt, der dort mit Feuer und Schwert für Ruhe sorgte.[102] In einem Fragment aus der Parthergeschichte Arrians ist die Nachricht überliefert, dass Traian damals die Juden völlig habe vernichten, oder doch wenigstens für lange Zeit unter-

98 Vgl. Augustus' scherzhafte Bemerkung über den Shabbat bei Suet. Div. Aug. 76, 2 (= Stern, Nr. 303).

99 Vgl. dazu Mitchell (1998) sowie Liebeschütz (2001).

100 Tac. Hist. V 1-13 = Stern, Nr. 281. Siehe auch Bloch (2002) sowie zur Abfassungszeit Rosen (1996).

101 Ein Beispiel für den weniger sensiblen Umgang mit der Mentalität der lokalen Bevölkerung ist etwa die Aufstellung einer Statue des Antinous in Caesarea; vgl. Meyer (1991), S.91 (Katalog Nr. I 70).

102 Cassius Dio 68, 32, 3 = Stern, Nr. 437. Vgl. auch Eusebius, Hist. Eccl. 4, 2, 5 über sein Kommando in Iudaea (zit. im Kommentar zu Stern, Nr. 332a). Vorher hatte sich Quietus, der Herkunft nach ein Mauretanier, in Kämpfen gegen die aufständischen Juden Mesopotamiens ausgezeichnet (Hieronymus, Chronica p. 196 Helm). In der jüdischen Tradition haben sich Nachrichten über einen mit aller Härte geführten ‚Krieg des Quietus' erhalten; vgl. Smallwood (1962), S.502.

drücken wollen.[103] Hadrian hat diese Politik nicht fortgesetzt; er ließ Lusius Quietus sofort ablösen,[104] und insofern müssten viele Juden die Herrschaft Hadrians eher begrüßt haben. Für eine gewisse wirtschaftliche Prosperität spricht der Umstand, dass die sehr umfangreiche spätere Aufstandsprägung die im Umlauf befindlichen römischen Münzen benutzen konnte.[105] Familienrechtliche Urkunden aus dem ‚Babatha-Archiv', die sich auf das Leben in En Gedi am Toten Meer in den Jahren kurz vor Ausbruch des Bar Kochba-Krieges beziehen, vermitteln den Eindruck geordneter Verhältnisse; die griechische Sprache wird auch von den Einheimischen ganz selbstverständlich neben dem Aramäischen benutzt.[106]

Im Jahre 130 kam Hadrian selbst nach Judaea, auf der Reise von Kleinasien über Syrien nach Ägypten.[107] Der Besuch des Kaisers verlief so, wie in anderen Provinzen auch: es wurden, wenn nötig, zur Vorbereitung Straßen gebaut,[108] der Kaiser wurde mit ausgesuchten Zeremonien empfangen, und in Caesarea und merkwürdigerweise auch im überwiegend jüdischen Tiberias sorgten bemühte Stadtväter für die Errichtung von Bauten für den Herrscherkult zu Ehren des Princeps.[109] Wohl damals wurde das immer schon romfreundliche Sepphoris in Diocaesaresa umbenannt.[110] Wenn die Ikonographie der von Hadrian für seine Ankunft in der Provinz veranlassten ADVENTVI AVG IVDAEAE-Münzen irgend-

[103] Arrian, Parthica Frg. 79 = Stern, Nr. 332a. Die Beteiligung der Juden Mesopotamiens an einem allgemeinen Aufstand gegen die Römer dürfte Traians besonderen Zorn entfacht haben. Für die Absicht, ein ganzes Volk zu vernichten, gibt es durchaus antike Parallelen: Domitian rühmt sich seiner Ausrottung der nordafrikanischen Nasamonen (Cassius Dio 67, 7), und die Berater des Seleukidenkönigs Antiochos VII. sollen im Jahre 135 den König zur Vernichtung der Juden aufgerufen haben (Diod. 34/35 1, 1 (= Stern, Nr. 63).

[104] SHA Hadrian 5, 8: *Lusium Quietem, sublatis gentibus Mauris quos regebat, quia suspectus imperio fuerat, exarmavit.* Vgl. dazu Smallwood (1962), S.501.

[105] Vgl. Hengel (1984), S.158f.

[106] Zum Babatha-Archiv vgl. Isaac (1991); Millar (1993), S.371f. Die Edition der Papyri zusammen mit einer englischen Übersetzung: Lewis (1989).

[107] Zur Datierung siehe Halfmann (1986), S.207; der genaue Verlauf der Reise im Bereich von Judaea lässt sich nur schwer rekonstruieren; vgl. dazu Holum (1997). Antinous (Anm. 74) war in seiner Begleitung.

[108] Vgl. Smallwood (1976), S.431 Anm. 12.

[109] Vgl. Smallwood (1976), S.432. Insbesondere die Provinzhauptstadt Caesarea profitierte von Hadrians Aufenthalt; vgl. Holum (1992). Hadrian ist der erste Kaiser, der diesen Teil des Reiches besucht hat.

[110] Die Umbenennung ist durch einen Meilenstein aus dem Jahre 130 bezeugt; vgl. Lifshitz (1960). Wie das Hadrianeion im jüdischen Tiberias (s. Anm. 109) war auch diese Umbenennung in den Augen der jüdischen Bevölkerung alles andere als ein Zeichen des Entgegenkommens.

etwas zu bedeuten hat, dann kam der Kaiser mit einem eigenen politischen Programm. Die Flavier hatten das besiegte Judaea mit einer trauernden Frau und einem Palmbaum identifiziert.[111] Hadrian machte Iudaea jetzt zu einer aufrechten Frau, eine Personifikation wie auf den anderen Provinz-Typen auch: Judaea sollte damit wohl endgültig so römisch-hellenistisch sein wie die anderen Provinzen.[112]

Die griechische und lateinische Überlieferung über den großen Aufstand, der im Jahre 132 ausbrach, also bald nach Hadrians Besuch der Provinz, ist ausgesprochen dürftig.[113] Wenn man in die Frage nach den Kriegsursachen auch einbezieht, was über die Gedankenwelt Hadrians in diesen Jahren bekannt ist, dann kann kaum ein Zweifel daran bestehen, dass Hadrian, der schon in Athen beim Bau des Olympieions ein Projekt des Seleukidenkönigs Antiochos IV. erneuert hat, in Judaea ein weiteres Projekt des Königs aufnahm, den Plan einer Hellenisierung der Juden und, als äußeres Zeichen, die endgültige Zerstörung Jerusalems als Ort der religiösen jüdischen Identität durch die Anlage einer römischen Kolonie mit allen ihren Attributen.[114] Seine Fürsorge für die Wiedererrichtung der in Kyrene zerstörten griechischen Tempel ist ein wichtiges Indiz für diese ‚missionarische' Haltung,[115] die aber nicht unbedingt eine dezidiert anti-jüdische Haltung voraussetzt; auf jeden Fall dürfte Hadrian von seinen Fachleuten schlecht beraten worden sein, sollte er wirklich nach der möglichen Reaktion der jüdischen Bevölkerung gefragt haben.[116]

[111] Zum IVDAEA CAPTA-Typus der Flavier, der sogar innerhalb der Provinz Judaea eingeführt wurde, vgl. Zarrow (2006).

[112] Hadrian RIC 890. Vgl. dazu Mildenberger (1984), S.97f. sowie Kreitzer (1988), S.110f. Die Palme als Symbol des „eigentlichen" Judaea wird dann auf den Münzen Bar Kochbas wiederkehren.

[113] Ein Verzeichnis der erhaltenen hebräischen und aramäischen Dokumente aus der Bar Kochba-Zeit gibt Millar (1993), S.545-552.

[114] Vgl. Birley (1997), S.228. Hadrians Zeitgenosse Tacitus hat Antiochos' Projekt ausdrücklich gelobt (Hist. 5, 8, 2).

[115] Siehe oben Anm. 96.

[116] Isaac (1980-81), S.102 Anm. 78, weist darauf hin, dass eine Kolonie als solche möglicherweise gar nicht pauschal abgelehnt wurde; Agrippa I. soll nach Philo, Leg. ad Gaium 287 erwogen haben, um den Status einer Kolonie für Jerusalem zu bitten – dies gehört allerdings in die Epoche vor der Zerstörung des Tempels und der Errichtung eines Legionslagers in den Trümmern des zerstörten Jerusalem. Sartre (2005), S.129, hält es für möglich, dass sich Hadrian mit seiner Politik an einem Rom und seiner Kultur freundlicher gesonnenen Teil der damaligen Oberschicht orientiert hat, den ‚Hellenisten' früherer Zeit; diese Schicht ist aber in den Quellen allenfalls durch jene repräsentiert, die die Beschneidung auf chirurgischem Wege rückgängig zu machen versuchten („epispasmos"); vgl. dazu Schäfer (1999), S.122f.; Oppenheimer (2003), S.63f.

Dies ist, in Ermangelung ausführlicher Überlieferung, noch die plausibelste Erklärung für die Nachricht, dass Hadrian auf seiner Reise den Befehl gab, aus Jerusalem, das damals ein Trümmerfeld und im Grunde bloß noch das Lager der X.Legion war, eine römische Kolonie mit dem Namen Aelia Capitolina zu machen – eine Kolonie also, die sowohl den Herrscher als auch den obersten römischen Staatsgott in ihrem Namen trug.[117]

Wie der Akt der Gründung dieser Kolonie auf dem Boden Jerusalems im Einzelnen aussah, ist unklar. Nach den neueren archäologischen Forschungen ist der Platz des zerstörten Tempels selbst wohl seit dem Jahre 70 Brachland geblieben: Hadrian hat also nicht direkt auf den Trümmern des zerstörten Tempels bauen lassen, sondern ein Areal erschlossen, das ungefähr dem der heutigen Altstadt Jerusalems entspricht.[118] Dennoch wurde die *damnatio memoriae* des eigentlichen, des jüdischen Jerusalems als eine große Provokation aufgefasst. Alles spricht dafür, dass Hadrian genau wusste, was er tat – aber nicht wusste, welche Konsequenzen die Gründung der Kolonie haben würde.[119]

Der beste zusammenhängende Bericht über den Krieg findet sich in den byzantinischen Exzerpten aus Cassius Dio. Hier fällt auf, dass Hadrian ganz persönlich für den Ausbruch der Kämpfe verantwortlich gemacht wird und im Unterschied zu anderen Aufständen der Kaiserzeit der Anlass für den Konflikt nicht etwa der Steuerdruck oder die Misshandlung der Untertanen ist, sondern allein der Zorn über die Verachtung der eigenen religiösen Traditionen – dies übrigens ganz im Gegensatz zur sonstigen römischen Politik.[120] Im Unterschied zu Männern wie Jugurtha,

[117] Vgl. B. Isaac (1998), S.87-111. Der Name der neuen Stadt in dieser Kombination ist ganz ungewöhnlich und betont die römische – politische wie religiöse – Präsenz in besonderer Weise.

[118] Zum Stadtplan des römischen Jerusalem s. vor allem Eliav (2005), S. 83-124.

[119] Vgl. M. Goodman (2004), S.27: „It was not until his provincial tour of AD 128-30 that he visited Judaea and put into operation his final solution for Jewish rebelliousness." Goodman begründet seine Anspielung auf den Holocaust mit dem Hinweis auf Traians Haltung während des Diaspora-Aufstandes (zit. Anm. 103). Mommsen (1888), S.545: „Begreiflicher Weise fragten die Juden nicht nach den Motiven jener Stadtgründung und dieses Verbots [sc. der Beschneidung; s. Anm. 155], sondern empfanden beides als einen Angriff auf ihren Glauben und ihr Volksthum, und antworteten darauf mit einem Aufstand, der, anfangs von den Römern vernachlässigt, dann durch Intensität und Dauer in der Geschichte der römischen Kaiserzeit seines Gleichen nicht hat."

[120] Vgl. B. Isaac (1998), S.211f. Das von Cassius Dio nicht erwähnte Beschneidungsverbot, das in der Historia Augusta zu den Kriegsgründen gezählt wird, gehört wohl – wenn es denn in dieser Form überhaupt historisch ist – erst als Vergeltungsmaßnahme in die Zeit nach dem Krieg (Anm. 155).

Spartacus oder Vercingetorix wird der traditionell Bar Kochba genannte Anführer des Aufstands, der sich am Ende seines Lebens „Shimon bar Kosiba, Fürst über Israel" genannt hat, von Cassius Dio namentlich nicht erwähnt.[121] Er schreibt:[122]

> *(12,1) In Jerusalem ließ Hadrian für die bis auf den Grund zerstörte Stadt eine neue anlegen und gab ihr den Namen Aelia Capitolina.[123] Wie er nun an dem Platze, wo der Tempel des Gottes gestanden hatte, einen anderen zu Ehren Iuppiters errichtete,[124] kam es zu einem weder geringfügigen noch kurzen Krieg. (2) Denn die Juden konnten sich damit nicht abfinden, daß Fremdstämmige in ihrer Stadt angesiedelt und fremde Heiligtümer dort errichtet würden. Solange Hadrian nahe in Ägypten und wiederum in Syrien weilte, hielten die Juden Ruhe; nur die Waffen, deren Anfertigung ihnen anbefohlen worden war,[125] stellten sie absichtlich mangelhaft her, damit die Römer diese zurückwiesen und sie dann selber sich ihrer bedienen könnten. Als nun der Kaiser sich weiter entfernte, kam es bei ihnen zur offenen Empörung.*

[121] Als „Fürst" (nasi – heute die Bezeichnung des israelischen Staatspräsidenten) bezeichnet er sich spätestens im Jahre 135; vgl. Yadin (1971), S.122. Zur uneinheitlichen Überlieferung des Namens siehe Schäfer (1981), S.50f. sowie Yadin (1971), S. 18f. „Bar Kochba" (= „Sohn des Sterns", „Sternensohn") wird er in der Überlieferung früher christlicher Autoren genannt, die offenbar Wert auf einen messianischen Charakter des jüdischen Widerstands legten. In späterer jüdischer Überlieferung wird er auch abfällig „Bar (oder Ben) Koziba" genannt, was etwa „Sohn eines Lügners" heißt; diese Tradition ist offensichtlich nach dem Scheitern des Aufstandes entstanden.

[122] Cassius Dio 69, 12, 1-2 = Stern, Nr. 440; nach der Übersetzung von Otto Veh.

[123] Cassius Dio datiert die Gründung damit ausdrücklich in die Zeit vor dem Ausbruch der Kämpfe und macht sie zum Anlass; diese in der älteren Forschung gelegentlich bezweifelte Chronologie ist so gut wie zweifelsfrei erwiesen durch Hortfunde von Münzen, die bei der Gründung der Kolonie ausgegeben wurden, zusammen mit Münzen von Gaza, die sicher in die Zeit vor dem Ende des Bar Kochba-Krieges zu datieren sind; vgl. dazu Eshel (1997), S.73; mit Einschränkungen Tsafrir (2003).

[124] Die Testimonien späterer christlicher Autoren zur Topographie sind hier unklar; vgl. Stern (1984), S.395. Neuere archäologische Untersuchungen haben zu dem Ergebnis geführt, dass der Platz des zerstörten Tempels ungenutzt blieb; vgl. Eliav (2003).

[125] Zur Anfertigung von Waffen durch Provinziale siehe Bishop (1987).

Bei der Suche nach den Motiven der Rebellen kann die fehlende literarische Überlieferung durch die erhaltenen Münzen ersetzt werden. Anders als die Führer des Ersten Krieges verzichtete Bar Kochba nicht auf die Nennung seines Namens: er nennt sich „Shimon, Fürst über Israel".[126] Die für diese Prägungen verwandte Ikonographie schloss sich ganz an die Aufstandsprägung des Ersten Jüdischen Krieges an und unterschied sich damit völlig von den Münzen, die seit dem Ende des Krieges bis zum Jahre 130 in diesem Raum im Umlauf waren. Bar Kochba stilisierte sich in einer Art und Weise, die sich von den Traditionen seiner hellenistisch-römischen Umwelt deutlich unterscheiden sollte. Ein wichtiges Motiv der Münzprägung ist der Tempel, auf dessen Wiederaufbau man seit dem Ende des Ersten Jüdischen Krieges hoffte.[127] Der Kampf um die religiöse Identität der Aufständischen war wichtiger als alle anderen Aspekte des Krieges.[128] Die traditionelle Frömmigkeit Bar Kochbas wird auch durch die Papyri vom Toten Meer bezeugt.[129] Bar Kochba und seine Anhänger benutzten in ihren Dokumenten – und auch auf den Münzen – ganz bewusst die hebräische Sprache.[130]

Der Kampf gegen Bar Kochba entwickelte sich, völlig unerwartet, zu einer militärischen Herausforderung ersten Ranges, wie etwa die großen Krisen des Augustus in Germanien und in Pannonien. Für Hadrian, der sich viel auf die Effizienz seiner Friedenspolitik zugute hielt, muss dies eine sehr überraschende Entwicklung gewesen sein.[131] Schon das knappe Exzerpt aus Cassius Dio hat viele wichtige Nachrichten erhalten, die die Größe der Gefahr verdeutlichen:[132]

> *(12,3) Zwar wagten sie es nicht, sich mit den Römern in einer Feldschlacht zu messen, doch besetzten sie die günstigen Punkte im Land und verstärkten sie durch unterirdische Gänge und durch Mauern. Damit wollten sie sich für Zeiten der Bedrängnis Zufluchtsorte und außerdem die Möglichkeit schaffen, um unbeobachtet unter der Erde gegenseitige Verbindungen aufzunehmen. Zu diesen Stollen führten sie dann von oben aus Schächte hinab, damit sie Luft und Licht bekämen.[133] (13,1) Die Römer kümmerten sich zunächst nicht weiter um die Juden, doch als ganz Judäa vom Aufruhr erfaßt war, die Juden allenthalben Unruhe zeigten und sich zusammenrotteten, zahlreiche Gewaltakte, teils heimlich, teils offen, gegen die Römer verübten, (2) auch viele Angehörige fremder Völker aus Gewinnsucht mit den Rebellen gemeinsame Sache machten und darüber fast die ganze Erde in Bewegung geriet,[134] da erst schickte Hadrian seine besten Generale gegen sie ins Feld. Die erste Stelle unter ihnen nahm Iulius Severus ein, der von Britannien, seiner Provinz, gegen die Juden abkommandiert wurde.[135] (3) Angesichts der Masse und der todesmutigen Entschlossenheit seiner Gegner wagte er es nirgendwo im offenen Kampfe ihnen entgegenzutreten,[136] er begnügte sich vielmehr damit, dank der überlegenen Zahl seiner Soldaten und Unterführer einzelne Gruppen abzuschneiden, die Lebensmittelzufuhr zu unterbinden und die Gegner einzukreisen. So konnte er sie zwar ziemlich langsam, aber doch ohne größere Gefahr in die Enge treiben, ermatten und schließlich vernichten. (14,1) Nur ganz wenige jedenfalls kamen von ihnen mit dem Leben davon. Fünfzig ihrer wichtigsten Festungen und 985 der bedeutendsten Ansiedlungen wurden dem Erdboden gleich gemacht, ferner fanden 580.000 Mann bei den einzel-*

[126] Vgl. Mildenberg (1984), S.30.

[127] Vgl. Mildenberg (1984), S.32. Anhand der jüdischen Überlieferung kann Schlatter (1897), S.78-87, deutlich machen, dass der Wunsch, den Tempel wiederaufzubauen, seit dem Ende des Ersten Krieges ein leitender Gedanke der am Ort verbliebenen jüdischen Gemeinde war.

[128] Zur Münzprägung siehe den Katalog von Mildenberg (1984); wichtige Hinweise zur Interpretation gibt auch Goodman (2005).

[129] Vgl. die neue Übersetzung der Briefe Bar Kochbas zur Vorbereitung des Laubhüttenfests bei Bergler (1998), S.144f.

[130] Vgl. dazu Millar (1993), S.372f.

[131] Vgl. das in der Epitome de Caesaribus (4, 10) überlieferte Selbstzeugnis *plus se otio adeptum quam armis ceteros*. Paus. 1, 5, 3 (= Stern, Nr. 353) spricht von dem Hadrian durch die Juden aufgezwungenen Krieg. Siehe auch oben Anm. 37 über Augustus.

[132] Cassius Dio 69, 12, 3-14, 3 = Stern, Nr. 440; nach der Übersetzung von Otto Veh.

[133] Zur geographischen Ausdehnung der Kämpfe siehe Mor (2003); er hält die Kämpfe für eher begrenzt auf das Kerngebiet von Judaea. Der Triumphbogen von Tel Shalem (Anm. 150) ist aber trotz fehlender sonstiger Überlieferung ein wichtiges Indiz für Kämpfe auch in diesem weit von Jerusalem entfernten Gebiet. Höhlen in Galilaea: vgl. Shahar (2003).

[134] Diese Bemerkungen erinnern an die Ausbreitung des Diaspora-Aufstandes 116-117 v. Chr. (Anm. 91).

[135] Eine solche Versetzung war nach den sonst bekannten Regeln der Zeit das Eingeständnis einer katastrophalen Entwicklung in Judaea; vgl. Eck (1999), S.78f. Julius Severus gehört zu denen, die später von Hadrian die *ornamenta triumphalia ob res in Iudaea prospere gestas* (ILS 1056) erhielten (Anm. 148).

[136] Der Todesmut der Juden (aufgrund der Hoffnung auf Unsterblichkeit) ist auch ein ethnographischer Topos; vgl. Tac. Hist. 5, 5, 3.

nen Angriffen und Schlachten den Tod; die Zahl der durch Hunger, Krankheit und Feuer zugrunde Gegangenen war nicht festzustellen.[137] *(2) So wurde fast ganz Judäa zur Einöde, wie es ja den Juden schon vor dem Kriege deutlich verkündet worden war: Solomons Grabmal, das die Juden hoch verehren, löste sich nämlich von selbst auf und fiel in Trümmer, und viele Wölfe sowie Hyänen drangen heulend in ihre Städte ein.*[138] *(3) Es mußten aber auch viele Römer in diesem Kriege sterben. Deshalb verwendete Hadrian in seinem Schreiben an den Senat nicht die bei den Kaisern übliche Einleitungsformel, nämlich: „Wenn ihr und euere Kinder gesund seid, dann ist es wohl recht; ich und die Legionen fühlen uns gesund."*[139]

Eine Zeitlang hat sich der Kaiser sogar persönlich auf dem Kriegsschauplatz aufgehalten – er musste vermutlich direkt von Athen nach Jerusalem reisen.[140] Hadrian mag damals an die Kämpfe vor Hatra in Syrien

[137] Mommsen (1888), S. 547: „...aber nur in allmählichem und langsamem Vorschreiten, ganz wie in dem vespasianischen Krieg kam es zu keiner Feldschlacht, aber ein Platz nach dem andern kostete Zeit und Blut, bis endlich nach dreijähriger Kriegführung die letzte Burg der Insurgenten, das feste Bether [siehe Anm. 145] unweit Jerusalem von den Römern erstürmt ward. Die in guten Berichten überlieferten Zahlen von 50 genommenen Festungen, 985 besetzten Dörfern, 580.000 Gefallenen sind nicht unglaublich, da der Krieg mit unerbittlicher Grausamkeit geführt und die männliche Bevölkerung wohl überall niedergemacht ward." Die hohe Bevölkerungszahl erwähnt Tacitus als Besonderheit bei den Juden: *augendae tamen multitudini consulitur* (Hist. 5, 5, 3). Zur relativ hohen Bevölkerungsdichte in Judaea s. Millar (1993), S.72.

[138] Dieses Grabmal ist sonst nur noch im Itinerarium Burdigalense bezeugt; vgl. Stern, S. 405. Das Eindringen der Wölfe und Hyänen als schlechtes Vorzeichen: vgl. z. B. App. BC 1, 24, 105 (Wölfe zerstören die Grenzsteine der von Gaius Gracchus geplanten Kolonie Karthago).

[139] Die Beachtung der gegenwärtig schlechten Lage seiner Soldaten entspricht den übrigen Nachrichten über Hadrian als sorgfältigem Truppenführer. Vgl. SHA Hadrian 10, 2 über Hadrians vorbildliches militärisches Auftreten; Campbell (1984), S.7f. Fronto, de bello Parthico 2 (= Stern, Nr. 342) hat die hohen Verluste in Judaea neben den Verlusten in Britannien erwähnt. Tacitus betont die Schwierigkeit von Titus' Kämpfen um Jerusalem (Hist. 5, 13, 3).

[140] Die nicht direkt bezeugte Anwesenheit Hadrians an der Front geht im Grunde schon aus seiner Botschaft an den Senat hervor (Anm. 139); vgl. Syme, Roman Papers Bd. VI (1991), S. 353. Auch ein Brief des Apollodoros von Damaskus, des berühmten Architekten Traians, mit Vorschlägen zur Konstruktion von Belagerungsmaschinen ist am besten zu verstehen, wenn er an Hadrian in Judaea gerichtet ist (Stern, Nr. 322). Q. Lollius Urbicus wird in einer Inschrift als Begleiter Hadrians *in expeditione Iudaica* (ILS 1065) genannt. Die Frage der Anwesenheit Hadrians in Judaea wird in der Forschung nicht einheitlich beurteilt; vgl. etwa Kettenhofen (1998) über die geringe Zuverlässigkeit des armenischen Historikers Movses, der ausdrücklich von Hadrians Teilnahme an den Kämpfen von Betar (Anm. 145) gesprochen hat (zit. in der englischen Übersetzung des armenischen Textes; ebd. S.79).

gedacht haben, als die Truppen Traians in größter Hitze gegen einen immer wieder angreifenden Feind aufgerieben wurden und der Kaiser selbst, wie einst Caesar in schwierigen Lagen, in einfacher Uniform an der Spitze seiner Truppen kämpfen musste.[141] Wie sein Vorbild Augustus musste Hadrian wohl den völligen Verlust einer Legion hinnehmen.[142] Es ist gut möglich, dass Bar Kochba – vergeblich – auf eine Ausbreitung der Aufstandsbewegung wie in den Tagen des Diaspora-Aufstandes gehofft hat.[143] Es ist nicht klar, ob es den Aufständischen wenigstens zeitweise gelang, Jerusalem zurückzuerobern.[144]

Der Kampf wurde ohne jede Rücksicht auf die Zivilbevölkerung geführt. Die letzte Schlacht der Aufständischen fand im Herbst 135 vor Betar statt und führte zu riesigen Verlusten.[145] An diesen letzten Kampf vor Betar wird noch heute zusammen mit der Zerstörung des Tempels am Tish'a be-Av, dem neunten Av, gedacht.[146]

Epigraphische Zeugnisse erlauben den Schluss, dass die erheblichen Verluste Hadrian zu sehr unkonventionellen Truppenaushebungen zwangen, etwa zur Musterung von Flottensoldaten für die Legionen.[147] Ein weiteres Indiz für die Dimension der Kämpfe ist der Umstand, dass Hadrian drei Kommandeuren des Feldzuges die sonst vermiedenen *ornamenta triumphalia* zugestand[148] und selbst zum ersten Mal seit seiner Thronfolge eine imperatorische Akklamation annahm – seitdem ließ er

[141] Vgl. Cassius Dio 68, 31.

[142] Die Legio XXII Deiotariana ist zuletzt für das Jahr 119 in Ägypten bezeugt. Vgl. Keppie (1990) sowie Eck (1999), S.80. Mit den schweren militärischen Niederlagen erklärt sich die Zurückhaltung der späteren Münzprägung (Anm. 152).

[143] Vgl. die „Internationalität" des Diaspora-Aufstandes unter Traian (Anm. 91). Solche Aufstände blieben aus: vielleicht ein unerwartet positives Ergebnis von Hadrians Reisepolitik.

[144] Bar Kochbas Münzen sprechen von der „Befreiung Jerusalems" – oder sie rufen dazu auf. In Jerusalem ist allerdings keine einzige Bar Kochba-Münze gefunden worden; vgl. Mildenberg (1984), S.62.

[145] Der Ort der Schlacht – ca. 10 km südwestlich von Jerusalem – wird von griechischen und römischen Quellen nicht genannt. Die Zeugnisse aus Talmud und Midrasch sind übersetzt bei Yadin (1971), S.256f. Die Härte der Kämpfe spiegelt sich allerdings auch im Exzerpt aus Cassius Dio deutlich wieder (Anm. 139).

[146] Vgl. Zerubavel (2003).

[147] Bezeugt durch den Papyrus PSI 1026 = CIL XVI, App. 13 (p. 146). Vgl. dazu Eck (1999), S.79 Anm. 19. Eine Liste der eingesetzten Legionen gibt Mor (1990).

[148] Vgl. Eck (1999), S.84f.

sich *imp. II* nennen.[149] Ein ungewöhnlich monumentaler Ehrenbogen in Galiläa kündete von Hadrians militärischem Erfolg.[150] Die Ehrenstatue des Siegers aus Tel Shalem, deren 1975 gefundene Fragmente heute im Jerusalem Museum zu besichtigen sind, wird nicht die einzige gewesen sein, die den Ruhm Hadrians im Lande der Besiegten verkündete.[151] Es ist in diesem Zusammenhang sehr bemerkenswert, dass der Sieg über Bar Kochba keinerlei Spuren in Hadrians Münzprägung hinterlassen hat.[152]

Nach dem Ende der Kämpfe hat Hadrian versucht, das Problem der jüdischen Widerständigkeit ein für allemal zu lösen. Auf dem Boden Jerusalems wurde Aelia Capitolina weiter ausgebaut, die letzte ‚echte' römische Kolonie im Osten des Reiches – nicht, wie üblich, zur Erschließung des Landes, sondern zur Unterdrückung. Es ist ein weiterer Hinweis auf die Härte der Kämpfe, die Hadrian zu bestehen hatte, dass er nach dem Sieg in einem Edikt den Juden wohl auch noch den Aufenthalt in Jerusalem und Umgebung verboten hat; es war der jüdischen Bevölkerung wohl nur erlaubt, die Stadt am Tage von Titus' Zerstörung des Tempels zu betreten und dieses Tages zu gedenken – Jerusalem wäre damit die einzige Stadt des Reiches gewesen, die Juden nicht betreten durften.[153] In der jüdischen Überlieferung sind noch weitere Nachrichten über Strafmaßnahmen und Verhängung von Todesurteilen Hadrians erhalten.[154]

Es würde der Rücksichtslosigkeit von Hadrians Vorgehen entsprechen, wenn er tatsächlich versucht haben sollte, nicht nur den Proselyten, sondern sogar den Juden selbst die Beschneidung zu verbieten; es könnte sich auch um eine Strafmaßnahme unmittelbar nach Bar Kochbas Ende handeln, die sich dann aber als undurchführbar erwies.

[149] Vgl. Eck (1999), S.86f. Zur bisherigen Zurückhaltung Hadrians bei imperatorischen Akklamationen s. auch Syme, Roman Papers Bd. IV (1988), S.312. Traian hat während des Partherfeldzuges sieben Akklamationen angenommen.

[150] Vgl. Eck (1999) sowie mit weiteren Hinweisen Eck (2003).

[151] Es könnte sein, dass der Kopf Hadrians mit einem hellenistischen Torso kombiniert wurde; vgl. dazu Gergel (1991).

[152] Vgl. Mildenberg (1984), S.96.

[153] Dieses Verbot ist in unterschiedlicher Form und Deutlichkeit nur bei christlichen Autoren überliefert, die sich wohl auf ein Edikt Hadrians berufen. Zur Tradition dieser Nachrichten s. Harris (1926); die einschlägigen Zitate sind auch abgedruckt bei Kettenhofen (1998), S.84ff.

[154] Vgl. Herr (1972).

Der Nachfolger Antoninus Pius hat dann den Juden die Beschneidung ihrer Söhne wieder erlauben müssen.[155]

Sogar der Landesname sollte der *damnatio memoriae* anheim fallen. Das Gebiet, das auf den für Hadrians Provinzbesuch geprägten Münzen des Jahres 130 noch IVDAEA hieß, wurde jetzt umbenannt in ‚Syria Palaestina'. Eine solche ‚Strafe' gibt es in der Geschichte der römischen Provinzen weder früher noch später.[156]

Auch ‚Jerusalem' gab es nicht mehr – der alte Name der Stadt wurde nicht mehr benutzt, Aelia Capitolina war jetzt eine Stadt mit dem üblichen römischen Führungspersonal der *duumviri* und der *decuriones*.[157] Die Bevölkerung setzte sich aus Veteranen der X.Legion zusammen – der seltene Fall, dass die aktiven Soldaten einer Legion und die Veteranen zusammen an einem Ort waren. Die Sprache von Aelia Capitolina war offiziell lateinisch, vergleichbar der Kolonie Berytus (Beirut).[158] Das Stadtbild der neuen Kolonie muss wesentlich ‚römischer' gewesen sein als die wenigen erhaltenen Überreste dies auf den ersten Blick vermuten

[155] SHA Hadrian 14, 2 (= Stern, Nr. 511): *moverunt ea tempestate et Iudaei bellum, quod vetabantur mutilare ingenia.* Zu beachten ist, dass die Historia Augusta nicht von *circumcisio*, sondern von *mutilatio* spricht und damit den Kriegsgrund für die Juden vollends ins Lächerliche zieht. Antoninus Pius hat später den Juden die Beschneidung ihrer Söhne ausdrücklich (wieder) erlaubt: *circumcidere Iudaeis filios suos tantum rescripto divi Pii permittititur* (Dig. 48, 8, 11); wörtlich genommen wäre Proselyten in diesem Falle die Beschneidung nicht erlaubt gewesen. Zur Erläuterung siehe Sterns Kommentar zu Nr. 511, sowie Isaac (1998), S.276-278. Abusch (2003) bringt gewichtige Argumente für die Annahme vor, dass Hadrian zu keinem Zeitpunkt gesetzliche Bestimmungen gegen die Beschneidung erlassen hat. Hadrians allgemeine Beurteilung wird sich nicht sehr von der Skepsis des Tacitus unterschieden haben: *circumcidere genitalia instituere, ut diversitate noscantur* (Hist. 5, 5, 2).

[156] Der genaue Zeitpunkt der Umbenennung ist unsicher; vgl. Eck (1999), S.88f. Mommsen (1888), S.546: „In Folge dieses Aufstandes ward selbst der Name des besiegten Volkes beseitigt: die Provinz hieß fortan nicht mehr, wie früher, Judaea, sondern mit dem alten herodotischen Namen das Syrien der Philistäer oder Syria Palaestina. Das Land blieb verödet; die neue Hadriansstadt bestand, aber gedieh nicht." Archäologische Funde bestätigen den Niedergang Judaeas in den Jahrzehnten nach Bar Kochbas Niederlage; vgl. Sartre (2005), S.131. Zur Zeit des Antoninus Pius kam es wieder zu einem Aufstand, über den aber nichts weiter bekannt ist (SHA Antoninus Pius 5, 4 = Stern, Nr. 512).

[157] Einen vorzüglichen Überblick über Topographie und Kultur von Aelia Capitolina gibt Belachye (2001), S.108-170.

[158] Zum Gebrauch des Lateins in Berytus siehe Millar (1990), S.16. Für Aelia Capitolina bezeugen die Münzlegenden den – wenigstens offiziellen – Gebrauch des Lateinischen; siehe das Corpus der Münzen von Meshorer (1989). Millar (1990), S.29f., weist darauf hin, dass die ‚römische' epigraphische Überlieferung für Jerusalem im Vergleich zu Berytus auffällig schmal ist. Bar Kochba hat demonstrativ die hebräische Sprache benutzt (Anm. 130).

lassen.[159] Ein Zentrum der Latinität war Aelia Capitolina aber doch nicht für immer: als die Pilgerin Egeria im Jahre 380 nach Jerusalem kam, wurde die Messe auf Griechisch gelesen.[160]

VII.

Augustus' welthistorische Leistung war es, nach dem republikanischen Zeitalter der Expansion den Akzent seines Wirkens auf die innere Konsolidierung des Reiches zu legen. In diesem Sinne war Hadrian, der in seinem Schlafzimmer eine Statuette aus dem persönlichen Besitz des Augustus aufgestellt hatte, durchaus ein würdiger Nachfolger seines Vorbilds.[161]

Die Sicherung des Imperiums im römischen Sinne kam freilich nicht immer ohne den Einsatz gewaltsamer Mittel aus. Ein Aufstand – oder besser: Krieg – wie der des Bar Kochba, bei dem es um die Bewahrung der religiösen Identität ging, rührte an die Grundfesten des Imperiums und musste deshalb eine entsprechende Reaktion des Princeps hervorrufen. Wer aus heutiger Sicht bei der historischen Beurteilung des *Imperium Romanum* den Akzent auf die Unterdrückung lokaler Kulturen legen möchte, auf die Versklavung der besiegten Völkerschaften, überhaupt auf die Sklaverei und auf die gewaltsame Durchsetzung der imperialen Interessen, wird das Römische Reich nicht unbedingt zu einem nachahmenswerten Vorbild erklären wollen.

Hadrians Versuch, die jüdische Identität mithilfe militärischer und administrativer Mittel zu vernichten,[162] ist die beunruhigende Kehrseite einer Medaille, die eine sehr eindrucksvolle Schauseite hat. Das römische Kaiserreich ist ja durchaus eine Erfolgsgeschichte; die Perspektive Mommsens hat auch in unserer Gegenwart in ihrer Weise Gültigkeit. Vieles von dem, was Aelius Aristides – und Theodor Mommsen – zu den Vorzügen des Reiches zählen, sollte keinesfalls gering geschätzt

[159] Vgl. dazu die Beobachtungen von Eck (2005).

[160] Peregrinatio Egeriae 47, 3-4.

[161] Siehe oben Anm. 49. Eine der eindringlichsten Würdigungen von Hadrians Person und Politik gibt Syme, Hadrian the Intellectual, Roman Papers Bd. VI (1991), S.103-114.

[162] Vgl. die Wortwahl von Goodman (Anm. 119).

werden.[163] Schon Mommsen weist im weiteren Verlauf des zitierten Abschnitts darauf hin, dass manche der von ihm aufgezählten Gebiete des Reiches in der Neuzeit nicht günstiger dastünden.[164] Das Imperium[165] stellte über einen Zeitraum hinweg, von dessen Erstreckung man in der Gegenwart bloß träumen kann, eine ganze Reihe von wichtigen Gütern zur Verfügung – den Frieden innerhalb des imperialen Raumes, Prosperität und Rechtssicherheit; und dies verschaffte dem Imperium die Akzeptanz, die es zur Durchsetzung seiner Interessen benötigte.[166] Der Preis, den diejenigen zahlen mussten, die nicht bereit waren, sich den mehrheitlichen Interessen zu beugen, war allerdings zu allen Zeiten des Imperium Romanum sehr hoch – bei der Lektüre einer Rede wie der des Aelius Aristides und der Würdigung der Verdienste Hadrians sollte dieser Aspekt nicht vergessen werden.

Literatur:

Abusch, R.: Negotiating Difference: Genital Mutilation in Roman Slave Law and the History of the Bar Kokhba Revolt, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003, S.71-92.

Alföldy, G.: Das Imperium Romanum – ein Vorbild für das vereinte Europa?. Basel 1999.

Ders.: Das alte Rom und das moderne Europa, in: Forum Classicum. Zeitschrift für die Fächer Latein und Griechisch an Schulen und Universitäten. Bd. 48. (2005), S.16-23.

[163] Vgl. die Beobachtungen von Alföldy (1999) sowie Alföldy (2005). Die Sicht eines englischen Politikers und Publizisten der Gegenwart: Johnson (2006). S. auch die Zerstörung von Straßen und Bädern durch die Aufständischen von Kyrene (Anm. 96).

[164] Siehe oben Anm. 2. Die Nutznießer dieser Vorzüge werden ca. 20% der Gesamtbevölkerung des Reiches ausgemacht haben; vgl. Syme, Roman Papers Bd. VI (1991), S.192.

[165] Es ist in der Gegenwart durchaus nicht selbstverständlich, von einem Imperium in so positiv besetzter Weise zu sprechen. Münkler (2005), S.228, weist darauf hin, dass die – nicht von allen gebilligte – Redeweise von einer von den USA ausgeübten imperialen Herrschaft zugunsten des imperialen Raums relativ neu ist – ein Imperium war lange Zeit (in der politischen Sprache der Zeit Ronald Reagans) notwendig „an evil empire", ein Reich des Bösen. Der neue Wortgebrauch nimmt eine Wahrnehmung imperialer Aufgaben auf, wie sie zur Zeit des British Empire üblich war.

[166] Münkler (2005), S. 157.

Belayche, N.: Iudaea – Palaestina. The pagan cults in Roman Palestine. Tübingen 2001.

Barnes, T. D.: Trajan and the Jews, in: Journal of Jewish Studies. Bd. 40 (1989), S.145-162.

Bellen, H.: Die Weltreichsidee des Kaisers Hadrian, in: Forschungsmagazin der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz. Bd. 2 (1986), S.5-16.

Bergler, S.: Jesus, Bar Kochba und das messianische Laubhüttenfest, in: Journal for the Study of Judaism in the Persian, Hellenistic and Roman Period. Bd. 29 (1998), S.143-191.

Birley, A. R.: Roman Frontiers and Roman Policy. Some Reflections on Roman Imperialism, in: Transactions of the Architectural and Archaeological Society of Durham and Northumberland. Bd. 3 (1974), S.13-25.

Ders.: Hadrian: the restless emperor. London 1998.

Ders.: Hadrian's travels, in: Blois, L. de u.a. (Hgg.): The representation and perception of Roman imperial power. Proceedings of the third workshop of the international network „Impact of empire (Roman empire, c. 200 B. C. – A. D. 476)". Netherlands Institute in Rome, march 20-23, 2002. Amsterdam 2003, S.425-441.

Ders.: Hadrian, De vita sua, in: Reichel, M. (Hg.): Antike Autobiographien. Werke – Epochen – Gattungen. Köln/Weimar/Wien 2005, S.223-235.

Bishop, M. C.: The military fabrica and the production of arms in the early Principate, in: Ders. (Hg.): The Production and Distribution of Roman Military Equipment. Proceedings of the Second Roman Military Equipment Research Seminar. BAR International Series 275. Oxford 1987, S.1-42.

Bloch, R. S.: Antike Vorstellungen vom Judentum. Der Judenexkurs des Tacitus im Rahmen der griechisch-römischen Ethnographie. Stuttgart 2002.

Boatwright, M. T.: Hadrian and the City of Rome. Princeton 1987.

Dies.: Hadrian and the cities of the Roman empire. Princeton 2000.

Bremen, R. van: „Plotina to all her friends": the letter(s) of the Empress Plotina to the Epicureans in Athens, in: Chiron 35 (2005), S.499-529.

Campbell, J. B.: The Emperor and the Roman Army. 31 BC – AD 235. Oxford 1984.

Carney, T. F.: How Suetonius' Lives Reflect on Hadrian, in: The Proceedings of the African Classical Associations. Bd. 11 (1968), S.7-24.

Danziger, D./Purcell, N.: Hadrian's empire. When Rome ruled the world. London 2005.

Duncan-Jones, R. P.: Implications of Roman Coinage: debates and differences, in: Klio. Beiträge zur Alten Geschichte. Bd. 87 (2005), S.459-487.

Eck, W./Foerster, G.: Ein Triumphbogen für Hadrian im Tal von Beth Shean bei Tel Shalem, in: Journal of Roman Archaeology. Bd. 12 (1999), S.294-313.

Eck, W.: The Bar Kokhba Revolt: The Roman Point of View, in: The Journal of Roman Studies. Bd. 89 (1999), S.76-89.

Ders.: Hadrian, the Bar Kokhba Revolt, and the Epigraphic Transmission, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003, S.153-170.

Ders.: Ehret den Kaiser. Bögen und Tore als Ehrenmonumente in der Provinz Iudaea, in: Perani, M. (Hg.): „The Words of a Wise Man's Mouth are Gracious" (QOH 10, 12). Festschrift für Günter Stemberger on the Occasion of his 65th Birthday. Berlin/New York 2005, S.153-166.

Eliav, Y. Z.: The Urban Layout of Aelia Capitolina: A New View from the Perspective of the Temple Mount, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003. S.241-278.

Ders.: God's Mountain. The Temple Mount in Time, Place and Memory. Baltimore 2005.

Eshel, H.: Aelia Capitolina. Jerusalem no more, in: Biblical Archaeology Review. 23, 6 (1997), S.46-48.

Fein, S.: Dem Erneuerer des Erdkreises. Hadrians Reichskonzeption und ihre Auswirkung auf die Integration der Provinzialen, in: Praxis Geschichte. Heft 6, November 1993, S.20-24.

Fraser, P. M.: Hadrian and Cyrene, in: The Journal of Roman Studies 40 (1950) S.77-87.

Fuhrmann, M.: Vom römischen Geist erfasst. Was Rom an Europas Völker weitergab. In: Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Landesausstellung Baden-Würtemberg 2005. Kunstgebäude Stuttgart. 11.Oktober 2005 bis 8.Januar 2006. Stuttgart 2005. S.470-474.

Fuks, A.: Aspects of the Jewish Revolt in A.D. 115-117, in: The Journal of Roman Studies. Bd. 51 (1961), S.98-104.

Geiger, J.: Zum Bild Julius Caesars in der römischen Kaiserzeit, in: Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte. Bd. 24 (1975), S.444-453.

Gergel, R. A.: The Tel Shalem Hadrian reconsidered, in: American Journal of Archaeology. The Journal of the Archaeological Institute of America. Bd. 95 (1991), S.231-251.

Goodman, M.: Trajan and the Origins of the Bar Kokhba War, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen, 2003, S.23-30.

Ders.: Trajan and the Origins of Roman Hostility to the Jews, in: Past & Present. Bd. 182 (2004), S.3-29.

Ders.: Coinage and Identity: The Jewish Evidence, in: Howgego, C./Heuchert, V./Burnett, A. (Hgg.): Coinage and Identity in the Roman Provinces. Oxford 2005, S.163-166.

Goukowsky, P.: Un „compilateur" témoin de son temps: Appien d'Alexandrie et la révolte juive de 117 ap. J.-C., in: Histoire et Historiographie dans l'Antiquité. Actes du 11e colloque de la Villa Kérylos à Beaulieu-sur-Mer les 13 & 14 octobre 2000. Sous la présidence de Jean Leclant et la direction de François Chamoux. Paris 2001, S.167-204.

Halfmann, H.: Itinera principum. Geschichte und Typologie der Kaiserreisen im Römischen Reich. Stuttgart 1986.

Harris, R.: Hadrian's Decree of Expulsion of the Jews from Jerusalem, in: Harvard Theological Review. Bd. 19, 1926, S.199-206.

Hengel, M.: Hadrians Politik gegenüber Juden und Christen, in: The Journal of the Ancient Near Eastern Society. Bd. 16 (1984), S.153-182.

Herr, M. D.: Persecutions and Martyrdom in Hadrian's Days, in: Scripta Hierosolymitana. Bd. 23 (1972), S.85-125.

Holum, K.: Hadrian and Caesarea. An Episode in the Romanisation of Palestine, in: The Ancient World. Bd. 33 (1992), S.51-61.

Ders.: Hadrian's Imperial Tour, in: Biblical Archaeology Review. Bd. 23, 6 (1997), S.50-51, 71.

Isaac, B.: Roman Colonies in Judaea: The Foundation of Aelia Capitolina (1980 -1981), in: Ders. (Hg.): The Near East under Roman Rule. Selected Papers. Leiden/New York/Köln 1998, S.87-108.

Ders.: Cassius Dio on the Revolt of Bar Kokhba (1983-1984), in: Ders. (Hg.): The Near East under Roman Rule. Selected Papers. Leiden/New York/Köln 1998, S.211-218.

Ders.: The Babatha Archive (1991), in: Ders. (Hg.): The Near East under Roman Rule. Selected Papers. Leiden/New York/Köln 1998. S.159-175.

Ders.: Orientals and Jews in the Historia Augusta: Fourth-Century Prejudice and Stereotypes (1998). in: Ders. (Hg.): The Near East under Roman Rule. Selected Papers. Leiden/New York/Köln 1998, S.268-282.

Ders.: Roman Religious Policy and the Bar Kokhba War, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003, S.37-54.

Isaac, B./Roll, I.: Judaea in the Early Years of Hadrian's Reign (1979), in: Isaac, B. (Hg.): The Near East under Roman Rule. Selected Papers. Leiden/New York/Köln 1998, S.182-195.

Isaac, B./Oppenheimer, A.: The revolt of Bar Kokhba: Ideology and Modern Scholarship (1985), in: Isaac, B. (Hg.): The Near East under Roman Rule. Selected Papers. Leiden/New York/Köln 1998, S.220-256.

Johnson, B.: The Dream of Rome. London 2006.

Jones, C. P.: The Panhellenion, in: Chiron. Mitteilungen der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts. Bd. 26 (1996), S.29-56.

Keppie, L. J. F.: The History and Disappearance of the Legion XXII Deiotariana. In: Kasher, A./Rappaport, U./Fuks, G. (Hgg.): Greece and Rome in Eretz Israel. Collected Essays. Jerusalem 1990, S.54-61.

Kettenhofen, E.: Hadrian und die Juden: ein Beitrag zur Glaubwürdigkeit von Movses Horenaci II 60. in: Eranos. Acta Philologica Suecana. Bd. 96 (1998), S.75-91.

Klee, M.: Grenzen des Imperiums. Leben am römischen Limes. Stuttgart 2006.

Klein, R.: Zur Datierung der Romrede des Aelius Aristides, in: Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte. Bd. 30 (1981), S.337-350.

Ders.: Die Romrede des Aelius Aristides. Herausgegeben, übersetzt und mit Erläuterungen versehen. Darmstadt, 1983.

Kienast, Dietmar: Zur Baupolitik Hadrians in Rom, in: Chiron. Mitteilungen der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts. Bd. 10 (1980), S.391-412.

Kindler, A.: Die palästinensischen Städtemünzen im 2. Jh. n. Chr. und der Bar Kochba-Krieg, in: Noeske, H.-C./Schubert, H. (Hgg.): Die Münze. Bild – Botschaft – Bedeutung. Festschrift für Maria R.-Alföldi. Frankfurt/M. 1991. S.283-312.

Knabe, P.-E.: Griechenland und Rom in den Mémoires d'Hadrien von Marguerite Yourcenar. in: Vogt-Spira, G./Rommel, B. (Hgg.): Rezeption und Identität. Die kulturelle Auseinandersetzung Roms mit Griechenland als europäisches Paradigma. Stuttgart 1999, S.388-394.

Kreitzer, L. J.: Hadrian and the Nero Redivivus Myth, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche. Bd. 79 (1988), S.92-115.

Ders.: The personification of Judaea: illustrations of the Hadrian travel sestertii, in: Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde der älteren Kirche. Bd. 80 (1989), S.278-279.

Lambert, R.: Beloved and God. The Story of Hadrian and Antinous. London 1984.

Le Bohec, Y.: Les discours d'Hadrien à l'armée d'Afrique. Exercitatio. Avec la collaboration de Jean-Francois Berthet, Giovanni Brizzi, Vicenzo Giuffrè, Jean-Marie Lassère, Jean-Louis Voisin et Catherine Wolff. Paris 2003.

Lewis, Naphtali (Hg.): The Documents from the Bar Kokhba Period in the Cave of Letters. Jerusalem 1989.

Liebeschuetz, W.: The Influence of Judaism among Non-Jews in the Imperial Period, in: Journal of Jewish Studies. Bd. 52 (2001), S.235-252.

Lifshitz, B.: Le Transfert de la Legio VI Ferrata en Palestine, in: Latomus. Bd. 19 (1960), S.109-111.

Maxfield, V. A.: Hadrian's Wall in its imperial setting, in: Archaeologia Aeliana. Bd. 10 (1990), S.1-28.

Meshorer, Y.: Sepphoris and Rome, in: Greek numismatics and archaeology. Essays in honor of Margaret Thompson. Wetteren 1979. S.159-171.

Ders.: The Coinage of Aelia Capitolina. Jerusalem 1989.

Meyer, H.: Antinoos. Die archäologischen Denkmäler unter Einbeziehung des numismatischen und epigraphischen Materials sowie der literarischen Nachrichten. Ein Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte der hadrianisch-frühantoninischen Zeit. München 1991.

Mildenberg, L.: The coinage of the Bar Kokhba War. Aarau 1984.

Millar, F.: Emperors at Work, in: Journal of Roman Studies. Bd. 57 (1967), S.9-19.

Ders.: The Roman coloniae of the Near East: a study of cultural relations, in: Roman eastern policy and other studies in Roman history. Proceedings of a colloquium at Tvärminne 2-3 october 1987. Helsinki 1990, S.7-58.

Ders.: The Roman Near East 31 B.C.-A.D.337. Cambridge/London 1993.

Mitchell, S.: Herod's people. Roman-Jewish sympathies in the rise of Christianity, in: The Times Literary Supplement. No. 4953, March 6, 1998, S.12-13.

Mommsen, T.: Römische Geschichte. Fünfter Band. Die Provinzen von Caesar bis Diocletian. Berlin [6]1909.

Mor, M.: The Roman legions and the Bar-Kokhba revolt (132-135 A.D.), in: Vetters, H./Kandler, M. (Hgg.): Akten des 14. Internationalen Limeskongresses 1986 in Carnuntum, Wien 1990, S.163-177.

Ders.: The Geographical Scope of the Bar Kokhba Revolt. In: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003, S.107-132.

Mortensen, S.: Hadrian. Eine Deutungsgeschichte. Bonn 2004.

Münkler, H.: Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten. Berlin 2005.

Oppenheimer, A.: The Ban of Circumcision as a Cause of the Revolt: A Reconsideration, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003, S.55-70.

Poignault, R.: L'antiquité dans l'oeuvre de Marguerite Yourcenar. Littérature, mythe et histoire. Bruxelles 1995.

Pucci Ben Zeev, M.: Diaspora Judaism in Turmoil, 116/117 CE. Ancient Sources and Modern Insights. Leuven 2005.

Pudill, R.: Er zähmte die Wölfin. Die Zeit des Kaisers Hadrian im Spiegel seiner Münzen. Köln 1996.

Rosen, K.: Der Historiker als Prophet: Tacitus und die Juden, in: Gymnasium. Zeitschrift für Kultur der Antike und humanistische Bildung. Bd. 103 (1996), S.107-126.

Sartre, M.: The Middle East under Rome. Cambridge 2005.

Schäfer, P.: Der Bar Kokhba-Aufstand. Studien zum zweiten jüdischen Krieg gegen Rom. Tübingen 1981.

Ders.: Hadrian's Policy in Judaea and the Bar Kokhba Revolt: A Reassessment, in: Davies P. R./White, R. T. (Hgg.): A Tribute to Geza Vermes. Essays on Jewish and Christian Literature and History. Sheffield 1990, S.281-303.

Ders.: The Bar Kokhba revolt and circumcision: historical evidence and modern apologetics, in: Oppenheimer, A./Müller-Luckner, E. (Hgg.): Jüdische Geschichte in hellenistisch-römischer Zeit. Wege der Forschung: Vom alten zum neuen Schürer. München 1999, S.119-132.

Schlatter, A.: Die Tage Trajans und Hadrians, in: Beiträge zur Förderung christlicher Theologie (Gütersloh). Bd. 1, 1897, Heft 3, S.1-100.

Shahar, Y.: The Underground Hideouts in Galilee and Their Historical Meaning, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003, S. 217-240.

Smallwood, E. M.: Palestine c. A.D. 115-118, in: Historia. Zeitschrift für Alte Geschichte. Bd. 11 (1962), S.500-510.

Dies.: Documents illustrating the Principates of Nerva, Trajan and Hadrian. Cambridge 1966.

Dies.: The Jews under Roman Rule. From Pompey to Diocletian. Leiden 1976.

Sommer, M.: Der römische Orient. Zwischen Mittelmeer und Tigris. Darmstadt 2006.

Spawforth, A. J. S./Walker, S.: The World of the Panhellenion. I. Athens and Eleusis, in: The Journal of Roman Studies. Bd. 75, 1985, S.78-104.

Spawforth, A. J. S.: The Panhellenion again, in: Chiron. Mitteilungen der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts. Bd. 29 (1999), S.339-352.

Stadter, P.: Plutarch and Trajanic Ideology, in: Stadter, P. A./Stockt, L. van der (Hgg.): Sage and Emperor. Plutarch, Greek Intellectuals, and Roman Power in the Time of Trajan (98-117 A.D.). Leuven 2002, S.227-241.

Stern, M.: Greek and Latin Authors on Jews and Judaism. Volume Two. From Tacitus to Simplicius, Jerusalem 1980.

Stevens, C. E.: Hadrian and Hadrian's Wall, in: Latomus. Revue d'études latines. Bd. 14 (1955), S.384-403.

Strack, P. L.: Untersuchungen zur Römischen Reichsprägung des Zweiten Jahrhunderts. Teil II. Die Reichsprägung zur Zeit des Hadrian. Stuttgart 1933.

Syme, R.: Tacitus. 2 Bde. Oxford 1958.

Ders.: Hadrian the Intellectual (1965), in: Roman Papers. VI. Oxford 1991, S.103-114.

Ders.: Hadrian and the Vassal Princes (1981), in: Roman Papers. Volume III. Oxford 1984, S.1436-1446.

Ders.: Greeks Invading the Roman Government (1982), in: Roman Papers. Volume IV. Oxford 1988, S.1-20.

Ders.: Hadrian and the Senate (1984), in: Roman Papers. Volume IV. Oxford 1988, S.295-324.

Ders.: Hadrian as Philhellene. Neglected Aspects (1985), in: Roman Papers. Volume V. Oxford 1988, S.546-562.

Ders.: Fictional History Old and New (1986): Hadrian, in: Roman Papers. Volume VI. Oxford 1991, S.157-181.

Ders.: Human Rights and Social Status at Rome (1986-1987), in: Roman Papers. Volume VI. Oxford 1991, S.182-192.

Ders.: Journeys of Hadrian (1988), in: Roman Papers. Volume VI. Oxford 1991, S.346-357.

Tsafrir, Y.: Numismatics and the Foundation of Aelia Capitolina: A Critical Review, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003, S.31-36.

Vout, C.: Nero and Sporus, in: Croisille, J.-M./Perrin, Y. (Hgg.): Neronia VI. Rome à l'époque néronienne. Institutions et vie politique, économie et société, vie intellectuelle, artistique et spirituelle. Actes du VIe Colloque international de la SIEN (Rome, 19-23 mai 1999). Bruxelles 2002, S.493-502.

Walker, S.: Bearded Men, in: Journal of the History of Collections. Bd. 3 (1991), S.265-277.

Wesch-Klein, G.: Hadrian und der Exercitus Romanus, in: Eos. Commentarii Societatis Philologae Polonorum. (Warschau) Bd. 82 (1994), S.273-289.

Dies.: Eingriffe Hadrians in das römische Heerwesen, in: Eos. Commentarii Societatis Philologae Polonorum. (Warschau) Bd. 83 (1995), S.147-165.

Willers, D.: Hadrians panhellenisches Programm. Archäologische Beiträge zur Neugestaltung Athens durch Hadrian. Basel 1990.

Yadin, Y.: Bar Kochba, Archäologen auf den Spuren des letzten Fürsten von Israel. Hamburg 1971.

Yourcenar, M.: Ich zähmte die Wölfin. Die Erinnerungen des Kaisers Hadrian. München 1961.

Zahrnt, M.: Die „Hadriansstadt" von Athen. Zu FGrHist 257 F 19, in: Chiron. Mitteilungen der Kommission für Alte Geschichte und Epigraphik des Deutschen Archäologischen Instituts. Bd. 9 (1979), S.393-398.

Ders.: Identitätsvorstellungen in den östlichen Provinzen am Beispiel der Romrede des Aelius Aristides, in: Hesberg, H. von (Hg.): Was ist eigentlich Provinz? Zur Beschreibung eines Bewußtseins. Köln 1995, S.133-152.

Zerubavel, Y.: Bar Kokhba's Image in Modern Israeli Culture, in: Schäfer, P. (Hg.): The Bar Kokhba War Reconsidered. New Perspectives on the Second Jewish Revolt against Rome. Tübingen 2003. S.279-298.

EINHEIT UND VIELFALT – DAS MITTELALTERLICHE EUROPA DER KLÖSTER UND ORDEN*

Gert Melville

Geht man auf die Suche nach einem signifikanten Phänomen der Einheit im Europa des Mittelalters, das jenseits der vielen partikularen Identitäten liegt und diese überwölbt, so stößt man selbstredend auf das Christentum als die fundamentale kulturelle Formation jener Epoche. Geht man aber davon aus, dass kulturelle Formationen durch die Institutionalisierung von Lebensformen erst diejenigen Verkörperungen erfahren, welche ideellen Geltungsansprüchen wie denen einer Religion Fortdauer sichern, so wird man bei der Suche nach Einheit im mittelalterlichen Europa vorrangig auf die Römische Kirche als die Hüterin und Schöpferin allumfassend verbindlicher Normen verwiesen.[1] *Extra ecclesiam nulla salus* und *Quod catholicus non habeatur, qui non concordat Romane ecclesie* sind steinerne Sätze[2], die keine Ausnahmen jenseits des institutionell vorgegebenen Rahmens zulassen. Ihnen ist das bekannte Dictum aus dem Liber Extra zur Seite zu stellen: *Juris canonici statuta omnes ligant.*[3] Dieser Anspruch des *ius commune* der Kirche galt europaweit bis in die Zeiten von Luther. Denn – obgleich es schon bei Gratian hieß: *Auctoritate et traditione generali, vel speciali, Ecclesia regitur*[4] – eine Vielfalt in der Kirche, namentlich eine Vielfalt von Kirchen in der Kirche, war nur denkbar, wenn jene dazu diente, zu veranschaulichen, dass das Zusammenwirken von Verschiedenartigem die Stiftung von

* Eine italienische Fassung dieses Beitrages erscheint unter dem Titel „Unitas e diversitas. L'Europa medievale dei chiostri e degli ordini" in: Atti della XLV Settimana di studio del Centro per gli studi storici italo-germanici Trento, 15-19 settembre 2003 „Europa in costruzione: la forza delle identità, la ricerca di unità".

1 Siehe dazu die subtilen Beobachtungen von Moos, P. v.: Krise und Kritik der Institutionalität. Die mittelalterliche Kirche als „Anstalt" und „Himmelreich" auf Erden, in: Melville, G. (Hg.): „Institutionalität und Geschichtlichkeit. Verstetigungen kultureller Ordnungsmuster in Vergangenheit und Gegenwart", Köln/Weimar/Wien 2001, S.293-340; vgl. auch Carboni, G.: Concezione ecclesiologica e richerca sulle istituzioni medievali nella storiografia italiana degli ultimi decenni. Qualche osservazione a partire dalla lezione di Peter von Moos, in: Melville, G.: Institutionalität und Geschichtlichkeit 2001, S.341-346.

2 Diercks, G. F. (Hg.): Cyprianus, Epistulae (Corpus Christianorum, Series Latina, 3 C), Tournhout 1996, S.555 (epist. 73, XXI, 2); *Dictatus papae*, in: Caspar, E. (Hg.): Das Register Gregors VII. MGH Epp. sel. II, 1, 1920, S.202-208, hier S. 207 (c. XXVI).

3 X 1, 2, 1.

4 Decretum 11, 8.

Einheit bewirkt. Nur so ist die Feststellung von Innocenz III. zu verstehen, dass die Schönheit des Körpers der Kirche in der ‚differentia' seiner Glieder liege.[5] Die Universalität der Kirche scheint neben sich Partikularität nur als Baustein ihrer Ganzheit zugelassen zu haben.

Vor diesem Hintergrund ist es bemerkenswert, dass es im Mittelalter noch eine weitere – allerdings nur noch eine einzige weitere – institutionelle Lebensform gab, welche wie die Römische Kirche europaweit präsent war: die *vita religiosa*, die Welt der Klöster und Orden. Gewiss, die einzelnen Einrichtungen der *vita religiosa* wie auch die *vita religiosa* selbst als Gesamterscheinung waren ein partikulares Element der Universalkirche; jedoch anders als bei der regionalen Partikularität der Bistümer lag in der Partikularität der *vita religiosa* zugleich der Anspruch auf eine eigene ubiquitäre Geltung eingeschlossen.

Anschauliche Beispiele dieser Struktur gibt es genug. Man denke etwa an den europaweiten Austausch von *consuetudines*, von Totenlisten oder von Reformideen im 10. und 11.Jahrhundert, welche Beziehungen aufbauen ließen von Cluny nach Farfa, nach Hirsau oder nach Dijon, von Dijon nach Gorze und Fruttuaria, von Fruttuaria nach Siegburg usw.[6] Oder man erinnere sich an die Leitidee der asketischen Heimatlosigkeit und damit des ‚Überall-sein-könnens', wie sie die frühmittelalterlichen *monachi peregrini* vertraten, welche von Irland, England und Schottland ins Frankenreich oder nach Italien kamen.[7] Man blicke auf Einzelpersönlichkeiten wie z.B. auf einen Bruno, der von Köln über Morimund in die Bergeinsamkeit seiner Kartause bei Grenoble zog und von dort weiter

5 *Cum omnes unum corpus simus in Christo, singuli autem alter alterius membra, nec omnia membra eumdem actum habere noscantur, sed non solum in officiis sed in forma et a se distent, distantia hujusmodi, vel differentia potius, non deformitatem corporis sed decorem potius operante, ...;* Registrum Innocentii III, Migne PL 215, sp. 292; vgl. Imkamp, W.: Das Kirchenbild Innocenz' III. (1198-1216), Stuttgart 1983, S.192-196.

6 Vgl. Hallinger, K.: Gorze-Kluny. Studien zu den monastischen Lebensformen und Gegensätzen im Hochmittelalter, 2 Bde., Roma 1950; Semmler, J.: Die Klosterreform von Siegburg. Ihre Ausbreitung und ihr Reformprogramm im 11. und 12.Jahrhundert, Bonn 1959; Kaminsky, H. H.: Zur Gründung von Fruttuaria durch den Abt Wilhelm von Dijon, in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 77, 1966, S.238-267; Bulst, N.: Untersuchungen zu den Klosterreformen Wilhelms von Dijon (962-1031), Bonn 1973; Wollasch, J.: Mönchtum des Mittelalters zwischen Kirche und Welt, München 1973; Kottje, R./Maurer, H. (Hgg.): Monastische Reformen im 9. und 10.Jahrhundert, Sigmaringen 1989; Parisse, M./Oexle, O.G. (Hgg.): L'abbaye de Gorze au Xe siècle, Nancy 1993.

7 Angenendt, A.: Monachi peregrini. Studien zu Pirmin und den monastischen Vorstellungen des frühen Mittelalters, München 1972.

nach Rom und letztlich nach Kalabrien.[8] Man denke an die fehlende *stabilitas loci* der Bettelmönche,[9] an das Kommen und Gehen bei den zahlreichen Generalkapiteln, an die unzähligen Visitationsreisen von einer Ecke Europas zur anderen oder an die Reisen zu den verschiedenen zentralen Studienorten der Orden.[10] Man führe sich schließlich das europaweite Netz der Ordenshäuser vor Augen, dessen cluniazensisches zum Beispiel Girardus de Arvernia im 13.Jahrhundert mit folgenden Worten geographisch umschreibt: „et a Gallia, ubi ortum habuit, usque in Hispaniam, et ab Hispania in Italiam, et ab Italia in Allemanniam, et ab Allemannia usque in Angliam suos palmites jam extendit".[11] Der europäische Raum scheint für die Religiosen keine inneren Grenzen gehabt zu haben. Seien es monastische Leitideen und Normen, sei es eine einzelne Person, eine einzelne Gruppe oder seien es organisatorische Gliederungen und Ausbreitungsprojekte gewesen – auf jeder dieser Ebenen bestand prinzipiell ein überregionaler Aktionsradius, der zumindest auf dem ersten Blick nicht mit Bedingungen einer unüberwindlichen Differenz innerhalb Europas zu rechnen hatte. Otto von Freising, der Cisterzienser auf dem Bischofsstuhl, schrieb dann auch um die Mitte des 12.Jahrhunderts dementsprechend stolz: „...so haben sich die Religiosen in fruchtbarer, reicher Vermehrung über die ganze Erde ausgebreitet, und ihr Verdienst wie ihre Zahl ist in kurzer Zeit ungeheuer gewachsen; nun strahlen sie im Glanz ihrer Zeichen, leuchten durch ihre Wundertaten"[12].

8 Siehe Bligny, B.: Saint Bruno, le premier chartreux, Rennes 1984; Leo, P. de (Hg.): San Bruno e la Certosa di Calabria. Atti del Convegno Internazionale di Studi per il IX Centenario della Certosa di Serra S. Bruno (Squillace, Serra S. Bruno 15-18 settembre 1991), Soveria Mannelli (Catanzaro) 1995.

9 Siehe Kehnel, A./Müller, A.: Dauer durch Wandeln. Von Mönchen und Mauern – von Wandelgängen im Kloster und von Wanderungen durch die Welt, in: Müller, S./Schaal, G. S./Tiersch, C. (Hgg.): Dauer durch Wandel. Institutionelle Ordnungen zwischen Verstetigung und Transformation, Köln/Weimar/Wien 2002, S.107-119.

10 Vgl. Picasso, G.: Scuole ed educazione dall'età carolingia al secolo XI, Milano 1973; Berg, D.: Armut und Wissenschaft. Beiträge zur Geschichte des Studienwesens der Bettelorden im 13.Jahrhundert, Düsseldorf 1977; Oberste, J.: Visitation und Ordensorganisation. Formen sozialer Normierung, Kontrolle und Kommunikation bei Cisterziensern, Prämonstratensern und Cluniazensern (12.- frühes 14.Jahrhundert), Münster/Hamburg/London 1996; Cygler, F.: Das Generalkapitel im hohen Mittelalter. Cisterzienser, Prämonstratenser, Kartäuser und Cluniazenser, Münster 2002.

11 Melville, G.: Die „Exhortatiunculae" des Girardus de Arvernia an die Cluniazenser. Bilanz im Alltag einer Reformierungsphase, in: Berg, D./Goetz, H.-W. (Hgg.): Ecclesia und regnum. Beiträge zur Geschichte von Kirche, Recht und Staat im Mittelalter. Festschrift für Franz-Josef Schmale, Bochum 1989, S.205-234, das Zitat S.208.

12 Chronica sive Historia de duabus civitatibus, ed. von A. Hofmeister, MG SS rerum Germ., Hannover/Leipzig 1912, S.368f.

Hier war angedeutet, dass die *vita religiosa* als ein Bereich gesehen werden konnte, der sich in Ganzheit von allen anderen Formen des christlichen Lebens unterschied und der auch von daher ein Element der Christenheit mit universeller Bedeutung war. Um nur zwei affirmative Modelle einer solch' fundamentalen Differenz anzuführen:

Erstens – Augustinus hatte bekanntlich mit nachhaltigem Erfolg ein Schema von *tria genera hominum* in die Welt gesetzt[13], das typologisch dem Noe den Klerus, dem Job die Laien und dem Daniel schließlich die Religiosen zurechnete, welche sich wie er nicht in die Tumulte des menschlichen Geschlechtes begaben, sondern mit *otium* Gott dienten und – wie Otto von Freising sagte[14] – innerlich unberührt blieben von den Wechselfällen des Weltenlaufes.

Zweitens – Ambrosius war der erste, der zwischen den *praecepta* und den *consilia* des Neuen Testaments unterschied. Es war dies eine Unterscheidung, die zu einer Zweiteilung der Christen führte und die besagte, dass auf der einen Seite die stünden, die nur die Vorschriften des Evangeliums befolgten, also die Laien und die Kleriker, und auf der anderen die, die gemäß eines Gelübdes auch den Ratschlägen des Evangeliums nachkämen, nämlich in Keuschheit, Gehorsam und Armut zu leben. Das Kirchenrecht seit Gratian sah genau hierin die unverzichtbaren, aber auch unverwechselbaren *substantialia* der Religiosen.[15]

[13] Vgl. Oexle, O. G.: Tria genera hominum. Zur Geschichte eines Deutungsschema der sozialen Wirklichkeit in Antike und Mittelalter, in: Fenske, L./Rösner, W./Zotz, T. (Hgg.): Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Festschrift für Josef Fleckenstein, Sigmaringen 1984, S.483-550, hier S.488-494. Dieses alte Einteilungsschema blieb über das ganze Mittelalter hinweg verbreitet. Zur näheren Klärung wären allerdings noch eingehendere Forschungen dringend nötig; siehe zu einem Beispiel aus der Mitte des 14.Jahrhunderts – eine Rollenhandschrift der Bibliothèque de l'Arsenal (Paris), Ms. 1234, wo der Kandelaber graphisch den Verlauf der Weltgeschichte eröffnet – Melville, G.: Geschichte in graphischer Gestalt. Beobachtungen zu einer spätmittelalterlichen Darstellungsweise, in: Patze, H. (Hg.): Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter, Sigmaringen 1987, S.57-154, hier S.75, dort Verweis auf weitere Beispiele.

[14] Chronica, S.369 f.

[15] Zum Beispiel formuliert der Kanonist Goffredus da Trani, Summa super titulis decretalium, Lyon 1519, f. 155^{r}, sehr präzis: „Monachi et canonici regulares conueniunt inter se in his quae sunt substantialia religionis, vt in abdicatione proprietatis, obedientia et continentia". Weitere Textstellen sind vermerkt bei Melville, G.: Zum Recht der Religiosen im ‚Liber extra', in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 118, 2001, S.165-190, hier S.169-171, S.173, S.187f. Zu den „consilia" des Evangelium vgl. Angenendt, A.: Geschichte der Religiosität im Mittelalter, Darmstadt 1997, S.555 ff.

Die Welt der Klöster und Orden besaß also eine gemeinsame, durch Abgrenzung gewonnene Identität, die angesichts der eben gezeigten überregionalen Ausbreitung der Einheit nicht nur der Verwirklichung einer europäischen Kultur förderlich war, sondern diese auch in ganz wesentlichem Umfang selbst darstellte.

Gleichwohl – was hier so ubiquitär, so universell und wohl auch so gleichförmig erscheinen mag, zeigte sich in den Augen beobachtender Zeitgenossen oftmals ganz anders. Gerade die Kanonisten, die die Kohärenz des kirchlichen *ius commune* suchten, bemerkten die Divergenzen in der *vita religiosa* und brachten sie mit juristischer Präzision auf den Punkt. Hostiensis zum Beispiel führte aus, das *ius commune* greife nicht, um den jeweiligen *status vitae* in den Klöstern zu erfassen, „quia diuersa sunt monasteria, et diuersas habent institutiones"[16]. Er stand mit einer solchen Äußerung keineswegs allein, andere Juristen pflichteten ihm bei und verwiesen auf eine schier unüberschaubare Vielfalt, die sich quer durch die Christenheit erstreckte und die eher zu fragmentieren schien, als dass sie einte.[17]

Das Anliegen meiner nachfolgenden Ausführungen wird sein, die Tragweite einer solcherart festgestellten *diversitas* in der *vita religiosa* zu verdeutlichen. Dabei wird sich eine wohlmögliche Annahme, die Religiosen seien mit ihren weit umspannenden Organisationen Schöpfer oder Finder einer Einheit gewesen, zunächst als sehr zweifelhaft erweisen. Der historische Phänomenbestand scheint eher auf eine kaum überschaubare Vielfalt von partikularen Identitäten hinzuweisen.

Natürlich kann man zunächst versuchen, die generelle Struktur dieser *diversitas* analytisch aufzuschließen. Man wird dabei zunächst feststellen, dass das Religiosentum in seinem Kern institutionstranszendent ist. *Vita religiosa* ist bestimmt von der Spiritualität der vollkommenen Hingabe zu Gott, die prinzipiell keiner Organisation oder juridischen Norm bedarf, sondern nur der verinnerlichten Annahme einer von vielen möglichen und individuell erfahrenen Botschaften über den rechten Weg zu Gott. Paradoxerweise muss sie aber gerade deshalb immer wieder in institutionelle Formen eingebunden werden, denn andernfalls würden Erwartungen auf fortdauernde Geltung solcher Botschaften zerfließen. Von Norbert von Xanten, dem Begründer der Prämonstratenser, ist beispielsweise über-

[16] Summa aurea, Venezia 1574, Sp.1144.

[17] Vgl. dazu im Überblick Melville, G.: „Diversa sunt monasteria et diversas habent institutiones". Aspetti delle molteplici forme organizzative dei religiosi nel Medioevo, in: Zito, G. (Hg.): Chiesa e società in Sicilia. I secoli XII-XVI, Torino 1995, S.324-345.

liefert, dass seine Mitbrüder zunächst glaubten, zu ihrem Heil würde das ausreichen, was sie aus seinem Munde hörten und von seinen Handlungen ablesen könnten, so dass sie weder einer festen Ordnung noch einer Regel bedurften. Doch Norbert belehrte sie eines Besseren, indem er seiner Gemeinschaft die Augustinusregel als verbindlich erklärte und dabei hervorhob, die apostolischen und evangelischen Anweisungen könnten auf Dauer nicht erfüllt werden ohne geschriebene Ordnung, ohne Regel oder ohne die Einrichtungen der Väter.[18] Nur institutionalisierte Formen des Normativen vermögen auf Dauer zu stellen. Diese Formen hinwiederum sind dann aber zwangsläufig so heterogen wie jene Botschaften, welche sie zu umkleiden und symbolisieren haben.

Die spezifisch geschichtliche Bedeutung aber einer solchen Grundstruktur des Religiosentums erfasst man nur mittels eines empirischen Durchganges durch die Phänomenbestände. Ich werde daher mit den diachronen Differenzen beginnen, dann zweitens versuchen, die differenten Formen systematisch zu erfassen, und drittens die Konstitutierung einer Identität analysieren, die sich innerhalb einer jeden der differenten Formen ausdifferenziert und die dann sich selbst in sich uniformiert. Der geöffnete Bogen wird sich letztendlich aber auf verblüffende Weise wieder schließen, wenn beobachtet werden wird, wie im Mittelalter selbst mit diesen Differenzen im Religiosentum umgegangen wurde.

Zum ersten Punkt: Die Monopolstellung des benediktinischen Mönchtums als jenes die *vita monastica* allumgreifenden *ordo*, wie er durch die Vereinheitlichungspolitik Ludwigs des Frommen errichtet worden war[19] und durch herausragende Zentren erneuter Reform wie z. B. Cluny oder Gorze auch nach dem Niedergang des Karolingerreiches aufrecht gehalten wurde[20], hatte schon im 11.Jahrhundert Konkurrenz erfahren.[21]

[18] Siehe Vita Norberti archiepiscopi Magdeburgensis (A), in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptores, Bd. XII, S. 683; vgl. dazu Felten, F. J.: Norbert von Xanten. Vom Wanderprediger zum Kirchenfürsten, in: Elm, K. (Hg.): Norbert von Xanten. Adliger, Ordensstifter, Kirchenfürst. Köln 1984, S.69-157. Vgl. zu einem ähnlich beispielhaften Fall solcher Strukturen Alberzoni, M. P.: Unus novellus pazzus in mundo. Individualità e affermazione del carisma, in: Melville, G./Schürer, M. (Hgg.): Das Eigene und das Ganze. Zum Individuellen im mittelalterlichen Religiosentum, Münster/Hamburg/London 2002, S.269-301.

[19] Vgl. Semmler, J.: Benediktinische Reform und kaiserliches Privileg. Zur Frage des institutionellen Zusammenschlusses der Klöster um Benedikt von Aniane, in: Melville, G. (Hg.): Institutionen und Geschichte. Theoretische Aspekte und mittelalterliche Befunde. Köln/Weimar/Wien 1992, S.259-293.

[20] Siehe dazu die oben in Anm. 6 vermerkte Literatur.

[21] Vgl. Leclercq, J.: La crise du monachisme aux XIe et XIIe siècles, in: Bulletino dell'Istituto storico italiano per il medio evo 70, 1958, S.19-41; Cantor, N. F.: The Crisis of Western Monasticism, 1050-1130, in: American Historical Review 66, 1960/61, S.47-67; Engen, J. H.v.: The „Crisis of Cenobitism" Reconsidered. Benedictine Monasticism in the Years 1050-1150, in: Speculum 61, 1986, S.269-304; Sereno, C.: La „crisi del cenobitismo": un problema storiografico, in: Bulletino dell'Istituto Storico Italiano per il Medio Evo 104, 2002, S.32-83.

Die auf sich gestellte, einsame Suche nach Gott, die auch Benedikt als die höchste, gleichwohl nur von Wenigen erreichbare Stufe religiöser Selbstvervollkommnung bezeichnet hatte, gewann in jener Zeit ungeahnten Aufschwung durch neue Ausgestaltungen, welche Eremitentum mit monastischem Gemeinschaftsleben verbanden[22] (es seien nur Camaldoli oder Vallombrosa als Beispiele genannt[23]). Und einen ebenso großen Aufbruch bedeutete es, wenn zugleich – angestoßen durch Konzepte der Kirchenreform – die Leitidee einer Regulierung des Klerikerstandes zu zönobitären Zusammenschlüssen führte, die unter dem Gebot der persönlichen Armut und des Gehorsams analog zum Mönchtum standen, sich jedoch auf die ‚Regel' des Hl. Augustinus beriefen und die Seelsorgspflichten betonten (verwiesen sei beispielsweise nur auf St-Ruf bei Avignon, S. Frediano in Lucca oder Rottenbuch in Schwaben).[24]

Doch auch innerhalb der *vita monastica* gab es im Laufe des 12.Jahrhunderts Auffächerungen von ganz neuer Art. Sie gingen nämlich mit der Ausbildung einer qualitativ völlig neuen Organisationsform von Klösterverbänden einher, von welcher dann rasch nachfolgend auch beträchtliche Teile des Eremitentums und Kanonikertums erfasst wurden: Gab es bislang im Grunde Verknüpfungen von Klöstern nur in Form der

[22] Siehe L'eremitismo in occidente nei secoli XI e XII. Atti della seconda Settimana internazionale di studio, Mendola, 30 agosto – 6 settembre 1962, Milano 1965; Leyser, H.: Hermits and the New Monasticism. A Study of Religious Communities in Western Europe, 1000-1150, London 1984.

[23] Vgl. Vedovato, G.: Camaldoli e la sua congregazione dalle origini al 1184. Storia e documentazione, Cesena 1994; Spinelli, G. (Hg.): Alle origini di Vallombrosa : Giovanni Gualberto nella società dell' XI secolo, Novara ²1991; Monzio Compagnoni, G. (Hg.): II Colloquio Vallombrosano L'Ordo Vallisumbrosae tra XII e XIII secolo. Gli sviluppi istituzionali e culturali e l'espansione geografica, (1101-1293), Vallombrosa, 25-28 agosto 1996, 2 Bde.,Vallombrosa 1999; D'Acunto, N.: Cronache minime di storiografia camaldolese e vallombrosana, in: Antenna, G. (Hg.): Dove va la storiografia monastica in Europa? Temi e metodi di ricerca per lo studio della vita monastica e regolare in età medievale alle soglie del terzo millenio. Atti del Convegno internazionale Brescia-Rodengo, 23-25 marzo 2000, Milano 2001, S.353-363.

[24] Vgl. Fonseca, C. D.: Medioevo canonicale, Milano 1970; Weinfurter, S.: Die Kanonikerreform des 11. und 12.Jahrhunderts, in: Straub, D. (Hg.): 900 Jahre Augustiner Chorherrenstift Reichersberg, Linz 1983, S.23-32; Andenna, C.: Studi recenti sui canonici regolari, in: Andenna, G. (Hg.): Dove va la storiografia, S.101-129; Melville, G./Müller, A. (Hgg.): Regula Sancti Augustini. Normative Grundlage differenter Verbände im Mittelalter, Paring 2002.

gemeinsamen Leitung eines einzigen, durch Amtscharisma legitimierten oder besitzrechtlich ausgewiesenen Vorstehers (es sei beispielhaft etwa auf St-Victor in Marseille oder vor allem auf Cluny verwiesen[25]), so entstanden jetzt eng geschlossene Filiationsgruppen, die sich von anderen monastischen Formen spirituell und organisatorisch scharf abgrenzten. Bei ihnen war Observanz untrennbar mit korporationsrechtlicher Kohärenz verbunden.

Die Vorreiter waren die Cisterzienser. Sie ‚erfanden' in der ersten Hälfte des 12.Jahrhunderts den eigenständigen „Orden" im von da und bis heute gültigen Sinne als Rechtssubjekt und spirituelle Einheit zugleich.[26] Ihrem Vorbild folgten unter Verwendung von drei fundamentalen Organisationselementen – nämlich der eigenständigen Rechtssatzung, des Generalkapitels und der Visitation[27] – schon bald darauf andere Mönchs-, aber auch Eremiten- und Kanonikerverbände (unter vielen z. B. die Kartäuser[28], Prämonstratenser[29] und etwas später auch die sich reformierenden Cluniazenser[30] sowie die Dominikaner[31], Franziskaner[32] etc.),

[25] Vgl. Amargier, P. : Un âge d'or du monachisme. Saint-Victor de Marseille (990-1090), Marseille 1990; Wollasch, J.: Cluny – Licht der Welt. Aufstieg und Niedergang der klösterlichen Gemeinschaft, Zürich/Düsseldorf 1996; Poeck, D. W.: Cluniacensis Ecclesia. Der cluniazensische Klosterverband (10.-12.Jahrhundert), München 1998; Iogna-Prat, D.: Cluny comme „système ecclésial", in: Constable, G./Melville, G./Oberste, J. (Hgg.): Die Cluniazenser in ihrem politisch-sozialen Umfeld, Münster 1998, S.13-92.

[26] Vgl. Mahn, J.-B. : L'ordre cistercien et son gouvernement des origines au milieu du XIIIe siècle (1098-1265), Paris ²1982; Wollasch, Mönchtum, 1973 (s. Anm. 6), S. 172ff.

[27] Vgl. Cygler, F./Melville, G./Oberste, J.: Aspekte zur Verbindung von Organisation und Schriftlichkeit im Ordenswesen. Ein Vergleich zwischen den Cisterziensern und Cluniazensern im 12./13. Jahrhundert, in: Kasper, C. M./Schreiner, K. (Hgg.): „Viva vox" und „ratio scripta". Mündliche und schriftliche Kommunikationsformen im Mönchtum des Mittelalters, Münster/Hamburg/London 1997, S.205-280.

[28] Vgl. Cygler, F.: Vom ‚Wort' Brunos zum gesatzten Recht der Statuten über die ‚Consuetudines Guigonis'. Propositum und Institutionalisierung im Spiegel der kartäusischen Ordensschriftlichkeit (11.-14.Jahrhundert), in: Keller, H./Meier-Staubach, C./Scharff, T. (Hgg.): Schriftlichkeit und Lebenspraxis im Mittelalter. Erfassen, Bewahren, Verändern, München 1999, S.95-109.

[29] Vgl. Melville, G.: Zur Semantik von *ordo* im Religiosentum der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Lucius II., seine Bulle vom 19. Mai 1144 und der „Orden" der Prämonstratenser, in: Crusius, I./Flachenecker, H. (Hgg.): Studien zum Prämonstratenserorden, Göttingen 2003, S.201-224.

[30] Vgl. Melville, G.: Die cluniazensische „Reformatio tam in capite quam in membris". Institutioneller Wandel zwischen Anpassung und Bewahrung, in: Miethke, J./Schreiner, K. (Hgg.): Sozialer Wandel im Mittelalter. Wahrnehmungsformen, Erklärungsmuster, Regelungsmechanismen, Sigmaringen 1994, S.249-297. Siehe zur analogen

so dass hier mit Recht von der Herausbildung eines neuen Standards in der anwachsenden Vielfalt der *vita religiosa* gesprochen werden kann.

Andere gingen sogar in ihrer Suche nach einem Neubeginn noch wesentlich weiter und brachen gänzlich aus dem Fächer der traditionellen Regeln aus: Gut dreißig Jahre vor der Gründung von Cîteaux hatte sich 1076 Stephan von Thiers in die Waldeinsamkeit von Muret bei Limoges zurückgezogen, dort allein vor Gott die Profess abgelegt und seinen sich bald um ihn scharenden Mönchen die Worte vorgegeben: „Es gibt keine Regel außer dem Evangelium Christi, denn dieses ist die Regel der Regeln". Die Regeln etwa des Hl. Basilius, des Augustinus, des Benedikts seien nicht die „origo religionis", sondern nur deren „propagines", nicht die Wurzel, sondern nur Äste.[33]

Stephan von Thiers war in jener Epoche nicht der einzige, wenn wohl der programmatisch radikalste Vertreter dieser tatsächlich neuartig wirkenden Grundhaltung, alle traditionellen Regeln übergehen zu wollen. Sie propagierten den eremitischen Rückzug in die Abgeschiedenheit oder zogen – wie Herbert Grundmann es formulierte[34] – „in Erfüllung der

Entwicklung im Verband von Fruttuaria: Lucioni, A.: L'evoluzione del monachesimo fruttuariense tra la fine dell'XI e la metà del XIII secolo: dalla „Ecclesia" all'„Ordo", in: Trolese, F. G. B.: Il monachesimo italiano nell'età comunale. Atti del IV Convegno di studi storici sull'Italia benedettina. Abbazia di S. Giacomo Maggiore Pontida (Bergamo), 3-6 settembre 1995, Cesena 1998, S.97-138.

[31] Galbraith, G. R.: The Constitution of the Dominican Order, 1216 to 1360, London/New York 1925; Cygler, F.: (...) cum ordo noster specialiter ob predicationem et animarum salutem ab initio noscatur institutus fuisset. Zur Funktionalität der dominikanischen Verfassung, in: Melville, G./Oberste, J. (Hgg.): Die Bettelorden im Aufbau. Beiträge zu Institutionalisierungsprozessen im mittelalterlichen Religiosentum, Münster 1999, S.385-428.

[32] Esser, K.: Anfänge und ursprüngliche Zielsetzung des Ordens der Minderbrüder, Leiden 1966; Brooke, R.: Early Franciscan Government: Elias to Bonaventure, Cambridge 1959; Desbonnets, T. : De l'intuition à l'institution. Les Franciscains, Paris 1983; Dalarun, J.: François d'Assise ou le pouvoir en question. Principes et modalités du gouvernement dans l'ordre des Frères mineurs, Paris 1999.

[33] Regula venerabilis viri Stephani Muretensis, in: Becquet, J. (Hg.): Scriptores ordinis Grandimontenses, Turnhoult 1968, S.66. Vgl. Becquet, J.: La règle de Grandmont, in: Bulletin de la Société archéologique et historique du Limousin 87, 1958, S.9-36 (wieder abgedruckt in Becquet, J.: Études grandmontaines, Ussel/Paris 1998, S.91-118); Melville, G.: Von der Regula regularum zur Stephansregel. Der normative Sonderweg der Grandmontenser bei der Auffächerung der vita religiosa im 12.Jahrhundert, in: Keller, H./Neiske, F. (Hgg.): Vom Kloster zum Klosterverband. Das Werkzeug der Schriftlichkeit, München 1997, S.342-363.

[34] Grundmann, H.: Religiöse Bewegungen im Mittelalter. Untersuchungen über die geschichtlichen Zusammenhänge zwischen der Ketzerei, den Bettelorden und der

evangelischen Weisungen, in Nachahmung der Apostel, unter Verzicht auf allen Besitz durch das Land und mahnten zu Buße und Frieden." Robert von Arbrissel, Bernhard von Thiron, Vitalis von Savigny sind beispielhafte Vertreter dieser Bewegung[35] im 12.Jahrhundert und ihnen ist Franz von Assisi anzureihen, der Armutsgebot und „imitatio Christi" dann in unübersteigbarer Weise ausformte[36] und eben dafür – wie ein Bonaventura zugeschriebener Text hervorhob[37] – eine eigene, ganz neue Regel brauchte.

religiösen Frauenbewegung im 12. und 13.Jahrhundert und über die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Mystik, Darmstadt [4]1977, S.40.

35 Vgl. Walter, J. v.: Die ersten Wanderprediger Frankreichs, 2 Bde., Leipzig 1903, 1906 (Neudruck Aalen 1972). Siehe neuerdings auch Felten, F.J.: Zwischen Berufung und Amt. Norbert von Xanten und seinesgleichen im ersten Viertel des 12.Jh., in: Andenna, G./Breitenstein, M./Melville, G. (Hgg.): Charisma und religiöse Gemeinschaften im Mittelalter. Akten des 3.Internationalen Kongresses des „Italienisch-deutschen Zentrums für Vergleichende Ordensgeschichte", Dresden 2004, Münster 2005, S.103-149.

36 Vgl. Manselli, R.: La povertà nella vita di Francesco d'Assisi, in: La povertà del secolo XII e Francesco d'Assisi, Assisi 1975, S. 217-253; Elm, K.: Franziskus und Dominikus. Wirkungen und Antriebskräfte zweier Ordensstifter, in: Elm, K.: Vitas fratrum. Beiträge zur Geschichte der Eremiten- und Mendikantenorden des 12. und 13.Jahrhunderts, hg. v. D. Berg, Werl 1994, S.123-141; Feld, H.: Franziskus von Assisi und seine Bewegung, Darmstadt 1994, S.189ff., 260ff.; Le Goff, J..: Le vocabulaire des catégories sociales chez saint François d'Assise et ses biographes du XIIIe siècle, in: Le Goff, J.: Saint François d'Assise, Paris 1999, S.101-157; Alberzoni, Unus novellus pazzus, 2002 (s. Anm. 18); Iozzelli, F.: Francesco d'Assisi tra Vangelo e Chiesa, in: Frate Francesco 67, 2001, S.7-37; Rusconi, R.: Francesco d'Assisi nelle fonti e negli scritti, Padova 2002; Ders.: Moneo atque exhortor...Firmiter praecipio. Carisma individuale e potere normativo in Francesco d'Assisi, in: Andenna, G./Breitenstein, M./Melville, G. (Hgg.): Charisma und religiöse Gemeinschaften im Mittelalter. 2005 (s. Anm. 35), S.261-279; Melville, G.: Der geteilte Franziskus. Beobachtungen zum institutionellen Umgang mit Charisma, in: Fischer, J./Joas, H. (Hgg.): Kunst, Macht und Institution. Studien zur Philosophischen Anthropologie, soziologischen Theorie und Kultursoziologie der Moderne. Festschrift für Karl-Siegbert Rehberg, Frankfurt/M./New York 2003, S.347-363.

37 Bonaventura: Determinationes quaestionum circa regulam fratrum minorum, in: S. Bonaventurae opera omnia, Bd. 8, Quaracchi 1998, S.338: *Ordines autem, quos invenit in Ecclesia, aliqua praedictorum trium ex parte habebant, ut Religiosi coenobitae, qui in studio virtutum Christi imitantur vestigia; eremitae, qui contemplationi divinae frequentius vacant, et clerici, rectores plebium, qui animarum curam habentes, ex officio lucris animarum omni vigilantia intendere debent. Et quia haec tria simul in nullo invenit Ordine, Spiritu sancto edoctus, novam condidit Regulam et novum Ordinem instituit, qui in professione evangelicorum consiliorum, oboedientiae videlicet et castitatis et abdictione proprietatis, Christi vestigia sequeretur, et in officio praedicationis et confessionis animarum lucra utiliter quaereret, et in altissimae paupertatis mendicitate libertatem spiritus retinens, contemplationis supernae apprehenderet puritatem.*

Die Zeitspanne vom 11. zum 13.Jahrhundert brachte also eine faszinierend rasche Abfolge von neu erblühenden partikularen Formen der nichtsdestoweniger weiterhin als eine Ganzheit zu verstehenden *vita religiosa* hervor. Die Ritter- und Hospitalorden können hier aus Platzgründen nur erwähnt werden; auch sie tragen zu dem großen neuen Spektrum wesentlich bei.[38] Dabei kann man einerseits von deutlichen, wenn auch zeitlich begrenzten Vorrangstellungen einzelner Formen sprechen – ein guter Indikator ist die jeweilige Rekrutierung der Päpste aus den verschiedenen Observanzen oder Orden: Benediktinische Päpste wurden abgelöst von solchen, die Regularkanoniker waren oder Cisterzienser und später dann Franziskaner oder Dominikaner.[39] Andererseits waren jene Entwicklungen gerade auch bestimmt von scharfen Konkurrenzen gleich starker Alternativen – so etwa zwischen *vita monastica* und *vita canonica*[40], waren aber ebenso bestimmt gerade von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Was überholt erschien – wie etwa die alte *Cluniacensis ecclesia*, – entfaltete unter Ausnutzung der neuen Organisationsformen oftmals eine kaum vermutete Renaissance – man denke etwa an den Verband von Fruttuaria oder sogar an jenen von Cluny selbst im 13. Jahrhundert[41]. Und umgekehrt entpuppte sich Manches als gar nicht so neu, wie es den Anschein hatte: Auf den „prefrancescanesimo" der Grandmontenser ist zum Beispiel schon oft zu Recht hingewiesen worden.[42]

38 Siehe im Überblick Forey, A.: The Military Orders from the 12th to the Early 14th C., Aldershot 1993; Nicholson, H.: Templars, Hospitallers and Teutonic Knights. Images of the Military Orders 1128-1291, Leicester 1995; Cardini, F. (Hg.): Monaci in armi. Gli ordini religioso-militari dai templari alla battaglia di Lepanto, Roma 2004.

39 Nach den benediktinischen Päpsten Gregor VII. (1073-1085), Victor III. (1086-1087), Urban II. (Cluniazenser; 1088-99), Paschalis II. (1099-1118) und Gelasius II. (1118-1129) folgten mit Honorius II. (1124-1130), Coelestin II. (1143-1144), Lucius II. (1144-1145), Hadrian IV. (1154-1159), Urban III. (1185-1187) und Gregor VIII. (1187) Päpste, die Regularkanoniker waren, und mit Eugen III. (1145-1153) ein Cisterzienser. Mit Innocenz V. (1276) nahm der erste Dominikaner und mit Nicolaus IV. (1288-1292) der erste Franziskaner den Papststuhl ein.

40 Siehe Melville, G.: Zur Abgrenzung zwischen Vita canonica und Vita monastica. Das Übertrittsproblem in kanonistischer Behandlung von Gratian bis Hostiensis, in: Melville, G. (Hg.): Secundum regulam vivere. Festschrift für N. Backmund, Windberg 1978, S.205-243; Constable, G.: The Reformation of the Twelfth Century, Cambridge 1996, S.131-135.

41 Vgl. Melville, Reformatio, 1994 (s. Anm. 30); Lucioni, L'evoluzione, 1998 (s. Anm. 30).

42 D'Ascoli, E.: La vita spirituale anteriore a s. Francesco, in: Collectanea Franciscana 2, 1932, S.5-34; Milano, I. d.: Un prefrancescanesimo nell'evangelismo di S. Stefano di Muret istitutore di Grandmont?, in: Villapadierna, I.A. (Hg.): Miscellanea Melchor de Pobladura, Bd. 1, Roma 1964, S.75-97; La povertà del secolo XII e Francesco

Zum zweiten Punkt: Die diachron entfalteten Eigenheiten und Eigenständigkeiten innerhalb der *vita religiosa* lassen sich gleichwohl auch in systematischen Kategorien einordnen, welche die Differenzen noch schärfer profilieren. Die wichtigsten seien kurz genannt.

Die grundlegendste Alternative stellte wohl jene dar, die durch die beiden Frauengestalten Martha und Maria von Bethunien symbolisiert wurde[43] – nämlich die Alternative zwischen *vita activa* und *vita contemplativa*, die insofern von besonderer Problematik war, als sich daran wiederum ein weiteres Unterscheidungsmerkmal anbinden ließ: der Grad der Lebensstrenge, die Frage nach der *vita strictior*, von der nicht nur Vorrangstellungen abhingen, sondern auch die Legitimität des *transitus* von einer Lebensform zur anderen.[44] Dass darum heftig gefochten wurde, zeigen zum Beispiel anschaulich die Streitschriften zwischen Cisterziensern und Cluniazensern[45] – also zwischen zwei mönchischen Lebensformen nach der Benediktsregel – oder zwischen Mönchen und Regularkanonikern.[46] Denn bei diesen Streitigkeiten ging es keineswegs nur um die jeweilige Zuordnung, sondern wesentlich prinzipieller um die Frage, welche der beiden Formen – die *vita activa* oder die *vita contemplativa* – überhaupt höher zu bewerten sei.

Ein anderes Kriterium war natürlich die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Regel – aber auch dieses Kriterium war keineswegs problem-

d'Assisi. Atti del II Convegno internazionale, Assisi, 17-19 ottobre 1974, Assisi 1975; Melville, G.: In solitudine ac paupertate. Stephans von Muret Evangelium vor Franz von Assisi, in: Melville, G./Kehnel, A. (Hgg.): In proposito paupertatis. Studien zum Armutsverständnis bei den mittelalterlichen Bettelorden, Münster 2001, S.7-30.

43 Dazu grundlegend Constable, G.: The Interpretation of Mary and Martha, in: Constable, G.: Three Studies in Medieval Religious and Social Thought, Cambridge 1995, S.1-141.

44 Vgl. Melville, Zur Abgrenzung, 1978 (s. Anm. 40); Wollasch, J.: Das Mönchsgelübde als Opfer, in: Frühmittelalterliche Studien 18 (1984), S.529-545, hier S.537ff.

45 Siehe Bredero, A. H.: Cluny et Cîteaux: les origines de la controverse, in : Bredero, A. H. : Cluny et Cîteaux au douzième siècle. Histoire d'une controverse monastique, Amsterdam/Maarssen 1985, S.27-73; Ders.: Le „Dialogus duorum monachorum": un rebondissement de la polémique entre Cisterciens et Clunisiens, in: Ders.: S.185-276.

46 Siehe Dereine, C.: L'élaboration du statut canonique des chanoines réguliers, spécialement sous Urbain II, in: Revue d'histoire ecclésiastique 46, 1951, S.535-565, hier S. 558f.; Lunardi, G.: L'ideale monastico nelle polemiche del secolo XII sulla vita religiosa, Noci 1970, S.19 f.; Melville, Zur Abgrenzung, 1978, S.211-214 (s. Anm. 40). Zudem gab es natürlich auch Konkurrenzkämpfe zwischen Säkular- und Regularklerus, siehe dazu Fuchs F./Märtl, C.: Ein neuer Text zur Auseinandersetzung zwischen Säkular- und Regularkanonikern im 12.Jahrhundert, in: Mordek, H. (Hg.): Papsttum, Kirche und Recht im Mittelalter. Festschrift für Horst Fuhrmann, Tübingen 1991, S.277-302.

los. Das 2. Lateranum vom Jahre 1139 sprach von drei *regulae principales*, der Regel des Basilius, der des Augustinus und der des Benedictus – dies entsprach im Idealfall den drei wichtigsten Formationen der *vita religiosa*: der *vita eremitica*, der *vita canonica* und der *vita monastica*.[47] Im Konkreten aber war die Vielfalt der Formen aufgrund ihrer Mischungen oder Spezialisierungen wesentlich größer als die Zuordnungsmöglichkeiten zu diesen drei Regeln, wie umgekehrt auch die Dreizahl der Regeln schon im 12.Jahrhundert bei weitem überstiegen wurde – es sei zum Beispiel die Regel der Grandmontenser[48], die regelgleichen Statuten des Verbandes von Fontrevault[49] oder die ebenfalls regelgleichen *Consuetudines* Guigos für die Kartäuser[50] genannt. Das 4.Lateranum von 1215 suchte bekanntlich der ständigen Erweiterung dieses Fächer entgegenzuwirken und legte alle künftigen Institutionalisierungen der *vita religiosa* auf die alternative Annahme entweder der Benedikts- oder der Augustinusregel fest[51] – was allerdings sogleich durch die Approbation der Franziskus-Regel unterlaufen wurde[52] bzw. was dazu führte, dass der zweite große Ast des Mendikantentums – der Predigerorden – sich *Constitutiones* über die Augustinusregel hinaus gab, die die symbolische Kraft einer Regel hatten.[53]

Die Modalitäten der Adaption einer Regel bzw. des Umgangs mit einer angenommenen Regel waren zudem außerordentlich flexibel. Ein Leitmotiv war zum Beispiel die Absicht, bestehende Regelobservanzen zu verbessern. Humbert de Romanis, Generalmagister der Dominikaner und ein besonders scharfer Beobachter der *vita religiosa*, vermochte z. B. zwei wesentliche Stränge der Ordensgeschichte ganz einfach zu strukturieren, indem er die richtige Feststellung traf, dass die Prämonstratenser

47 Vgl. Dubois, J.: Les ordres religieux au XIIe siècle selon la curie romaine, in: Revue Bénédictine 78, 1968, S.283-309, hier S.287f.

48 Siehe Becquet, J. (Hg.): Scriptores ordinis Grandimontenses, Turnhoult 1968, S.65-99.

49 Siehe Dalarun, J.: Robert d'Arbrissel, fondateur de Fontevraud, Paris 1986; Felten, F. J.: Verbandsbildung von Frauenklöstern. Le Paraclet, Prémy, Fontevraud mit einem Ausblick auf Cluny, Sempringham und Tart, in: Keller/Neiske (Hgg.), Vom Kloster zum Klosterverband, 1997, S.277-341, hier S.306ff (s. Anm. 33).

50 Siehe Cygler, Vom ‚Wort' Brunos, 1999 (s. Anm. 28).

51 García y García, A. (Hg.): Constitutiones Concilii quarti Lateranensis una cum Commentariis glossatorum, Città del Vaticano 1981, S.62 (c. 13). Vgl. dazu Maccarrone, M.: Le costituzioni del IV concilio lateranense sui religiosi, in: Ders.: Nuovi studi su Innocenzo III, hg. v. R. Lambertini, Roma 1995, S.1-45, hier S.36 ff.

52 Siehe dazu Grundmann, Religiöse Bewegungen, 1977 (s. Anm. 34), S.142ff.

53 Siehe Cygler, F./Melville, G.: Augustinusregel und dominikanische Konstitutionen aus der Sicht Humberts de Romanis, in: Melville/Müller, Regula Sancti Augustini, 2002, S.419-454 (s. Anm. 24).

reformaverunt ac auxerunt religionem beati Augustini, sicut Cisterciences beati Benedicti religionem.[54] Ein weiterer entscheidender Beweggrund zur Ordensgründung war die Verwirklichung eines eigenen *propositum*, einer spezifischen und gewiss auch als innovativ angesehenen Aufgabenstellung also, die dann auch besonderer Regulative des Lebens bedurfte sowie Ergänzungen zum Normenkomplex der jeweiligen Regel verlangte. Mit dem Begriff *institutiones* – es sei an die eingangs zitierte Feststellung des Hostiensis erinnert – waren solche Normen jenseits der Regel, die sich aus eigenen Gewohnheiten, aus eigenen Rechtssatzungen und päpstlichen Privilegierungen zusammensetzten, normalerweise in einschlägigen Urkunden umschrieben. Die Semantik von *institutiones* verwies auf die Differenz innerhalb einer Regelfamilie und umschrieb das normativ Eigenständige eines Klösterverbandes oder Ordens. Um nur ein Beispiel aus der päpstlichen Formelsammlung zu zitieren, in der sich kontinuierlich Einträge einer solchen „clause de régularité" finden, wie Jacques Dubois[55] jene Bezugnahme auf die *institutiones* nennt: *...statutentes, ut ordo monasticus, qui secundum deum et beati Benedicti regulam atque instutionem monialium inclusarum sancti Damiani Asisinatis et formulam vite vestre a ... Gregorio papa ... ordini vestro traditam, ... perpetuis ibidem temporibus inviolabiliter observetur.*[56]

Um eine Annahme solcher *institutiones* und weit weniger um die Adaption einer Regel ging es zum Beispiel, wenn man etwa eine Gruppe von Klöstern in einen größeren Verband eingliedern wollte – wie es mehrfach der Fall war: etwa bei den Klöstern des Stephan von Obazine[57] oder des Serlo von Savigny[58] und den Cisterziensern. Und das Privileg eigenständiger *institutiones* konnte man unter Umständen auch wieder verwirken und damit die eigene Identität verlieren, wenn man das zugrunde liegende *propositum* als ideelle Voraussetzung missachtete. Den Cisterziensern zum Beispiel war ein entsprechender Entzug durch

[54] Humbert de Romanis, Expositio in constitutiones, in: Berthier, J. J. (Hg.): B. Humberti de Romanis...opera de vita regulari, Bd. 2, Roma 1889, S.1-178, hier S.2 f.

[55] Dubois, Les ordres religieux, 1968, S.285 (s. Anm. 47).

[56] Tangl, M. (Hg.): Die päpstlichen Kanzleiordnungen von 1200-1500, Innsbruck 1894, S.241.

[57] Siehe Barrière, B.: L'Abbaye cistercienne d'Obazine en Bas-Limousin: les origines, le patrimoine, Limoges 1977.

[58] Siehe Dimier, A.: Savigny et son affiliation à l'Ordre de Cîteaux, in: Collectanea Ordinis Cisterciensium Reformatorum 9, 1947, S.251-258.

Alexander III. mit den bezeichnenden Worten angedroht worden, sie würden dann wieder *communi jure* behandelt.[59]

Nun zum dritten Punkt: Angesichts solcher Differenzstrukturen war es stets von hoher Wichtigkeit, sich deutlich von anderen Lebensformen abzugrenzen, um die Geltung des Eigenen zu verdeutlichen und zu erhalten. Es kam darauf an, die Differenz gegenüber allen anderen Formationen zu zeigen und von daher auch normativ festzuschreiben. Dies konnte auf der Ebene des Symbolischen oder auf der des Instrumentell-organisatorischen geschehen.[60]

Das sichtbarste Unterscheidungsmittel war der Habit.[61] Und obgleich man sich der Richtigkeit des Satzes *cucullus non facit monachum* bewusst war[62], da der Habit nur auf das äußerlich Identifizierende verwies und nicht auf die Identität einer inneren Haltung, fochten zum Beispiel die Benediktiner (mit einem schwarzen Habit) und die Regularkanoniker (mit einem weißen Habit) einen entsprechenden Kampf um die Symbolik. Die Mönche legten die weiße Kleidung der Regularkanoniker, um diese zu desavouieren, als Zeichen mangelnder Demut aus. Letztere hatten

[59] Es handelt sich um eine Dekretale, die dann in den Liber extra eingegangen ist: X 3.35.3. Vgl. Leclercq, J.: Passage supprimé dans une épitre d'Alexandre III, in: Revue bénédictine 62, 1952, S.149-151; Ders.: Epitres d'Alexandre III sur les cisterciens, in: ibidem. 64, 1954, S.68-82; Swietek, F. R./Deneen, T. M.: Ab antiquo alterius ordinis fuerit, in: Revue d'histoire ecclesiastique 89, 1994, S.5-28, hier S.18ff.; Melville, G.: Ordensstatuten und allgemeines Kirchenrecht. Eine Skizze zum 12./13.Jahrhundert, in: Landau, P./Müller, J. (Hgg.): Proceedings of the 9th International Congress of Medieval Canon Law, Città del Vaticano 1997, S.691-712, hier S.705.

[60] Vgl. Melville, G.: L'institutionnalité médiévale dans sa pluridimensionnalité, in: Schmitt, J.-C./Oexle O. G. (Hgg.): Les tendances actuelles de l'histoire du Moyen Age en France et en Allemagne, Paris 2002, S.243-264.

[61] Zu den kulturgeschichtlichen Zusammenhängen siehe Moos, P. v.: Das mittelalterliche Kleid als Identitätssymbol und Identifikationsmittel, in: Moos, P. v. (Hg.): Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft, Köln/Weimar/Wien 2004, S.123-146.

[62] Braet, H.: Cucullus non facit monachum. Of Beasts and Monks in the Old French Renart Romance, in: King, E. B./Schaefer, J. T./Wadley, W. B. (Hgg.): Monks, Nuns, and Friars in Mediaeval Society, Sewanee/Tennessee 1989, S.161-169. Zur Signifikanz des Habits vgl. allgemein Boni, A.: Abito religioso. IV. Significati dell'abito religioso, in: Dizionario degli istituti di perfezione 1, 1974, Sp.75-78. Siehe zu exemplarischen Fällen Pastoureau, M.: Les Cisterciens et la couleur au XIIe siècle, in: Cahiers d'archéologie et d'histoire du Berry 136, 1998, S.21-30; Fuchs, F.: Wolle oder Leinen. Zum Streit um den rechten Habit in der Regularkanonikerbewegung des 12.Jahrhunderts, in: Melville/Müller, Regula Sancti Augustini, 2002, S.219-237 (s. Anm. 24); Sickert, R.: „Wenn Klosterbrüder zu Jahrmarktsbrüdern werden". Studien zur Wahrnehmung der Franziskaner und Dominikaner im 13.Jahrhundert, Münster/Berlin 2006, S.170 ff.

allerdings ein besseres Argument, weil es nicht auf eine bestimmte Verhaltensform, sondern auf das zielte, worum es eigentlich ging: um den Nachweis nämlich einer funktionalen Differenzierung. Die Kanoniker gaben vor, dass sie sich der Seelsorge zu widmen hätten, wie es der Hoffnung vermittelnden Auferstehung Christi entspräche, und von daher trügen sie als Zeichen das Weiß der Freude; die Mönche dagegen hätten sich der *vita contemplativa* hinzugeben und stünden damit für den Tod Christi, wodurch ihnen das Schwarz der Trauer angemessen sei.[63]

Auf anderer Ebene, die aber in diesem Falle gewiss nicht weniger wirkungsvoll war wie jene der Symbole, lagen die Anstrengungen, abzugrenzen durch Exklusivität der Rechtssetzung. Konnten so zum Beispiel die *consuetudines* der Cluniazenser im 11.Jahrhundert noch als ‚Exportware' eines reformerisch gesinnten Mönchtums an andere Klösterverbände weitergegeben werden, so galten die Statuten der Orden neuer Art nur innerhalb der Organisation, die sie erlassen hatte.[64] In Konsequenz legten zum Beispiel die Dominikaner dann ihre Profess neben der Regel direkt auf ihre *constitutiones* als rechtlich entscheidendes Identitätsmerkmal des und nur des Dominikanischen ab.[65] Ähnlich signifikant waren die erstmals bei den Cisterziensern 1152 festgeschriebene und dann von allen anderen Orden oder Verbänden übernommene Norm, die Leitungsämter nur mit eigenen Mitgliedern zu besetzen. Wohl kaum deutlicher als in dieser Vorschrift ist – wie schon Joachim Wollasch betonte[66] – das Phänomen der „Abkapselung" zum Ausdruck gebracht, das die Religiosen aller anderen Verbände zu Fremden werden ließ.

Abgrenzung nach außen hatte Erfolgschancen nur bei gleichzeitiger Stiftung von innerer Einheit. Unübertrefflich präzis hat diesen Sachverhalt Humbert des Romanis auf den Punkt gebracht.[67] Er stellte bei seinen Dominikanern noch um die Mitte des 13.Jahrhunderts eine Unterschiedlichkeit in der Kleidung, in den Wohnverhältnissen und sogar in den liturgischen Gebräuchen fest. Eine Abhilfe sei aus zweierlei Gründen dringend notwendig – betonte er –, denn zum einen würde es die Herzen der Brüder verwirren, wenn sie an einem anderen Ort ihres Ordens andere Sitten erkennen müssten, zum anderen entstehe eine *confusio* bei Beobachtern von außen, die angesichts der *varietas* glaubten, nicht eine *fraternitas*, sondern viele vor sich zu haben. Einheitlichkeit also fördere die Einheit, weil sie diese überhaupt erst wahrnehmen lasse. Von daher gewinne, fährt Humbert fort, der von den Prämonstratensern übernommene Satz in den *constitutiones* besondere Bedeutung – nämlich, dass eine *uniformitas exterius servata in moribus* unbedingt einer *unitas, que interius servanda est in cordibus* als Norm zur Seite zu stellen sei. Und er schließt die Überlegungen mit den eindringlichen Worten: *Qui enim de hujusmodi uniformitate non curant, et unitatem fraternae charitatis perturbant, signum sui dant quod intrinsecus cum aliis unitatem non habeant.*[68]

Die strukturellen Widerständigkeiten gegen diesen Leitgedanken waren indes groß. Bereits in der Benediktsregel, die bei ihrer Abfassung zwar nur für ein Einzelkloster gelten sollte, dessen Autor aber schon mit einer möglichen Verbreitung auch in entferntere Region rechnete, wird unter dem dort so typischen Leitgedanken der *discretio* mit unterschiedlichen klimatischen Verhältnissen gerechnet, auf die sich die Ausstattung der Mönche einzurichten habe.[69] Doch nicht nur die Divergenzen der Lebensräume – und es handelte sich zudem ja nicht allein um naturhafte, sondern auch um politische, soziale, mentale usw. – spielten eine Rolle, auch die weiten Strecken, über die hinweg eine Kommunikation zu funktionieren hatte, verlangte außergewöhnliche Anstrengungen, um eine Identität des Ganzen durch innere *unitas* und äußerliche *uniformitas* der Normen herzustellen oder – wie die Cisterzienser sagten[70] – um alle Mitbrüder, die *in diversis partibus mundi* verstreut seien, durch *caritas* innig verbunden zu halten. Und schließlich war immer mit Abspaltungsneigungen einzelner Häuser oder Gruppierungen eines Verbandes zu rechnen, weil die regionalen Kohäsionskräfte zu stark wurden oder eine Filiation

[63] Diese Argumentation bei dem Regularkanoniker Gerhoh von Reichersberg, Liber de aedifico Dei, Migne PL 194, Sp. 1270; dazu auch Arno von Reichersberg, Scutum Canonicorum, Migne PL 194, Sp. 1522.

[64] Vgl. zum cluniazensischen Beispiel Iogna-Prat, D.: Coutumes et Statuts clunisiens comme sources historiques (ca 990-ca 1200), in: Revue Mabillon 64, 1992, S.23-48; Melville, G.: Handlung, Text und Geltung. Zu Clunys Consuetudines und Statuten, in: Ehbrecht, W. u.a. (Hgg.): Der weite Blick des Historikers. Einsichten aus Kultur-, Landes- und Stadtgeschichte. Peter Johanek zum 65. Geburtstag, Köln 2002, S.23-39.

[65] Siehe Tugwell, S.: Dominican Profession in the Thirteenth Century, in: Archivum Fratrum Praedicatorum 53, 1983, S.5-52.

[66] Wollasch, Mönchtum, 1973 (s. Anm. 6), S.180, unter Bezugnahme auf eine entsprechende Urkunde Eugens III.

[67] Humbert de Romanis, Expositio in constitutiones, S.5-8.

[68] Humbert de Romanis, Expositio in constitutiones, S. 8.

[69] Regula Benedicti, c. 55: *Vestimenta fratribus secundum locorum qualitate, ubi habitant, vel aerum temperie dentur, quia in frigidis regionibus amplius indigitur, in calidis vero minus.*

[70] Carta caritatis prior, in: Waddel, C. (Hg.): Narrative and Legislative Texts from Early Cîteaux, Cîteaux 1999, S.89.

zu mächtig wurde, um sich weiterhin noch Größerem unterzuordnen.[71] Die Mittel zur Schaffung von Identität durch Gleichförmigkeit waren vielfältig und reichten von rein technischen wie zum Beispiel authentischen und approbierten Abschriften der Generalkapitelsbeschlüsse zur Verteilung an alle Konvente[72] über Anweisungen für gleiche liturgische Praktiken und Architekturformen der Kirchen[73], über Förderungen einer kommunikativen Präsenzkultur durch Teilnahmezwang an Generalkapitel[74], durch zentrale Ausbildungsstätten[75] und regional übergreifende Visitationen[76] bis hin zur Schaffung gleicher Wissensbestände, gleicher Ursprungsmythen[77], gleicher Traditionsbildungen und gleicher *exempla*[78],

[71] Beispielhaft an cluniazensischen Verhältnissen aufgezeigt von Cygler, F.: L'ordre de Cluny et les „rebelliones" au XIIIe siècle, in: Francia 19, 1992, S.61-93.

[72] Vgl. Melville, G.: Zur Funktion der Schriftlichkeit im institutionellen Gefüge mittelalterlicher Orden, in: Frühmittelalterliche Studien 25, 1991, S.391-417, hier S.409; Oberste, J.: Ut domorum status certior habeatur. Cluniazensischer Reformalltag und administratives Schriftgut im 13. und frühen 14.Jahrhundert, in: Archiv für Kulturgeschichte 76, 1994, S.51-76.

[73] Vgl. Braunfels, W.: Abendländische Klosterbaukunst, Köln [5]1985; siehe z. B. zu den Cisterziensern jetzt Wipfler, E.: „Corpus Christi" in Liturgie und Kunst der Zisterzienser im Mittelalter, Münster/Hamburg/London 2003.

[74] Vgl. Cygler, Das Generalkapitel, 2002, passim (s. Anm. 10).

[75] Siehe z. B. Anger, P.: Le collège de Cluny fondé à Paris dans le voisinage de la Sorbonne et dans le ressort de l'Université, Paris 1916; Berg, Armut und Wissenschaft, 1977 (s. Anm. 10); Roest, B.: A History of Franciscan Education (c. 1210-1517), Leiden/Boston/Köln 2000; Studio et studia. Le scuole degli ordini mendicanti tra XIII e XIV secolo. Atti del XXIX Convegno internazionale. Assisi, 11-13 ottobre 2001, Spoleto 2002.

[76] Vgl. Oberste, Visitation, 1996 (s. Anm. 10).

[77] Elm, K.: Die Bedeutung historischer Legitimation für Entstehung, Funktion und Bestand des mittelalterlichen Ordenswesens, in: Wunderli, P. (Hg.): Herkunft und Ursprung. Historische und mythische Formen der Legitimation, Sigmaringen 1994, S. 71-90; Wesjohann, A.: Überschüsse an Armut. Mythische Grundlegungen mendikantischer Armutsauffassungen, in: Melville/Kehnel (Hgg.), In proposito paupertatis, 2001, S.169-201 (s. Anm. 42); Melville, G.: Geltungsgeschichten am Tor zur Ewigkeit. Zu Konstruktionen von Vergangenheit und Zukunft im mittelalterlichen Religiosentum, in: Melville, G./Vorländer, H. (Hgg.): Geltungsgeschichten. Über die Stabilisierung und Legitimierung institutioneller Ordnungen, Köln/Weimar/Wien 2002, S.75-108; siehe auch die unter dem Rahmentitel La mémoire des origines dans les institutions médiévales versammelten Beiträge in: Mélanges de l'École française de Rome. Moyen Age 115, 2003, S.133-479, zu denen Caby, C.: La mémoire des origines dans les institutions médiévales. Présentation d'un projet collectif, S.133-140, eine sehr instruktive Einführung vorlegte.

[78] Füser, T.: Vom exemplum Christi über das exemplum sanctorum zum „Jedermannsbeispiel". Überlegungen zur Normativität exemplarischer Verhaltensmuster im institutionellen Gefüge der Bettelorden des 13.Jahrhunderts, in: Melville/Oberste (Hgg.), Die Bettelorden im Aufbau, 1999, S.27-105 (s. Anm. 31); Schürer, M.: Die Findung

die zu sammeln und zu codifizieren sich die meisten Orden bemühten – wie z. B. die Dominikaner 1255 durch einen eigenen Generalkapitelsbeschluss, in welchem es hieß: *Fratres qui sciunt. vel scient in antea aliqua miracula pertinencia ad beatum Dominicum. vel beatum Petrum. que non sunt scripta. priori Bononiensi scribant. pertinencia ad beatum Dominicum. priori vero Mediolanensi. pertinencia ad beatum Petrum. et illi habeant curam redigendi in scriptis. ad perpetuam memoriam.*[79]

Doch was für regionale Divergenzen und Distanzen galt, galt nicht minder für zeitliche Unterschiede. „Alles, was sein Dasein nicht sich selbst verdankt, neigt zu Verfall und Nichtsein, wenn es nicht von dem gehalten wird, der ihm das Dasein gibt; so auch jeder Orden und jeder Mensch", legte eine Schrift aus dem Franziskanerorden dar und führte fünf Gründe an, warum auch dieser in Gefahr laufe, sich zu verändern[80]. Durchaus bewusst war man sich des Heraklit'schen Satzes, dass man nicht zweimal in den gleichen Fluss steigen könne. Und verantwortungsbewusste Lenker der Klöster und Orden suchten die Ausdifferenzierung ihres Normenbestandes nach Unveränderbarem und Veränderbarem, um „ex necessitate temporis" abzuwandeln, was als Abgewandeltes den Erhalt des Ursprünglichen versprach. Es sei als Beispiel nur an den musterhaften Prolog der Statuten des Petrus Venerabilis[81] oder an die Schrift *De praecepto* des Bernhard von Clairvaux[82] erinnert.

Ich habe mit meinen Ausführungen immer stärker in detaillierte Strukturen der Differenzen innerhalb der *vita religiosa* führen müssen –

des Heiligen. Dominikus von Guzmán und Petrus Martyr als Figuren zwischen Topik und Singularität, in: Melville/Schürer, Das Eigene und das Ganze, 2002, S.339-377 (s. Anm. 18); Ders.: Das Exemplum oder die erzählte Institution. Studien zum Beispielgebrauch bei den Dominikanern und Franziskanern des 13.Jahrhunderts, Münster/Hamburg/London 2005.

[79] Reichert, B. M. (Hg.): Acta capitulorum generalium Ordinis Praedicatorum, Bd.1, Roma 1898, S.76, siehe auch S.105 (im Jahre 1260).

[80] Bonaventura, Determinationes, S.349f.; vgl. dazu Schreiner, K.: Dauer, Niedergang und Erneuerung klösterlicher Observanz im hoch- und spätmittelalterlichen Mönchtum. Krisen, Reform- und Institutionalisierungsprobleme in der Sicht und Deutung betroffener Zeitgenossen, in: Melville, Institutionen und Geschichte, 1992, S.295-341, hier S.333f. (s. Anm. 19).

[81] Statuts de Pierre le Vénérable, Abbé de Cluny, in: Charvin, G. (Hg.): Statuts, chapitres généraux et visites de l'Ordre de Cluny, Bd.1, S.20-40, hier S.21f.; vgl. dazu Pinkl, E.-M.: Der Statutenprolog des Petrus Venerabilis. Ein Beitrag zur Diskussion um die Veränderbarkeit von Recht im Mittelalter, in: Müller, W./Smolka, W. J./Zedelmaier, H. (Hgg.): Universität und Bildung. Festschrift für Laetitia Boehm, München 1991, S.3-11.

[82] Callerot, F. u.a. (Hgg.): Bernhard von Clairvaux, Le Précepte et la Dispense, Paris, 2000.

Strukturen, die sowohl diachron wie systematisch fast nur partikulare Identitäten erkennen lassen und so ganz dem ersten Eindruck von *vita religiosa* als eines einheitsstiftenden Faktors in der mittelalterlichen Geschichte Europas widersprechen. Muss man als Ergebnis also festhalten, die *vita religiosa* stelle nur eine ubiquitäre Form der Differenz dar? Auch das Mittelalter sah dies wohl so, aber es zog daraus ganz bestimmte und die Sachlage wieder umdrehende Schlussfolgerungen:

Es pflegten nämlich – schrieb Anselm von Havelberg im Jahre 1145[83] – viele seiner Zeitgenossen sich zu wundern, warum so viele Neuigkeiten in der Kirche Gottes entstünden, warum so viele *ordines* in ihr emporwüchsen. Wer verachte nicht – so insistierten sie – die so vielen Mannigfaltigkeiten (*varietates*) unterworfene, durch so viele Erfindungen (*adinventiones*) umgewandelte, durch so viele neue Gesetze und Gewohnheiten getriebene, durch so viele fast jährlich erneuerte Regeln und Sitten schwankende christliche *religio*? – In der Kirche Gottes könne man jetzt sehen, wie Gewisse emporkämen, die nach eigenem Dafürhalten sich mit ungewohntem Gewande bekleideten, sich eine neue Lebensordnung erwählten und – sei es unter dem Titel mönchischer Profess, sei es unter dem Gelübde kanonikaler Disziplin – sich anmaßten, was sie wollten, die Neues beim Psalmodieren erfänden, die eine neue Art der Abstinenz und des Speisenumfanges festlegten, und die sich weder den Mönchen, die unter der Regel des Hl. Benedikt fechten, noch den Kanonikern, die gemäß der Regel des Hl. Augustinus ein apostolisches Leben führen, nachbildeten.

Anselm hielt dieser Skepsis vehement entgegen. Er verwies auf den einen Heiligen Geist, der die Kirche belebe, der jedoch vielfältig sei in der Verteilung seiner Gaben („multiplex in multifaria donorum suorum distributione"). In unterschiedlicher Weise lasse sie dieser den Menschen zukommen, um über unterschiedliche Zeiten hinweg den einen, alles zusammenhaltenden Glauben bewahren zu können. „‚Vielheit', ein Strukturprinzip göttlichen Schöpfungs- und Ordnungshandelns, rechtfertige auch die Pluralität klösterlicher Lebens- und Gemeinschaftsformen. Die von Gott gewollte ‚Vielheit' schließe erzwungene Uniformität aus und gebiete Duldung, keine unzeitige Verurteilung und gewaltsame Vereinheitlichung. Prozesse der Differenzierung rückgängig machen zu wollen,

[83] Anselm von Havelberg, Dialogi, Migne PL 188, Sp. 1141f. Siehe zu Folgendem schon Melville, G.: Duo novae conversationis ordines. Zur Wahrnehmung der frühen Mendikanten vor dem Problem institutioneller Neuartigkeit im mittelalterlichen Religiosentum, in: Melville/Oberste, Die Bettelorden im Aufbau, 1999, S.1-23, hier S.19ff. (s. Anm. 31).

sei theologisch nicht legitim. Pluralität verlange Toleranz – auch im Bereich des Ordenswesens", fasste Klaus Schreiner kürzlich Anselms Standpunkt treffend zusammen.[84]

Ebenso in den Heilsplan Gottes ordnete eine etwa zeitgleiche Schrift, die den bezeichnenden Titel *Libellus de diversis ordinibus et professionibus qui sunt in aecclesia*[85] trägt, die Mannigfaltigkeit des gegenwärtigen Religiosentums ein. Sie setze sich zum Ziel – hieß es eingangs[86] – den Nachweis zu erbringen, dass Gott Gefallen finde an den *diversitates professionum*, welche zwar schon von Beginn der Kirche an bestanden hätten, jetzt aber vor allem (*maxime nostris temporibus*) angewachsen seien in Unterschiedlichkeit (*differentia*) von *habitus* und *cultus*. Dabei folgte die Schrift einem Prinzip, das in bemerkenswerter Weise eine Differenzierung gegenwärtiger Befindlichkeiten mit einer biblisch vorgegebenen Differenz im Sinne figuraler Zuordnungen zu verbinden suchte. Die „diversitas" des Religiosentums fand ihre Entsprechung demnach in vergleichbaren Strukturen von ebenso differenten Gruppen des Alten Testaments bzw. von unterschiedlichen Handlungsweisen Christi, so dass jede der einzeln gezeigten religiösen Lebensweisen ihren Gegentyp zum Beispiel in Abel, den Patriarchen usw. hatte, wie aber auch in Christus etwa als ein in der Wüste Zurückgezogener, als ein das Kreuz auf den Kalvarienberg Tragender oder als ein auf dem Ölberg Predigender. Es ging um eine soteriologische *diversitas*, die symbolisch auf eine funktionale *diversitas* der Religiosen verweisen sollte. Das Spektrum dieser Funktionen entsprach den Erlösungselementen von Gottes einheitlichem, in sich jedoch vielfältigem Plan und beinhaltete damit eben nur *diversitates* und nicht *adversitates*.[87]

In diesen Modellen, die den Anspruch ontologischer Fundamentalität erhoben, ist Differenz insofern der Baustein der Einheit, als Einheit sich eben nur durch die komplementären Zeichen des Differenten erfassen lässt. Differentes heißt hier in funktionalem Sinne Komplementäres.

Mit dieser Annahme aber war im Mittelalter die Möglichkeit gegeben, einen Schritt in Richtung zur Einheit im Differenten weiterzugehen. Wenn das Spektrum des Differenten die funktionale Eigenschaft besitzt, im Ganzen komplementär zu sein, war es durchaus denkbar, dass eine

[84] Schreiner, Dauer, 1992, S.326 (s. Anm. 80).

[85] Constable, G./Smith, B. (Hgg.): Libellus de diversis ordinibus et professionibus qui sunt in aecclesia, Oxford ²2003.

[86] Ibidem, S. 3.

[87] Vgl. allgemein zu dieser Struktur Silvestre, H.: „Diversi sed non adversi", in: Recherches de théologie ancienne et médiévale 31, 1964, S.124-132.

einzelne Form alle anderen in ihrer funktionalen Leistung überwölbt und für das Ganze steht. Diese recht abstrakt formulierte Struktur hört sich bei dem kundigsten Beobachter des Religiosentums im 13.Jahrhundert, bei Jacques de Vitry, folgendermaßen an[88]:

Mit der Gruppe um Franziskus, mit den *vere minores*, habe der Herr auf dem ersten Blick neben den *religiones* der Eremiten, Mönche und Regularkanoniker eine vierte religiöse Einrichtung (*quarta religionis institutio*) geschaffen, damit es ein quadratisches Fundament der regular Lebenden (*regulariter viventium quadratura fundamenti*) mit festem Bestand gäbe. Bei genauerer Betrachtung aber, so fährt er fort, habe Gott eigentlich keine neue Regel hinzugefügt, sondern nur eine alte, darniederliegende und fast schon tote *religio* aus der Zeit der Apostel wieder aufgerichtet. Dann aber wies Jacques de Vitry dieser neuen und zugleich primordialen *religio* eine entscheidende Position in der Heilsgeschichte zu: Gott habe die alte *religio* – die vierte der *quadratura fundamenti* – wieder belebt, damit er in den gefährlichen Zeiten des Antichristen neue Athleten entstehen lassen könne und mit ihnen seine Kirche gegen die drohenden Bedrängnisse wappne. Dies traf sich mit dem Bild, das Gregor IX. von Franziskus in dessen Kanonisationsbulle entwarf[89]: „Siehe, in der ‚elften Stunde' hat der Herr seinen Diener, den seligen Franziskus gerufen, einen Mann ‚wahrhaft nach seinem Herzen', eine Leuchte, die bereit war, zur festgesetzten Zeit in den Weinberg geschickt zu werden, damit daraus die Dornen und Stacheln herausgerissen werden und nach Niederwerfung der angreifenden Philister das Vaterland erleuchtet und mit Gott versöhnt werde." Die weltgeschichtliche Rolle, die hier Franziskus zugewiesen wurde, war, als einzigartiger Retter der Christenheit in der apokalyptischen ‚elften Stunde' zu fungieren. Das Religiosentum des Franziskus und seines Ordens stehen für die je höchstmögliche Leistung, die der *vita religosa* überhaupt beigemessen werden kann. Die Vielfalt der anderen religiösen Formen, die anderen „Ecken des Fundaments", wie Jacques de Vitry formulierte, mag es weiterhin geben, eine „Ecke"

[88] Hinnebusch, F. (Hg.): The Historia Occidentalis of Jacques de Vitry, Fribourg 1972, S.158-161. Vgl. Gemelli, P.: Giacomo da Vitry e le origini del movimento francescano, in: Aevum 39, 1965, S.474-495; Elm, K.: Die Entwicklung des Franziskanerordens zwischen dem ersten und letzten Zeugnis des Jakob von Vitry, in: Elm, Vitasfratrum, 1994, S.173-193 (s. Anm. 36); Melville, Duo novae, 1999 (s. Anm. 83), S.7 ff. Siehe auch Le Goff, J.: Franciscanisme et modèles culturels du XIIIe siècle, in: Le Goff, Saint François d'Assise, 1999, S.159-212 (s. Anm. 36).

[89] Sbaraglia, G. A. (Hg.): Bullarium Franciscanum, vol. 1, Roma 1759, S.42; vgl. Melville, Der geteilte Franziskus, 2003, S.347f. (s. Anm. 36).

erfüllt dessen ungeachtet hier nun alles, was von Religiosen heilsgeschichtlich verlangt werden kann.

Von den Zisterziensern ist eine solche Position schon analog behauptet worden und in der Zeit der Franziskaner konkurrierten die Dominikaner recht erfolgreich darum.[90] Die Geschichte beweist uns, dass einzelne Formationen austauschbar waren, um für das Ganze zu stehen, und zeigt uns damit zugleich, dass überall im Kern des Religiosentum ein gleichartiges Potenzial vermutet werden konnte. Der schon zitierte Otto von Freising führt uns dies recht deutlich vor Augen[91]:

Die der *vita religiosa* Geweihten, alle Gruppen, die nach den evangelischen Räte lebten, sind ihm Hoffnungsträger, dass der Mensch letztendlich doch erlöst werden könne, denn sie beweisen täglich, dass sich die Seele über die Verstrickungen in die Niedrigkeiten der Welt grundsätzlich zu erheben vermag. Klösterliches Leben versteht Otto von Freising als Kraft, die allein vermochte, Gott die verderbte menschliche Geschichte erträglich zu machen, und so sei es eben nur diese Kraft, die ein allzu rasches Kommen des Jüngsten Gerichtes noch abwenden könne: „...wegen der Menge unserer Sünden und wegen der stinkenden Sündhaftigkeit dieser höchst unruhevollen Zeit glauben [wir], daß die Welt nicht mehr lange Bestand haben kann, würde sie nicht durch die Verdienste der Mönche, der wahren Bürger des Gottesstaates, erhalten..."[92] Man könnte hierzu dann noch Joachim von Fiore mit seinen Mönchen des dritten Weltalters heranziehen.[93] Doch es mag soweit hinreichen, um den Schlussstein auf das komplexe Gebäude meiner Ausführungen setzen zu können:

Bei aller Vielfalt, ja bei aller Widersprüchlichkeit und Konkurrenz, bei allem Wandel, welcher diachron neue Identitäten schuf, und bei allen Spezialisierungen und funktionalen Stratifizierungen, die die *vita religio-*

[90] Vgl. Schmidt, H.-J.: Legitimität von Innovation. Geschichte, Kirche und neue Orden im 13.Jahrhundert, in: Felten, F. J./Jaspert, N. (Hgg.): Vita Religiosa im Mittelalter. Festschrift für Kaspar Elm zum 70.Geburtstag, Berlin 1999, S.371-391.

[91] Chronica sive Historia de duabus civitatibus, S.368 f.

[92] Zum heilsgeschichtlichen Gesamtkonzept Ottos von Freising vgl. Goetz, H.-W.: Das Geschichtsbild Ottos von Freising. Ein Beitrag zur historischen Vorstellungswelt und zur Geschichte des 12.Jahrhunderts, Köln/Wien 1984.

[93] Vgl. Grundmann, H.: Studien über Joachim von Fiore, Leipzig 1927; Wessley, S. E.: Joachim of Fiore and monastic reform, Bern/New York 1990; Reeves, M.: Joachim of Fiore and the prophetic future. A medieval study in historical thinking, Stroud (Gloucestershire) ²1999. Zur Weiterwirkung siehe Potestà, G. L. (Hg.): Il profetismo gioachimita tra Quattrocento e Cinquecento. Atti del III Congresso Internazionale di Studi Gioachimiti, S. Giovanni in Fiore, 17-21 settembre 1989, Genova 1991.

sa, wie gezeigt, im Laufe der uns hier interessierenden Jahrhunderte erfuhr, wurde von dieser geglaubt, dass sie in allen ihren Formen für die Christenheit deshalb Entscheidendes leisten könne, weil schon in ihrem Wesen selbst dieses Potenzial geborgen liege. Die *vita religiosa* zeigte als dritte der *genera hominum* eine Wirksamkeit, innerhalb der sich ihre einzelnen Formationen gegenseitig ergänzen konnten oder eine Formation für alle anderen zu stehen vermochte. Es war der Glauben an die genuine Kraft der *vita religiosa*, der sie in der Tat zu einem ubiquitären Faktor der Einheit im christlichen Europa machte.

‚Europäisierung der Welt' versus ‚Globale Interaktion'.

Zwei unterschiedliche Perspektiven zur Erfassung historischer Vorgänge seit der ‚Entdeckung' Amerikas

Hans-Joachim König

I. Die Problemstellung

Zu den Standardthemen der bayerischen Lehrpläne für Realschule R 6 (Jahrgangsstufe 7), Gymnasium G9 (Jahrgangsstufe 7), Gymnasium G8 gehört auch der Komplex „Europäisierung der Welt". So werden in R 6, G 7.3 unter der Überschrift „Europa im Wandel vom Mittelalter zur Neuzeit"[1] folgende Aspekte angesprochen: Die Europäisierung der Erde.[2]
Unter diesem Kapitel stehen als Lernzielformulierungen:

- Voraussetzungen für die überseeische Expansion Europas; Entdeckungsfahrten.
- Europäer im Kontakt mit fremden Kulturen in Amerika und Afrika: Konfrontation und Kooperation; Folgen für die unterworfenen Gebiete; Rückwirkungen auf Europa.

Der Anhang „Geschichtliche Grundkenntnisse für die Jahrgangsstufe 7" erwähnt für die Neuzeit Entdeckungsfahrten, „Europäisierung der Welt"[3]. Dieser Komplex gehört zu den Grundbegriffen/Fakten, die bis zum Schuljahresende erworben sein müssen; als Namen sind hier Ch. Kolumbus und F. Magellan genannt.

Im Lehrplan G9 Jahrgangsstufe 7 erscheinen unter 4. „Europa auf dem Weg in die Neuzeit" folgende Themenbereiche[4]: Beginn der „Europäisierung der Erde" durch Entdeckungen, Eroberungen und Errichtung von Kolonialreichen.[5]

Im Lehrplan G9 Jahrgangsstufe 8 heißt es unter 2. „Die europäische Staatenwelt auf dem Weg in die Neuzeit": „Die Jugendlichen lernen

1 Lehrplan für die bayerische sechsstufige Realschule, G 7.3, 2001, S.244f.
2 Lehrplan für die bayerische sechsstufige Realschule, G 7.3, 2001, S.245.
3 Lehrplan für die bayerische sechsstufige Realschule, 2001, S.247.
4 Lehrplan für das bayerische Gymnasium, 1990, S.382f.
5 Lehrplan für das bayerische Gymnasium, 1990, S.383.

unterschiedliche Entwicklungen in ausgewählten europäischen Ländern kennen."[6]

Immerhin sollen sie in dieser Jahrgangsstufe unter 3 „Neue geistige und räumliche Horizonte" auch etwas über „Entdeckungsreisen und ihre Folgen"[7] erfahren, und zum Grundwissen sollen Themen wie „Entdeckung Amerikas durch Kolumbus"; „Kolonie"[8] gehören.

Im Lehrplan für G 8, 7. Jahrgangsstufe gibt es unter G 7.3 „Neue geistige und räumliche Horizonte" die Stichworte, mit denen die Schüler grundlegende Veränderungen erkennen sollen: „Entdeckungsreisen und ihre Folgen am Beispiel der Fahrten des Kolumbus".[9]

Ist es falsch, von „Europäisierung der Welt" zu sprechen? Die Antwort darauf ist ambivalent, zugleich bejahend und verneinend; denn es spielt schon eine Rolle, von welcher Zeit und von welcher Region die Rede ist.

Ich möchte Ihnen heute einige Reflexionen darüber vorstellen, wie diese Vorstellung von der Europäisierung entstanden ist, wie die dem Begriff innewohnende Einseitigkeit aufgehoben werden kann und unter welcher Perspektive die historischen Vorgänge seit 1492 entsprechend den Forschungen von Teildisziplinen der Geschichtswissenschaft, die sich mit den außereuropäischen Regionen und ihren Beziehungen zu Europa beschäftigen, angemessener erfasst werden können.

Ich nähere mich dem neuen Gegenstand in drei Schritten. Zunächst führe ich das Problem der Begrifflichkeit vor Augen, dann gehe ich auf neuere Ansätze ein, die Geschichte seit 1492 nicht mehr nur auf die Europäische Expansion und ihre Folgen zu reduzieren und sie dann einseitig als Europäisierung zu bewerten, sondern sie unter dem Aspekt „Globale Interaktion" oder in Bezug auf den durch den Atlantik verbundenen Raum – Europa, Amerika und Afrika – unter dem Aspekt „Atlantisches System" zu erfassen. Dazu gehört auch der Ansatz, in das Zentrum historischer Betrachtung nicht mehr nur Nationalgeschichte, sondern auch die Geschichte von Beziehungen zwischen Staaten zu stellen, also so etwas wie „Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats" zu fördern[10]. Danach beschreibe ich noch kurz einen Themenkomplex, mit dem schon die frühe Phase der Europäischen Expansion

6 Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, G 8.2, 2003, S.256f.
7 Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, G 8.3, 2003, S.257.
8 Lehrplan für das Gymnasium in Bayern, Grundwissen, 2003, S.256.
9 Lehrplan für das Gymnasium in Bayern G8, G 7.3, 2004, www.isb.contentserv.net/3.1/g8.de
10 Diesen Begriff prägt J. Osterhammel mit seinem gleichnamigen Buch von 2001.

und ihre Folgen unter der Perspektive „Globale Interaktion", noch auf die Atlantische Welt bezogen, auch im Unterricht behandelt werden könnte: den sogenannten Kolumbischen Austausch, Columbian Exchange.

II. „Europäisierung der Erde", ein zu kurz greifender Ansatz

Es ist weithin üblich, die Geschichte der Neuzeit vom ausgehenden 15. Jahrhundert bis ins 19.Jahrhundert als eine alles überwältigende Expansion Europas zu deuten. Dabei wird das Übergewicht der hochindustrialisierten Staaten Europas und der USA, das diese jedoch erst im 19.Jahrhundert, im Zeitalter der Industrialisierung und des Imperialismus erlangten, unkritisch auch auf frühere Epochen übertragen. Der Sklavenhandel und der Warenaustausch mit außereuropäischen Handelssystemen werden häufig voreilig und verallgemeinernd als Beleg dafür erachtet, dass Europa die von ihm kontaktierten Gesellschaften und Reiche tiefgreifend verändert habe. Demzufolge erscheint in vielen Texten, vor allem in Schulbüchern und Lehrplänen der Zeitraum nach der Entdeckung Amerikas 1492 und die damit einsetzende europäische überseeische Expansion oft als „Europäisierung der Welt", oft gekoppelt mit einer positiven Konnotation im Sinn der Verbreitung der Moderne[11].

Diese trifft jedoch allenfalls auf den Kontinent Amerika zu. Hier wurde der schnelle Zusammenbruch der altamerikanischen Großreiche der Azteken und Inka unter dem Ansturm der Konquistadoren im 16. Jahrhundert zum Indiz für die europäische Überlegenheit. Tatsächlich wurden durch die Eroberung und anschließende Kolonisierung die beiden Amerikas – im Süden geprägt durch Portugal und Spanien, im Norden geprägt durch Großbritannien und Frankreich – zu wichtigen Bestandteilen der jeweiligen europäischen Kolonialreiche. Dadurch, dass im südlichen Amerika mit der gewaltsamen Eroberung und durch die schnelle Zerstörung der Reiche von Azteken und Inka sowie durch die eingeschleppten europäischen Seuchen die autochthone Bevölkerung ihre Widerstandskraft verlor und im Norden die Indianer entweder im englischen Siedlungsgebiet an der Ostküste getötet bzw. aus ihm herausgedrängt oder im französischen Siedlungsgebiet (Kanada) mit Verträgen relativ friedlich gestellt wurden, war es den europäischen Eroberern möglich, Räume zu besetzten, das Land zu besiedeln und dessen Ressourcen

11 Zu den Lehrplänen s.o.; vgl. auch z.B. Freyer, H.: Weltgeschichte Europas, Stuttgart ²1954; Rein, G. A.: Die europäische Ausbreitung über die Erde, Potsdam 1931.

wirtschaftlich zu nutzen. Positiv für die Europäer, negativ jedoch für die autochthone Bevölkerung: ein Aspekt, der die aggressive Dimension der europäischen Expansion aufzeigt. Auch wenn in den verschiedenen Kolonialreichen Kolonisierung und wirtschaftliche Nutzung unterschiedlich waren, erforderten sie doch Verwaltungsstrukturen, und die wurden nach den Vorbildern in den jeweiligen europäischen Mutterländern errichtet und auch mit europäischen Beamten besetzt[12].

So entwickelten sich die amerikanischen Regionen schnell zu Bestandteilen der involvierten europäischen Staaten, ja durch deren Kampf um die Territorien Amerikas waren sie sogar in das europäische Staatensystem integriert. Sie stellten mit einer wachsenden europäischen Einwanderungsbevölkerung, mit Siedlern und Beamten, sozusagen Europa jenseits des Atlantiks dar. Das äußerte sich auch in der Rechtspraxis, in der praktizierten europäischen Kultur einschließlich der Religion zumindest auf Seiten der jeweils weißen politischen und gesellschaftlichen Oberschicht, die sich ganz bewusst, bedingt durch ihre Abgrenzung gegenüber der als nicht ebenbürtig erachteten autochthonen Bevölkerung, als zu Europa gehörig betrachtete.

Die Europäisierung kam auch in der jeweiligen Indianerpolitik der europäischen Mächte zum Ausdruck, deren Grundtenor trotz einiger Unterschiede darin bestand, die Indianer zu christianisieren, d.h. sie zu zivilisieren, also zu europäisieren. Besonders Spanien tat sich hier hervor. Wie wir wissen, bedeuteten Missionierung, Christianisierung und Europäisierung der Indianer jedoch weder deren gesellschaftliche Integration – allenfalls als Arbeitskräfte in das Wirtschaftssystem – noch auch eine tiefe kulturelle oder religiöse Durchdringung. Kulturelle Durchdringung war mehr oder weniger nur auf den materiellen Bereich, d.h. die Übernahme europäischer Nutzpflanzen, Haustiere und Gerätschaften beschränkt. So ist in Bezug auf die Gesamtbevölkerung auch aufgrund unzulänglicher Bildungseinrichtungen nur eine teilweise und oberflächliche Übernahme geistiger Elemente der europäischen Kultur, einschließlich der Religion, zu konstatieren. Insgesamt jedoch können wir mit Recht von einer Europäisierung der beiden Amerikas sprechen.

Ganz anders sah dagegen die Situation in Afrika und Asien aus. Weder veränderte vor dem Ende des 18.Jahrhunderts der Sklavenhandel die Struktur und Dynamik der afrikanischen Gesellschaften, noch griff

[12] Zum Vorgang der europäischen Expansion in Amerika siehe Reinhard, W.: Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 2. Stuttgart 1985; zum spanischen Amerika siehe König, H.-J.: Die Entdeckung und Eroberung Amerikas 1492-1550, Freiburg/Würzburg 1992.

Europa in den Reichtum großer Gesellschaften in Asien ein. Europa war zwar auf den an Asien angrenzenden Meeren präsent, doch wurde seine Präsenz wie überhaupt seine Entwicklung als Herausforderung aufgenommen. Die chinesische Gesellschaft musste zwar das amerikanische Silber, das auf den Philippinen zu Münzen geprägt wurde und das die Europäer angesichts bis 1800 fehlender interessanter Waren als Zahlungsmittel benutzten, in ihre Wirtschaftsverfassung aufnehmen, ging jedoch nicht auf die europäischen Handelsoffensiven ein. Das änderte sich erst durch die gewaltsame Öffnung der Hafenstädte ab 1840[13]. Im übrigen behielt China bis an die Wende zum 19.Jahrhundert die größte Handelsflotte der Welt, die sich allerdings auf den Verkehr mit Indien und Südostasien beschränkte. Japan erkannte früh die Sprengkraft der europäischen Präsenz in Asien und organisierte bereits um 1600 eine weitgehende Abschließung von Handelskontakten.

Bei einer Bewertung der Bedeutung der europäischen Expansion darf auch nicht übersehen werden, dass parallel zu ihr die Osmanische Expansion stattfand[14]. Die Osmanen kontrollierten nicht nur die Levante, sondern kämpften auch im Indischen Ozean um die See- und Handelshegemonie. Dadurch blieb die portugiesische Präsenz auf Stützpunkte beschränkt, die von Zeit zu Zeit auch wieder verloren gingen. Die osmanische Seeherrschaft griff auch nach Ostafrika aus und wurde im späten 18. bis zum Ende des 19.Jahrhunderts von Großbritannien geduldet.

Erst seit der Mitte des 19.Jahrhunderts wurde der europäische Druck in Asien wirklich überwältigend. Bis dahin war der Anpassungsdruck noch nicht als so dringlich empfunden worden, die eigenen Strukturen von Herrschaft grundlegend zu verändern; Konzepte der Kontinuität der Institutionen und der bislang bewährten Strategien, aber auch die Konfliktlinien im Inneren der Gesellschaften hatten Vorrang gehabt. Erst seit dieser Zeit erfolgte eine Orientierung am europäischen Staatsmodell und seiner verwaltungsmäßigen und militärischen Struktur.

[13] Zu China siehe Mungello, D.E.: The Great Encounter of China and the West, 1500-1800, Lanham 1999; Osterhammel, J.: China und die Weltgesellschaft. Vom 18.Jahrhundert bis in unsere Zeit, München 1989; Pomeranz, K.: The Great Divergence. China, Europe, and the Making of the Modern World Economy, Princeton 2000.

[14] Siehe dazu Goffman, D.: The Ottoman Empire and Early Modern Europe, Cambridge 2002; Kreiser, K.: Der osmanische Staat 1300-1914, München 2001; Özbaran, S.: The Ottoman Response to European Expansion. Studies on Ottoman-Portuguese Relations in the Indian Ocean und Ottoman Administration in the Arab Lands during the Sixteenth Century, Istanbul 1994.

Angesichts dieser kurz skizzierten Analyse historischer Prozesse seit 1492 müssen wir konstatieren, dass es eine Fehldeutung der Dynamik und Interaktionen der Weltgeschichte ist, von einer „Europäisierung der Welt" zu sprechen, obwohl sich Europa in der Selbstwahrnehmung schon im 16. und 17.Jahrhundert als Herrscherin der Welt einschätzte und in damaligen Erdteilallegorien auch so dargestellt wurde[15]. Zweifellos besaß die Europäische Expansion langfristig wichtige Impulse: So ging insbesondere die Entwicklung des kapitalistischen Weltmarktes von der Atlantischen Welt aus[16], prägte die Gestaltung der Kolonialreiche die Formen der späteren Staatenbildung ehemaliger Kolonien in Amerika und beeinflussten der Sklavenhandel ebenso wie die freie transatlantische Migration die Entwicklung zweier Kontinente ganz wesentlich. Dennoch ist festzustellen, dass mit Ausnahme der altamerikanischen Reiche sich sowohl in Asien als auch in Afrika im Zeitraum der Neuzeit eigenständige gesellschaftliche und ökonomische Entwicklungen weiter vollzogen. Die Perspektive „Europäisierung der Welt" greift also eindeutig zu kurz und vernachlässigt überdies die Frage nach den Reaktionen bzw. den Interaktionen.

III. Neuere Ansätze zur Erfassung größerer Zusammenhänge

In dem Bestreben, der im Begriff der „Europäisierung der Welt" enthaltenen Einseitigkeit zu begegnen, überhaupt eine eurozentristische Betrachtungsweise zu vermeiden, plädieren Historiker – auch unter dem Eindruck der gegenwärtigen Globalisierungsvorgänge – seit einiger Zeit für einen Perspektivenwechsel. Es sind zumeist Historiker, die sich mit außereuropäischen Regionen beschäftigen, deshalb mit den Entwicklungen dieser Regionen vertraut sind und die unterschiedlichen – positiven und negativen – Auswirkungen der Europäischen Expansion auf außereuropäische Gesellschaften, aber auch deren Reaktionen sowie

[15] Unter zahlreichen Erdteilallegorien ragt das von M. Merian gestochene Titelkupfer zum Werk Johann Ludwig Gottfried: Neuwe Archontologia Cosmica aus dem Jahr 1646 hervor. Es hat die Kontinente Amerika, Asien und Afrika – teils nackt und wild dargestellt – der gesittet gekleideten und mit einer Krone geschmückten Herrscherin Europa untergeordnet. Siehe dazu König, H.J.: Vielfalt der Kulturen oder europäisches Muster? Amerika und Indios in frühen deutschen Schriftzeugnissen, in: Prosperi, A./Reinhard, W. (Hgg.): Die Neue Welt im Bewusstsein der Italiener und Deutschen des 16.Jahrhunderts, Berlin 1992, S. 175-213, Kupferstich S.213.

[16] Siehe dazu Wallerstein, I.: The Modern World-System, New York/London 1974.

deren Einwirkungen auf den europäischen Prozess kennen bzw. erforschen. Ihnen geht es darum, in die Betrachtung der Vorgänge seit der Entdeckung Amerikas, mit der die erste Phase von weltweiter Globalität begann, die beteiligten bzw. betroffenen Akteure und Regionen im weltweiten Kontext mit einzubeziehen[17].

Für diese Historiker sind die Interaktionen von Staaten und Gesellschaften bzw. die Räume, in denen sich solche Interaktionen vollzogen, besonders wichtig; über sie haben sie ihre neuen Perspektiven auf den Begriff gebracht. Ein Erklärungsansatz – und zugleich ein neues Forschungsfeld – für wechselseitig funktionale Zusammenhänge und Interaktionen ist der Begriff des „Atlantischen Systems" oder der „Atlantischen Welt", der den Raum und die sich in ihm vollziehenden politischen und wirtschaftlichen Wechselwirkungen in den Mittelpunkt der Betrachtung stellt[18]. Tatsächlich war ja, wie schon kurz skizziert, mit der Entdeckung, Eroberung und Besiedlung Amerikas durch die Europäer und der gleichzeitigen punktuellen Festsetzung von Europäern entlang der westlichen Küste Afrikas im 16.Jahrhundert ein atlantischer Interaktionsraum entstanden, der in den folgenden Jahrhunderten durch den Sklavenhandel und das sich entwickelnde kapitalistische Wirtschaftssystem an Dynamik gewann[19]. Es bildete sich so etwas wie eine erste Welteinheit heraus. In dieser Atlantischen Welt, nicht in einer einzelnen europäischen Nationalgesellschaft, entstand in einem langwierigen Prozess die europäische oder westliche Moderne.

Im Unterschied dazu betonen wir Fachgebietsherausgeber für die außereuropäische Komponente in der neuen *Enzyklopädie der Neuzeit* im Metzler Verlag mehr den Aspekt der Interaktionen[20]. Wir sprechen für die Vorgänge seit 1492 von „Globaler Interaktion" und schlagen damit einen Begriff vor, der die Wendung zur Perspektive der beteiligten Akteure und Regionen ermöglicht, also den Blick auf größere Zusammenhänge im weltweiten Kontext ausweitet und zugleich Eurozentrismus vermeiden hilft. Die Perspektiven „Atlantisches System" und „Globale Interaktion"

[17] Siehe dazu z.B. Edelmayer, F. u.a. (Hgg.): Globalgeschichte 1450-1620, Wien 2002; Grandner, M./Komlosy, A. (Hgg.): Vom Weltgeist beseelt. Globalgeschichte 1700-1815, Wien 2004; Manning, P.: Navigating World History. Historians Create a Global Past, New York 2003.

[18] Siehe dazu u.a. Pietschmann, H. (Hg).: Atlantic History. History of the Atlantic System 1580-1830, Göttingen 2002.

[19] Siehe dazu z.B. Solow, B. L. (Hg.): Slavery and the Rise of the Atlantic System, Cambridge 1991; Wallerstein: The Modern World-System. 1974-1989.

[20] Helmut Bley, Hans-Joachim König, Stefan Rinke und Kirsten Rüther.

sind durchaus kompatibel, indem sich im „Atlantischen System" sozusagen die erste Phase der „Globalen Interaktion" manifestiert, zunächst zwischen Amerika und West- und Südeuropa, später mit Aufkommen des Sklavenhandels auch mit Afrika.

IV. Vorteile des Perspektivenwechsels

Aus dem Bereich der Europäischen Expansion werden, wie oben gesehen, im Geschichtsunterricht immerhin noch die Entdeckungsfahrten des Kolumbus und ihre Auswirkungen in der darauf folgenden Eroberung und Kolonisation Amerikas behandelt. Mit Recht erfahren die Schüler etwas über die Gewaltsamkeit bei der Errichtung von Kolonialreichen in Amerika und deren Eingliederung in das europäische System, also die „Atlantische Welt" nach der neueren Begrifflichkeit. Das bisherige Paradigma von der europäischen Initiative mit überwältigenden Auswirkungen auf die Welt hatte einen wesentlichen Nachteil, indem die direkten und indirekten Wirkungen der globalen Interaktion für die Entwicklung Europas selbst nicht genügend thematisiert werden.

Mit dem Perspektivenwechsel weg von der „Europäisierung der Erde" zur „Globalen Interaktion" stehen in der historischen Betrachtung nun nicht mehr wie bisher die Auswirkungen auf die von den Europäern eroberten und kolonisierten Völker und Weltregionen im Zentrum des Interesses, sondern es werden auch die Konsequenzen für die an Eroberung und Kolonisierung beteiligten europäischen Gesellschaften berücksichtigt, insgesamt werden also der Austausch inklusive beabsichtigte und nicht beabsichtigte Konsequenzen des Kontaktes zwischen Europa und anderen Weltregionen wichtig und selbstverständlich[21].

Unter der neuen Perspektive tritt deutlicher hervor bzw. ist herauszuarbeiten, dass seit der Entdeckung Amerikas die Geschichte der beiden Ufer des Atlantiks parallel verlief, d.h. die gesamte Neuzeit hindurch eine gemeinsame Geschichte Europa und den amerikanischen Kontinent verband. Die Einwirkungen auf das europäische Staatensystem sind erheblich. Besonders im 16., 17. und 18.Jahrhundert, als neben die frühen Kolonialreiche Portugal und Spanien auch andere europäische Mächte wie

[21] Siehe dazu Elliott, J. H.: The Old World and the New, 1492-1650, Cambridge1970; Fischer, W./McInnis, M. R. (Hgg.): The Emergence of a World Economy 1500-1914, Stuttgart 1986; Pohl, H. (Hg.): The European Discovery of the World and its Ecomomic Effects on the Pre-Industrial Society, 1500-1800, Stuttgart 1990.

England, Frankreich und die Niederlande traten und in den Kampf um Kolonialmacht und Seegeltung eingriffen, um in Afrika, vor allem aber in den beiden Amerikas und in der Karibik an der Kolonialherrschaft, d.h. an den Reichtümern Amerikas teilzuhaben, traten die Auswirkungen der Expansion hervor. Zum einen verringerte sich die bis dahin geltende Monopolstellung der iberischen Reiche Portugal und Spanien, zum anderen verlagerte sich das politische und wirtschaftliche Zentrum Europas weg von den kontinentalen Mächten wie Russland, Österreich und Preußen zu den Mächten mit Zugang zum Atlantik. Damit änderte sich deutlich das Gewicht der einzelnen Staaten im europäischen Staatensystem.

Klar erkennbar sind die Interaktionen zwischen den beiden Seiten des Atlantiks im 18. und 19.Jahrhundert, als sich die Konflikte in den amerikanischen Kolonien mit denen in Europa verknüpften. Besonders der Gegensatz zwischen Großbritannien und Frankreich führte zu einer stärkeren Verklammerung Europas mit den außereuropäischen Regionen und wirkte sich auch auf die Außenpolitik anderer europäischer Staaten aus. Konflikte in und zwischen den Kolonien riefen Kriege in Europa hervor, während umgekehrt europäische militärische Auseinandersetzungen um wirtschaftliche Vorteile, um Handelsrechte und Kolonialbesitz sich nach Afrika und Amerika ausweiteten. So hatte z.B. der Siebenjährige Krieg sowohl innereuropäische als auch überseeische Ursachen und fand deshalb auf beiden Seiten des Atlantiks statt.

Die Berücksichtigung der transatlantischen Interaktionen macht auch die Entwicklung des europäischen internationalen Rechts verständlich. Die europäische überseeische Expansion, die Überlegungen zur Rechtfertigung der europäischen Präsenz in außereuropäischen Regionen wie auch die Integration Amerikas und Afrikas in das sich seit 1492 entwickelnde „Atlantische System" haben die Entwicklung des neuzeitlichen Völkerrechts entscheidend geprägt, so wie dieses selbst den Vorgang der Expansion beeinflusst hat[22]. Das ursprünglich im Wesentlichen auf Europa beschränkte Recht zwischen den Völkern erhielt durch die Expansion einen weltweiten Anwendungsbereich, da es nun sowohl die Beziehungen zwischen den europäischen Staaten, den Kolonialmächten und den überseeischen Staatswesen bzw. eroberten Regionen (Amerika) als auch diejenigen zwischen den europäischen Staaten selbst zu regeln hatte. Für die vielfältigen Interventionen der europäischen Staaten in außereuropäischen Gebieten und Staaten fixierten sie innerhalb des jeweils geltenden Völkerrechts ihre Rechtsgrundlagen. Diese reichten vom Entdeckungs-

[22] Fisch, J.: Die Europäische Expansion und das Völkerrecht, Stuttgart 1984.

und Eroberungsrecht über den Auftrag zur bis zum Recht auf freien Handelsaustausch. Diese Rechtstitel konnten auch zur Begründung von Gebietserwerb der europäischen Rivalen untereinander dienen, sie kulminierten im 17.Jahrhundert im Anspruch von der Freiheit der Meere[23].

V. Das neue Paradigma des Columbian Exchange

1972 legte der US-amerikanische Historiker Alfred W. Crosby, Jr., in seinem Buch *The Columbian Exchange* dar, dass die Expeditionen von Kolumbus in die Neue Welt ebenso große Auswirkungen in biologischer wie in kultureller Hinsicht hatten, ja, dass die biologischen sogar größer waren[24]. Seitdem hat sich dieser Terminus eingebürgert und wird verwendet, um den enormen und vielfältigen Austausch zwischen Europa und Amerika, in den auch Afrika und Asien einbezogen wurden, also den Prozess Globaler Interaktion zu beschreiben. Mit dem Terminus Columbian Exchange ist die seit der Entdeckungsfahrt des Christoph Kolumbus, 1492, sich vollziehende, von den Zeitgenossen allerdings nicht so wahrgenommene Interaktion zwischen Europa und Amerika auf den Begriff gebracht. Mit ihm lassen sich sehr schön die Interaktionen und wechselseitigen Wirkungen im Bereich von biologischem Austausch und Transfer in Handel und Gewerbe beschreiben.

Tatsächlich begann seit 1492 eine massive Veränderung des globalen ökologischen Systems durch den Austausch von Kulturpflanzen und Haustieren zwischen den Kontinenten, in denen Jahrhunderte lang von einander isolierte Biosphären unterschiedliche Flora und Fauna hervorgebracht hatten. Der Austausch von Pflanzen und Tieren zwischen den östlichen und westlichen Hemisphären beeinflusste die europäischen, amerikanischen, afrikanischen und asiatischen Lebensarten; Nahrungsmittel, die vorher von einigen Völkern nie gesehen worden waren, wurden unverzichtbar. So gelangten aus der Alten Welt Zuckerrohr, Reis, Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Hirse, Rüben, Kohl, Pfirsiche, Birnen, Orangen und einige Gemüsesorten nach Amerika: Gerade die Getreidesorten gediehen dort gut und ergänzten die Lebensmittelversorgung für die einheimische Bevölkerung. Einige Agrarprodukte wie Weizen und

[23] Grewe, W. G.: Epochen der Völkerrechtsgeschichte, Baden-Baden 1984.

[24] Crosby, A. W. Jr.: The Columbian Exchange. Biological and Cultural Consequences of 1492, Westport 1972.

Zucker entwickelten sich schon in den Kolonialreichen in Amerika wiederum zu einem wichtigen Exportprodukt nach Europa.

Dabei hatte gerade der Zuckerrohranbau besonders auf den karibischen Inseln, in den späteren Südstaaten der USA, an den Karibikküsten Amerikas und in Brasilien auch unbeabsichtigte Auswirkungen auf die Umwelt und die gesellschaftliche Zusammensetzung. Da Zuckerrohr aus produktionstechnischen Gründen auf Plantagen angebaut wurde, bedeutete die Anlage von Zuckerrohrplantagen seit Beginn einen Eingriff in die vorhandene Landschaft, schon bebaute Agrarflächen, aber auch noch nicht genutzten tropischen Regenwald. Produktionssteigerungen waren immer nur durch eine Erweiterung der Anbauflächen zu erreichen, was dann in späteren Zeiten, im Laufe der Kolonialherrschaft, aber auch bis in die Phase der unabhängigen Staaten Lateinamerikas hinein dazu führte, dass zur Vergrößerung die Ländereien kleinbäuerlicher Betriebe besetzt oder enteignet wurden. Damit ging oft Land verloren, das für die Produktion von agrarischen Grundnahrungsmitteln und damit für die Selbstversorgung großer Teile der Bevölkerung lebenswichtiger gewesen wäre.

Die folgenreichste Wirkung des Zuckerrohranbaus aber ergab sich aus der Kombination von Plantagenwirtschaft und Sklaverei. Denn da auf den karibischen Inseln und in Brasilien die indianische Bevölkerung durch die gewaltsame Eroberung und durch europäische Krankheiten bald dezimiert waren[25], für die Plantagen aber Arbeitskräfte erforderlich waren, wurden schon ab dem 16.Jahrhundert Sklaven aus Afrika in die verschiedenen Regionen Amerikas zwangsimportiert. Dadurch veränderte sich in zahlreichen iberischen Kolonien in Amerika sowie dann auch im Süden der USA die ethnische Zusammensetzung sehr stark. So äußert sich der Columbian Exchange auch im Sklavenhandel und ist bis heute in der Problematik von ethnischer und kultureller Vielfalt in zahlreichen Staaten Lateinamerikas virulent. Gerade im Sklavenhandel und im mit ihm zusammenhängenden sogenannten Dreieckshandel zwischen Europa, Afrika und Amerika manifestiert sich die Globale, hier atlantische Interaktion[26].

Aus der Neuen Welt gelangten Mais (Mexiko), Kartoffeln (Peru), Maniok, Tomaten, Kürbisse, Ananas, Papayas und Avocado in die Alte Welt. Von besonderer Bedeutung waren Mais und Kartoffeln, denn ge-

[25] Die Historiker sprechen hier von ‚Demographischer Katastrophe'; siehe dazu Cook, N. D.: Born to Die: Disease and New World Conquest, 1492-1650, Cambridge 1998; Stannard, D. E.: American Holocaust: Columbus and the Conquest of the New World, Oxford 1992.

[26] Siehe dazu Solow, B.L. (Hg.): Slavery and the Rise of the Atlantic System, Cambridge 1991.

genüber den verschiedenen europäischen Getreidesorten hatten sie den Vorteil, dass sie mehr Kalorien pro Anbaufläche bereitstellten und bis zu viermal mehr Menschen ernähren konnten. Mais wurde schon ab der Mitte des 16.Jahrhunderts in Afrika südlich des Äquators eingeführt und diente zur Ernährung der afrikanischen Bevölkerung, aus der wiederum Sklaven auf die Plantagen in Amerika rekrutiert wurden. Die Kartoffel wurde zum Grundnahrungsmittel für Menschen auf der ganzen Welt, kein anderes Agrarprodukt war dermaßen wichtig für die Ernährung der Bevölkerung, vor allem der ärmeren in Irland oder in Kriegen und Hungersnöten wie etwa dem Dreißigjährigen Krieg, dem Spanischen Erbfolgekrieg, dem Siebenjährigen Krieg oder dem Bayerischen Erbfolgekrieg. Dieser Tatbestand führte sogar zu der These, dass die beiden Kalorienlieferanten zu einem Bevölkerungswachstum beigetragen hätten[27], das wiederum eine wesentlich Voraussetzung der europäischen Industrialisierung dargestellt hätte[28]. Neuere Arbeiten relativieren diese These, ohne allerdings die Bedeutung der Kalorienlieferanten für die agrarische Nahrungsmittelversorgung zu schmälern[29].

In Bezug auf die Fauna war der Columbian Exchange ungleich; denn den altweltlichen Haus- und Nutztieren, die seit der Eroberung nach Amerika und später auch nach Australien und Neuseeland transferiert wurden und sich dort schnell adaptierten und vermehrten, Pferde, Rinder, Schafe, Kaninchen und Schweine, standen als Ergänzung des Haustierbestandes der Alten Welt nur der Truthahn und das Meerschweinchen gegenüber. Während diese keinen Einfluss auf die weitere Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft in Europa nahmen, beeinflussten einige europäische Haustiere in Amerika die Lebensgewohnheiten der autochthonen Bevölkerung in Amerika sehr. So ließ der Import des Pferdes die Indianer in den Great Plains einen nomadischen Lebensstil mit der Jagd zu Pferde auf die Büffel annehmen. Schnell entwickelte sich das Pferd zu einem wichtigen Verkehrs- und Transportmittel. In Lateinamerika ließ der Umgang mit Pferden auf den großen, abgelegenen Weideflächen wie z.B. in Argentinien und Venezuela einen besonderen Menschenschlag, die Gauchos bzw. Llaneros, entstehen, der während der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsrevolutionen eine besondere Rolle spielen sollte. Viele Haustiere ergänzten auch für die indianische Bevölkerung

[27] Siehe Langer: American Foods and Europe's Population Growth, 1975.

[28] Salaman, R.: The History and Social Influence of the Potato, Cambridge 1985.

[29] Landsteiner, E.: Nichts als Karies, Lungenkrebs und Pellagra? Zu den Auswirkungen des Globalisierungsprozesses auf Europa (1500-1800), in: Edelmayer u.a. (Hgg.): Die Geschichte des europäischen Welthandels, 2001, S.104-139.

die Nahrungsmittelversorgung, einige Sorten wie Rinder und Schafe entwickelten sich im Laufe der Kolonialzeit und besonders in den unabhängigen Staaten Amerikas zu wichtigen Exportgütern. Allerdings bedeuteten europäische Haustiere in der frühen Kolonialzeit auch eine Bedrohung für die autochthone Bevölkerung, indem sie dieser Nahrung wegfraßen, Felder zerstörten und Krankheiten übertrugen.

Gänzlich ungleich war der Columbian Exchange in Bezug auf die Krankheitserreger. Die europäischen Eroberer brachten eine Vielzahl von Krankheiten mit nach Amerika, gegen die sie selbst weitgehend immun waren, denen die einheimische Bevölkerung bei den ersten Kontakten ohne entsprechenden Immunschutz jedoch hilflos ausgeliefert war. Die gewaltsame Eroberung forderte zahllose Tote, doch mehr noch rafften Krankheiten wie Pocken, Masern, Diphtherie, Keuchhusten, Scharlach, und Grippe, ja sogar Schnupfen die Bevölkerung dahin und dezimierten sie. So fielen in den ersten Jahrzehnten der Eroberung Amerikas bis zu 90% der auf 30 bis 60 Millionen Menschen geschätzten Bevölkerung diesen Krankheiten zum Opfer. Das verschaffte den kleinen Eroberergruppen enorme Vorteile, indem das sonst für sie ungünstige Zahlenverhältnis relativiert wurde und sich ihnen freie Siedlungsräume anboten[30]. So können die europäischen Krankheitserreger geradezu als die eigentlichen Eroberer Amerikas gelten. Die einzige bedeutende Krankheit, die die Europäer aus der Neuen Welt mitbrachten, war die Syphilis, eine Krankheit, die zwar medizinische und gesellschaftliche Auswirkungen hatte, für die demographische Entwicklung in Europa jedoch irrelevant war.

VI. Ausblick

Die neue Perspektive erhebt keinen Anspruch darauf, einen neuen historischen Theorieansatz darzustellen. Die Arbeit und die Methoden des Historikers mit den grundsätzlichen Fragen nach dem Wer, Warum und Wie sowie nach den Zusammenhängen bleiben bestehen. Allerdings erhebt sie den Anspruch, den Blick für größere Zusammenhänge zu schärfen. Zukünftige Forschungen werden ihre Tragfähigkeit belegen müssen.

[30] Crosby, A. W. Jr.: Die Früchte des weißen Mannes, Ökologischer Imperialismus 900-1900, Frankfurt/M. 1991.

Literatur:

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für das bayerische Gymnasium 1990.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für das Gymnasium im Bayern (9-jährig) 2003.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für das Gymnasium im Bayern, (8-jährig) 2004. (www.isb.contentserv.net/3.1/g8.de)

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die bayerische Hauptschule, 2004.

Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus: Lehrplan für die bayerische sechsstufige Realschule, 2001.

Cook, N. D.: Born to Die: Disease and New World Conquest, 1492-1650, Cambridge 1998.

Crosby, A. W. Jr.:The Columbian Exchange. Biological and Cultural Consequences of 1492, Westport 1972.

Ders.: Die Früchte des weißen Mannes. Ökologischer Imperialismus 900-1900, Frankfurt/M. 1991.

Edelmayer, F. u.a. (Hgg.): Die Geschichte des europäischen Welthandels und der wirtschaftliche Globalisierungsprozess, Wien/München 2001.

Ders. u.a. (Hgg.): Globalgeschichte 1450-1620, Wien 2002.

Elliott, J.H.: The Old World and the New, 1492-1650, Cambridge 1970.

Ewald, U.: Pflanzen Iberoamerikas und ihre Bedeutung für Europa, in: Jahrbuch für Geschichte von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft Lateinamerikas. Bd. 32 (1995), S.33-55.

Fisch, J.: Die europäische Expansion und das Völkerrecht, Stuttgart 1984.

Fischer, W./McInnis, M. R. (Hgg.): The Emergence of a World Economy, 1500-1914, Stuttgart 1986.

Goffman, D.: The Ottoman Empire and Early Modern Europe, Cambridge 2002.

Grandner, M./Komlosy, A. (Hgg.): Vom Weltgeist beseelt. Globalgeschichte 1700-1815, Wien 2004.

Grewe, W.G.: Epochen des Völkerrechts, Baden-Baden 1984.

König, H.-J.: Die Entdeckung und Eroberung Amerikas 1492-1550, Freiburg/Würzburg 1992.

Ders.: Vielfalt der Kulturen oder europäisches Muster? Amerika und Indios in frühen deutschen Schriftzeugnissen, in: Prosperi, A./Reinhard, W. (Hgg.): Die Neue Welt im Bewusstsein der Italiener und Deutschen des 16.Jahrhunderts, Berlin 1992, S.175-213.

Kreiser, K.: Der osmanische Staat 1300-1914, München 2001.

Landsteiner, E.: Nichts als Karies, Lungenkrebs und Pellagra? Zu den Auswirkungen des Globalisierungsprozesses auf Europa (1500-1800), in: Edelmayer u.a. (Hgg): Die Geschichte des europäischen Welthandels, Wien/München 2001, S.104-139.

Manning, P.: Navigating World History. Historians Create a Global Past, New York 2003.

Montanari, M.: Der Hunger und der Überfluss: Kulturgeschichte der Ernährung in Europa, München 1993.

Mungello, D. E.: The Great Encounter of China and the West, 1500-1800, Lanham 1999.

Osterhammel, J.: China und die Weltgesellschaft. Vom 18.Jahrhundert bis in unsere Zeit, München 1989.

Ders.: Geschichtswissenschaft jenseits des Nationalstaats. Studien zu Beziehungsgeschichte und Zivilisationsvergleich, Göttingen 2001.

Özbaran, S.: The Ottoman Response to European Expansion. Studies on Ottoman-Portuguese Relations in the Indian Ocean and Ottoman Administration in the Arab Lands during the Sixteenth Century, Istanbul 1994.

Pietschmann, H. (Hg.): Atlantic History. History of the Atlantic System 1580-1830, Göttingen 2002.

Pohl, H. (Hg.): The European Discovery of the World and its Economic Effects on the Pre-Industrial Society, 1500-1800, Stuttgart 1990.

Pomeranz, K. The Great Divergence: China, Europe, and the Making of the Modern World Economy, Princeton 2000.

Reinhard, W.: Geschichte der europäischen Expansion, 4 Bde. Stuttgart 1983-1990.

Salaman, R.: The History and Social Influence of the Potato, Cambridge 1985.

Solow, B.L. (Hg.): Slavery and the Rise of the Atlantic System, Cambridge 1991.

Stannard, D. E.: American Holocaust: Columbus and the Conquest of the New World, Oxford, USA, 1992.

Wallerstein, I.: The Modern World-System, Vol.1: Capitalist Agriculture, and the Origins of the Euroepan World-Economy in the Sixteenth Century, New York/London 1974; Vol. 2: Mercantilism and the Consolidation of the European World-Economy, 1600-1750. New York 1980. Vol. 3: The Second Great Expansion of the Capitalist World-Economy, 1730-1840's, San Diego 1989. (Dtsch. 1986,1998 und 2004.)

Armut und Sozialabbau. Phänomene des 19. Jahrhunderts?

Frank E. W. Zschaler

Der in Bayern gültige Lehrplan Geschichte für die 8.Jahrgangsstufe Gymnasium thematisiert den historischen Zeitabschnitt „Vom Zeitalter der Aufklärung bis zur Weimarer Republik". In diesem Kontext soll auch Grundwissen über die soziale Frage und den Sozialismus erworben werden. Konkret ist dafür der zehnstündige Lehrplanabschnitt G8.3 „Politik, Gesellschaft und Wirtschaft in Deutschland 1850 bis 1914" vorgesehen. Die Schüler sollen vor dem Hintergrund des englischen Beispiels die Industrialisierung in Deutschland sowie ihre Auswirkungen kennen lernen. Angesichts der vielen thematischen Schwerpunkte in diesem Lehrplanteil bleibt für die soziale Frage und den Sozialismus eigentlich nur eine Unterrichtsstunde übrig.

Die Lehrbücher stellen eine relativ einfache Verbindung zwischen den beiden Phänomenen her: Auf der einen Seite das Arbeiterelend, d.h. überlange Arbeitszeiten mit zu geringen Löhnen, um Ernährung, Kleidung und Wohnung zu finanzieren; Kinder- und Frauenarbeit, kein Schutz gegen Wechselfälle des Lebens, wie Krankheit und Unfälle sowie Alter; deshalb das Massenelend der Arbeiterschaft. Auf der anderen Seite der Sozialismus als Reaktion darauf: der revolutionär marxistische Sozialismus, die Entwicklung der Sozialdemokratie und der Gewerkschaftsbewegung, schließlich sozialreformerische Überlegungen aus christlicher Verantwortung. Die Lösung der sozialen Frage erfolgt dann durch die Sozialgesetzgebung von Bismarck. Soweit im Schnelldurchgang.

Man könnte nun glauben, Armut und soziale Probleme, in heutiger Terminologie könnte man auch vom Sozialabbau sprechen, seien tatsächlich Phänomene des 19.Jahrhunderts, ausgelöst durch die Industrialisierung, und der Sozialismus sei die politische Antwort darauf gewesen. Beides ist nicht ganz richtig. Deshalb will ich in diesem Beitrag zeigen, dass Armut bis zur Industrialisierung, eigentlich sogar bis zur Zeit des großen Wachstums nach dem Zweiten Weltkrieg, eine Grundkonstante der Geschichte gewesen ist, und dass der Sozialismus auch in einem weiteren Zusammenhang gesehen werden kann als dem einer Industrialisierungsfolge.

I. Armut als Grundkonstante, Reichtum als Ausnahme der Geschichte

Historiker beginnen historisch: Am 28. Januar 1817, dem elektronischen ewigen Kalender verdanken wir die Information, dass das ein Dienstag war, schrieb der britische, in Ökonomie forschende Referend Thomas Robert Malthus an seinen nationalökonomischen Kollegen David Ricardo: „...the causes of the wealth and poverty of nations – are the grand object of all enquiries in Political Economy". Freilich meint man, dass die Antwort darauf doch eigentlich leicht zu geben wäre. Gerade moderne Ökonomen, Makro- wie Mikroökonomen, können zeigen, welche Ausstattung mit Produktionsfaktoren notwendig ist und welche Rahmenbedingungen eingehalten werden müssen, damit wirtschaftliches Wachstum entstehen, über einen längeren Zeit stabil bleiben und somit einer Region oder einem Staat oder einer Weltregion Wohlstand und Prosperität bescheren kann. Dennoch scheinen diese richtigen und wichtigen Erkenntnisse bisher nicht auszureichen, die Lage in den unterentwickelten Teilen unserer Welt wirklich zu verbessern.

Wie erklären also moderne Ökonomen, warum Wohlstand entsteht bzw. Armut bestehen bleibt? Wohlstand ist zunächst einmal etwas Individuelles. Er bemisst sich an den Konsummöglichkeiten, die wiederum vom verfügbaren Einkommen eines Individuums abhängen. Diese, zugegebener Maßen völlig materielle Sicht meint nichts anderes als die Möglichkeit eines Individuums, seine Ziele, nicht nur die materiellen, mit höheren Einkommen besser verwirklichen zu können als mit niedrigeren. Aus der Wirtschaftsgeschichte wissen wir, dass es seit der Überwindung des Urzustandes schon immer einige wenige sehr reiche Menschen gegeben hat, man denke nur an den sagenhaften Kroisos, von dem man nicht viel mehr weiß, als dass er im sechsten vorchristlichen Jahrhundert lebte, der letzte König von Lydien und einer der reichsten Herrscher des Altertums war. Sein bis heute sprichwörtlicher, ja mystischer Reichtum hatte ganz reale Quellen, nämlich die Tributzahlungen unterworfener Städte und Staaten und die Gewinne aus Goldbergwerken und der Goldwäscherei im Fluss Paktolos. Kroisos engagierte sich auch auf einem Gebiet, das wir heute Sponsoring nennen. Besonders der Orakelstätte des Apollon in Delphoi machte er großzügige Zuwendungen.

Im Mittelalter und der Frühen Neuzeit gehörten zur globalen Gruppe der Superreichen zwar vor allem Herrscher, in Europa stiegen Kaufleute und Bankiers aber immer öfter in diese Schicht auf. Wie ein Herrscher wurde z.B. der Bankier Jakob Fugger aus Augsburg, der von 1459 bis

1528 lebte, mit dem Beinamen „der Reiche" versehen. Der im 12.Jahrhundert lebende Markgraf Otto der Reiche von Meißen verdankte seinen Reichtum übrigens Silbererzfunden im seitdem so genannten Erzgebirge. Sagenhaft reich zu sein, behauptete kaum ein europäischer Souverän von sich, erstens weil man das tatsächlich nicht war und zweitens, weil eine solche Selbsteinschätzung nach dem geltenden christlichen Wertekodex auch nicht angemessen gewesen wäre. Als sagenhaft reich galten hingegen die Herrscher aus exotischen Ländern, die Inka- und Aztekenherrscher, die indischen Großmoguln und die Kaiser von China.

Das 19.Jahrhundert brachte dann die Wende. Riesenvermögen werden zunehmend von unternehmerisch aktiven Menschen akkumuliert. Ihre soziale Herkunft wurde zweitrangig.

Wie war das nun mit der Armut? Sicher, arme Menschen hat es auch schon immer gegeben, aber niemand hat die Liste der ärmsten Menschen der Welt veröffentlicht. Anders als Reichtum ist Armut nämlich ein Massenphänomen. Aber es gilt: Armut ist nicht gleich Armut. Mit dem Kulturanthropologen Wolfgang Reinhard sollten wir zwischen absoluter und relativer Armut unterscheiden. Absolute Armut bedeutet, dass Individuen nicht über das zum physischen Überleben erforderliche Existenzminimum verfügen. Für sie besteht die Gefahr des Verhungerns oder Erfrierens oder sie können aufgrund ihres schlechten Allgemeinzustands schneller Krankheiten zum Opfer fallen als andere. Relative Armut heißt, dass das physische Existenzminimum zwar gesichert, der soziokulturelle Status aber niedrig ist. Das Mittelalter definierte Armut als die Abwesenheit von Macht im Sinne von Potestas. Im Grunde gilt das in der sozialen Realität sogar heute noch. Bis zum Beginn der Industrialisierung war ein Zustand nahe der absoluten Armut der Normalzustand der Menschheit. Er war mehr oder weniger stark ausgeprägt, gute und schlechte Zeiten lösten sich zwar ab, dennoch lebten ständig 60-80 Prozent aller Menschen oder 50-80 Prozent aller Haushalte in der andauernden Gefahr, in absolute Armut abrutschen zu können. Die religiösen Armutsbewegungen des Hochmittels haben hier ebenso ihren Platz wie der Pauperismus, d. h. die Verarmung der Unterschichten, die während und nach dem 30jährigen Krieg in Mitteleuropa ein bedrohliches Ausmaß annahm. Arm waren in der Regel auch Kranke und Krüppel, Waisen und Alte, die Leidtragenden von Kriegen und Missernten und auch Kinder.

An dieser Stelle soll auf ein anderes soziales Phänomen hingewiesen werden. Es dauerte bis ca. 1930 an und klingt heute fremd und für mitteleuropäische Verhältnisse auch befremdlich: die Armutswanderungen von Kindern aus Tirol und Vorarlberg in die deutsche Bodenseeregion. Erste,

wenn auch vage Andeutungen darüber stammen aus dem Jahr 1526, verbürgt sind sie seit 1632. Alljährlich kamen die Kinder Ende März in die Bodenseestädte, verdingten sich auf „Kindermärkten" vor allem zur Arbeit als Hirten und zogen im Oktober wieder nach Hause zurück. Diese Wanderungen waren „ein Entspannungsventil für die Armut im österreichischen Alpengebiet und ein Arbeitskraftventil für die schwäbische Landwirtschaft am Bodensee." Hinter dieser wirtschafts- und sozialgeschichtlich nüchternen Erklärung stehen unzählige Schicksale. Die Armut in Tirol und Vorarlberg war drückend. Wichtigste Ursache dafür war die geringe landwirtschaftliche Produktivität. In einigen Orten konnte nicht einmal die Hälfte der Einwohner von den Erträgen aus Ackerbau und Viehzucht ernährt werden. Niedrige Ernten, ein geringes Angebot, die hohe Nachfrage und schließlich steigende Preise vergrößerten die Not der Bewohner. Da kaum andere Erwerbsquellen in den betroffenen Regionen zur Verfügung standen, wurde die Wanderung in das Ausland zu einer von vielen betroffenen Familien und sogar von den örtlichen Behörden akzeptierten Alternative. Sie war freilich nicht auf Kinder beschränkt. Aber Kinder waren, wie man noch heute mit unzähligen Dokumenten nachweisen kann, in besonderer Weise betroffen. Während die Behörden der Heimatstädte mit dem Vorteil eines Auskommens in der Fremde im Vergleich zum Hunger zu Hause argumentierten, berichteten Beobachter aus dem Bodenseeraum, dass die Kinder oft schlecht verköstigt, noch schlechter entlohnt und manchmal sogar zum Betteln aufgefordert wurden. Erst an der Wende zum 20.Jahrhundert hatte sich eine allgemeine Entlohnung durchgesetzt, die geldlichen Leistungen blieben aber mit 50 bis 100 Mark für die gesamte Saison vergleichsweise gering und wurden manchmal mit einfacher Kleidung und anderen Naturalleistungen aufgebessert. Mit dem Aufkommen der Industrialisierung nahm die Kinderarbeit in den Fabriken der Herkunftsländer deutlich zu. Die Wanderung beschränkte sich im Prinzip weiter auf landwirtschaftliche Arbeitsnachfrage.

Das Geld der Kinder war für ihre Familien ein überlebenswichtiger Teil des Einkommens. Dafür musste aber ein hoher Preis gezahlt werden: Der Verlust der Kindheit in ihrem Verständnis einer unbekümmerten Lebensphase und ein Verlust an Bildung im doppelten Sinne, als Bildung des Humankapitals der Gesellschaft und als persönliche Bildung. Zwar versuchten die Behörden in den Heimatregionen, eine Schulpflicht durchzusetzen. Sie erstreckte sich aber meist nur auf die Wintermonate, der Sommer war wegen der Ernte ohnehin schulfrei. Mit der Gründung des Vereins „Schwabenkinder" durch Landtagsabgeordnete, Gemeindevorsteher, Geistliche und andere engagierte Personen im Jahr 1891 hatten die Kinder zum ersten Mal seit dem 16.Jahrhundert eine Lobby, die sich um ihre Interessen kümmerte und ein Netz von Vertrauensleuten aufbaute. Der Verein, der viele Hilfen leistete, konnte die hinter der Wanderung stehenden sozialen Probleme nicht lösen und musste sich sogar vorwerfen lassen, in die Ausnutzung kindlicher Arbeitskraft mit einbezogen zu sein. Zu Beginn des 20.Jahrhunderts hatten sich dann die Verhältnisse in den Herkunftsregionen so verändert, dass das Phänomen mit „den realen gesellschaftlichen Verhältnissen nicht mehr gerechtfertigt werden konnte." Die Kinderwanderung war moralisch und sozial anachronistisch geworden, nur noch die Tradition hielt sie rudimentär für eine kurze Zeit aufrecht. Zu Beginn der 1930er Jahre verschwand schließlich ein soziales Phänomen, das die Bodenseeregion seit der Frühen Neuzeit geprägt hatte.

Die Industrialisierung und der damit verbundene soziale Wandel haben auch bei diesem Beispiel zu einer langsamen Entschärfung des Armutsproblems geführt. Der Zeitpunkt, für den der Lehrplan die soziale Frage und ihre Lösung thematisiert, war also in den wirtschaftlich entwickelten Staaten der Welt derjenige, an dem sich eine Lösung des Armutsproblems abzuzeichnen begann! Langsam, aber stetig steigende Einkommen, Massengütererzeugung in der Lebensmittelindustrie einschließlich der damit verbundenen sinkenden Preise, Innovationen in der medizinischen Forschung, neue Erkenntnisse in der Krankenpflege, ein wachsendes Hygienebewusstsein, die wachsende Allgemeinbildung, ein sich wandelndes Verständnis von der Kindheit und andere Faktoren haben dazu beigetragen, selbstverständlich auch die Sozialreformen. Letztere waren aber nur ein Teil eines sehr komplexen Prozesses. Wohlstand für alle, so auch der Titel eines Buchs von Ludwig Erhart, gleichzeitig sein wirtschaftspolitisches Motto, setzte sich in Westdeutschland erst in den 50er Jahren des 20.Jahrhunderts durch. Die nach 1960 geborenen Menschen in den hoch entwickelten Staaten sind die ersten in der gesamten Menschheitsgeschichte, die selber und in ihrem unmittelbaren Lebensumfeld absolute Armut nicht mehr erfahren haben. Freilich dürfen dabei die so genannte neue Armut und die versteckte Armut nicht übersehen werden, das wäre aber ein anderes Thema.

II. Konzepte von einer besseren Welt

Armut und Ungerechtigkeit waren also, ich wiederhole das noch einmal, der Normalzustand der menschlichen Gesellschaften fast in der gesamten

bisherigen Menschheitsgeschichte. Weil das so war, gab es immer auch Vorstellungen, Hoffnungen und Wünsche von einer bzw. für eine bessere, gerechtere, mithin ideale Welt. Wir bezeichnen sie gemeinhin als Utopien. Ich erinnere an Platos Philosophenstaat, Morus' Insel Nirgendort, wie man Utopia übersetzen könnte, Campanellas Sonnenstaat oder Bacons Neu-Atlantis. Weil die Zeit nicht ausreichen würde, alle diese Konzepte zu erläutern, schränke ich den umfassenden Begriff der Gesellschaftsutopie für unsere Zwecke auf die sozialistischen Utopien ein, die mit dem Grafen *de Saint-Simon* im späten 18.Jahrhundert aufscheinen, im 19.Jahrhundert mit *Robert Owen*, *Charles Fourier* und *Etienne Cabet* ihren Höhepunkt erreichen, bevor sie von *Karl Marx* und *Friedrich Engels* mit einem falschen Anspruch der Wissenschaftlichkeit versehen wurden.

„Das utopische Bild", so schrieb der jüdische Religionswissenschaftler *Martin Buber* (1878-1965), „ist ein Bild dessen, was sein soll, wovon der Bildende wünscht, dass es sei." Er fährt fort: „Was hier waltet, ist die Sehnsucht nach dem Rechten, das in religiöser oder philosophischer Schau, als Offenbarung oder als Idee, erfahren wird, und das sich seinem Wesen nach nicht im Einzelnen sondern nur in der menschlichen Gemeinschaft als solcher realisieren kann." So verstanden ist eine Utopie Ergebnis einer intellektuellen Leistung. Deshalb verwundert nicht, dass die so genannten utopischen Sozialisten auch Intellektuelle waren, meist aus begütertem Haus und etablierten Familien der sozialen Elite. Welches Bild wünschten sich nun die utopischen Sozialisten, welchen Zustand der menschlichen Gesellschaft sehnten sie herbei? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir in ihre Zeit eintauchen, ihr Leben kennen lernen und uns mit ihrer Denkweise befassen. Dann können wir vielleicht verstehen, warum gerade sozialistische Utopien als Ausweg, als Alternative vernünftig erschienen.

Utopisch-sozialistische Gesellschaftsentwürfe, das muss an dieser Stelle noch gesagt werden, sind als Gegenentwurf zu den Ungerechtigkeiten der Welt entstanden, als sich der große Strukturwandel am Ende der Frühen Neuzeit abzuzeichnen begann. So verschiedenartig die Sozialutopien auch waren, sie sind ideengeschichtlich stark von der Aufklärung geprägt. Alle verfolgten das Ziel, mittels Veränderung von Rahmenbedingungen, besonders aber mit Erziehung eine gerechte Gesellschaft zu errichten. Viele kritische Intellektuelle erkannten die sozialen Missstände ihrer Zeit und verurteilten mit deutlichen Worten die Unfähigkeit bzw. Unwilligkeit von großen Teilen der alten Eliten, daran

etwas zu ändern. Die europäischen Gesellschaften boten am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19.Jahrhunderts ein sozial disparates Bild.

Der zuerst in England, dann in Frankreich, dort von der Revolution faktisch unterbrochene, später in Mitteleuropa einsetzende soziale und ökonomische Umbruch, vorbereitet, begleitet und gefolgt von tiefgreifenden kulturellen, geistigen und politischen Veränderungen, hat das bis dahin bestehende, z. T. bereits in Auflösung begriffene, soziale Gefüge gründlich durcheinander gerüttelt. Dazu muss gar nicht viel gesagt werden. Hunger, Obdachlosigkeit, furchtbare Arbeitsbedingungen auf dem Land und im Gewerbe und ein früher Tod prägten das Leben einer immer größer werdenden sozialen Gruppe. Die Armut wuchs überdurchschnittlich an. Was sie besonders unerträglich und ausweglos machte, war die praktische Hilflosigkeit, mit der die Umwelt ihr begegnete. Das soziale Netz der vormodernen Zeit regelte mit festen Verantwortlichkeiten ein bescheidenes Auskommen für Alte, Kranke und in Not Geratene. Altenteilerstuben, Spitäler, Armenhäuser etc. erlaubten ihnen, ein bescheidenes Leben zu fristen. Nun führte aber der Produktivitätsfortschritt im agrarischen Sektor dazu, dass dort immer mehr Menschen Arbeit und Einkommen verloren und nach Alternativen suchen mussten. Sie verließen das bekannte, soziale Milieu. Ein neues gab es vorerst nicht. Die strenge Gesetzgebung gegen Vagabunden und Bettler, die in England, wo die historische Dynamik am größten war, bereits zur Zeit der Königin Elisabeth I. aufkam, ist ein Indiz für die Schwere des Problems. Freilich bestanden ganz vorbildliche private Initiativen, spendeten Wohlhabende viel Geld für die Notleidenden, kümmerten sich Damen aus den begüterten Kreisen rührend um Kranke und Alte, ja bauten sogar Manufakturherren und später Fabrikanten für ihre Arbeiter sehr akzeptable Wohnsiedlungen. Das alles reichte aber nicht aus. Die Welt, so wie sie war, erschien vielen nicht mehr gerecht. Die Geister schieden sich an den Alternativen: Wie soll die Wunschwelt aussehen? Wie muss man die reale Welt verändern, um zum gewünschten Zustand zu gelangen?

Die Wirkungen der von *Adam Smith* bemühten *invisible hand* stellten sich, zumindest unter den konkreten Umständen der damaligen Zeit, nicht ein. *Smith* selbst waren die sozialen Schieflagen in seiner Heimat deutlich bewusst, und er war auch nicht der knallharte Wirtschaftsliberale, als der er heute manchmal hingestellt wird. Das würde zu einem Moralphilosophen auch nicht passen. Im „Wohlstand der Nationen" findet sich eben auch der Satz: „Und sicher kann keine Nation blühen und gedeihen, deren Bevölkerung weithin in Armut und Elend lebt. Es ist zudem nicht mehr

als recht und billig, wenn diejenigen, die alle ernähren, kleiden und mit Wohnung versorgen, soviel vom Ertrag der eigenen Arbeit bekommen, dass sie sich selbst richtig ernähren, ordentlich kleiden und anständig wohnen können." *Smith'* Lösungsvorschlag des Armutsproblems war aber kein utopischer. U. a. forderte er vom Staat, die Mitglieder der Gesellschaft vor Ungerechtigkeit und Unterdrückung durch Mitbürger zu schützen. Das machten die Staaten des späten 18. und der ersten Hälfte des 19.Jahrhunderts aber allenfalls unzureichend. Sie verschärften sogar die Lage der Armen, indem sie die drastischen Strafen der vormodernen Zeit, ich habe das englische Beispiel bereits erwähnt, für Eigentumsdelikte beibehielten und anwendeten. Zum Teil herrschte auch ein völliges Unverständnis gegenüber der Lebenssituation von Menschen aus anderen sozialen Schichten. Beispielhaft steht dafür die Bemerkung der im behüteten Luxus des Wiener Hofs aufgewachsenen, als Königin Frankreichs in der Pracht Versailles lebenden *Marie Antoinette*, die auf die besorgte Feststellung eines Hofmanns, dass das Volk kein Brot zum Essen habe, geantwortet haben soll: „Warum essen die Leute dann keinen Kuchen?"

1. Claude-Henry, Comte de Saint-Simon

In dieser Zeit wuchs in Frankreich der 1760 geborene *Claude-Henry, Comte de Saint-Simon* heran, der chronologisch früheste und intellektuell befähigste utopische Sozialist. Einer der nobelsten Familien entstammend, beherrschte seine Jugend die Welt des *ancien régime*. 1777, drei Jahre nach dem Regierungsantritt von *Louis XVI.* und *Marie Antoinette*, geht er standesgemäß zum Militär. 1779 schifft er sich mit französischen Truppen, Frankreich ist seit einem Jahr Verbündeter der jungen Vereinigten Staaten, nach Nordamerika ein und kämpft in der entscheidenden Schlacht von 1781 mit dem französischen Kontingent unter dem Befehl *George Washingtons*. *Saint-Simon* hat das später verklärt und sich als einen der Begründer der Freiheit der Vereinigten Staaten bezeichnet. Nach unruhigen Jahren in Mexiko, den Niederlanden und Spanien kehrt er Ende 1789 nach Frankreich zurück und stellt sich mit einigen Standesgenossen an die Spitze der revolutionären Bewegung in seiner Heimatprovinz. Durch Spekulationen Anfang der 1790er Jahre zu bedeutendem Vermögen gelangt, sieht er sich dem jakobinischen Terror ausgesetzt, tauscht zur eigenen Sicherheit und mit großer revolutionärer Geste seinen adligen Namen und Titel gegen *Claude Henri Bonhomme* aus und landet doch im Gefängnis. Dort will ihm *Karl der Große* erschienen sein, der vorhergesagt habe, dass seine Familie in seiner Person mit einem großen Helden und Philosophen gesegnet sei. Ende August 1794, wenige Wochen nach dem Sturz *Robespierres*, wird *Saint-Simon* aus den Kerkern des *Palais Luxembourg* entlassen. Jetzt beginnt tatsächlich seine Zeit als Publizist und Sozialwissenschaftler. Für einige Zeit verdingt sich bei ihm der Begründer der modernen Soziologie, Auguste Comte, als Sekretär. Schnell beginnt jedoch ein ständiger sozialer Abstieg. Aus dem eleganten Gastgeber eines der bekanntesten Salons des *directoire* wird ein armer Schriftsteller, der sogar auf die finanzielle Unterstützung eines ehemaligen Dieners angewiesen ist. Körperlich und geistig krank stirbt er 1825 im Kreise junger Leute, die sich als seine Jünger bezeichnen. Doch davon später mehr.

Das Werk *Saint-Simons*, der alles Geld in die Publikation seiner Schriften steckte, ist gleichermaßen unübersichtlich wie vielschichtig. Wir wollen uns hier nur mit den Bestandteilen beschäftigen, in denen sich sein utopisch-soziales Denken manifestiert hat. Grundlage dafür war die Fortschrittsphilosophie, der stark ausgeprägte Entwicklungsgedanke, der im 18.Jahrhundert aufkam und ein Nährboden des utopischen Sozialismus überhaupt wurde. Menschliche Gesellschaften vollziehen nach *Saint-Simon* eine ständige Entwicklung, bei der das spätere Stadium das höhere, fortschrittlichere ist. Zwar wechseln sich „organische" und „kritische" Perioden ab, folgen wissenschaftliche und politische Revolutionen regelmäßig aufeinander, die Höherentwicklung ist aber schlussendlich gesetzmäßig. Ebenfalls typisch für utopisch-sozialistische Entwürfe war die Schlüsselstellung alles Ökonomischen. „In der Industrie", so schrieb der Graf, „liegen bei letzter Analyse, alle wahrhaften Kräfte der Gesellschaft." Der Begriff Industrie stand aber nicht für das Fabriksystem einer sich industrialisierenden Gesellschaft. Diese lernte der Graf erst im letzten Lebensabschnitt in den allerersten Anfängen kennen. Das französische Wort wurde vielmehr in den Bedeutung von Fleiß und Betriebsamkeit verwendet. Davon hat sich *Saint-Simon*, ganz und gar nicht utopisch, eine ungeheure Dynamik erwartet. Die alten Eliten könnten, so meinte er, diese Prozesse nicht begleiten, geschweige denn gestalten. Adel, Klerus und Juristen alter Art will er von der Führung des Gemeinwesens ausschließen. Einen repräsentativen König lässt er gelten, die wirkliche Kompetenz muss aber, ganz Plato folgend, bei den führenden Gelehrten liegen. Gegen Ende seines Lebens will er auch führende Bankiers und Fabrikanten an der Macht beteiligt sehen. Nach seiner Meinung werden sich die produktivsten Menschen als natürliche Eliten

nach der Maxime „jeder nach seinen Fähigkeiten" schon durchsetzen. Hier war er, wie *Martinus Emge* schrieb, „ein ausgesprochener Utopist."

Saint-Simon wollte keine Gleichmacherei, er schrieb: „Alle können nicht an der Spitze laufen, sie folgen sich in Reihen. Es gibt immer erste und letzte." Und er war auch nicht gegen Privateigentum. Im Gegenteil: Die Bewahrung des Eigentums war für ihn „eine große Aufgabe der Politik." Dennoch hatte er seit seiner Jugend die sozialen Missstände, die elende Lage der besitzlosen Schichten in Frankreich und die von Privilegien ausgehenden Ungerechtigkeiten erkannt und kritisiert. Im Alter wurde die Forderung nach einer gerechteren Gesellschaft immer stärker. Beim Eigentum sollten eben die Privilegien fallen. Jede Änderung der Gesellschaft führt zu einer Änderung von Eigentumsverhältnissen. Gerade diese Idee haben dann später *Marx* und *Engels* aufgegriffen, aber ganz und gar nicht im Sinne *Saint-Simons*. Der wollte nur, dass jeder, der für die Gesellschaft etwas Nützliches tut, auch Eigentümer werden kann. Die Eliten haben nach seiner Auffassung die Pflicht, etwas für die Armen und Unterprivilegierten zu tun. *Saint-Simon* wollte die Gesellschaft befrieden: Eliten und einfache Bürger, Gelehrte und Handwerker, Reiche und weniger Begüterte – Arme würde es ja im idealen Endzustand nicht mehr geben – sollten von den moralischen Normen einer gemeinsamen Ideologie durchdrungen sein, dem Geist der Brüderlichkeit und der Hilfsbereitschaft. Da die beiden großen Konfessionen nach *Saint-Simons* Meinung gegen den Brüderlichkeitsgrundsatz verstoßen haben, propagiert er ein neues Christentum mit neuen moralischen Führern. *Claude-Henri de Saint-Simon* war Philosoph, Ökonom, Philanthrop, Utopist, trotz all seiner Kritik an der alten Zeit vor allem aber ein *Grandseigneur*, dem Neid und Missgunst ebenso fremd waren wie die Überlegung, seinen Wunschtraum von einer besseren Gesellschaft in einem Sozialexperiment Wirklichkeit werden zu lassen.

Das versuchten aber nach seinem Tod tatsächliche und selbsternannte Schüler, die gar nicht in der gleichen intellektuellen Klasse spielten wie ihr Meister. Pseudoreligiöse Sentimentalität, Imponiergehabe, euphorischer Überschwang und Selbstüberheblichkeit führten 1829 zur Gründung der streng hierarchischen Sekte der Saint-Simonisten. Unter der Führung von zwei Obersten Vätern, neun Ratsmitgliedern und 15 Vollmitgliedern ersten Grades zogen 22 Mitglieder zweiten und 39 Mitglieder dritten Grades in das Pariser *College Saint-Simonien* ein. Sie fühlten sich als religiöser Orden, trugen einheitliche blaue Kleidung, die bei höherer Stellung immer hellere Farbtöne hatte, und wandten sich mit Sendschreiben an die Öffentlichkeit. Die Gemeinschaft war zutiefst undemokratisch. Ihre beiden Führer maßen sich absolute Gewalt über die Untergebenen und endgültige Auslegungskompetenz der Religion Saint-Simons, wie sie es nannten, an. Sie verkündeten zwar die Gleichheit aller Mitglieder, meinten damit aber die Gleichmacherei, verurteilten das Privateigentum und propagierten eine freie Sexualmoral, darunter freie Hochzeiten und Scheidungen nach Simonistischen Ritus. Gerade die moralische Freizügigkeit brachte ihnen viele Anhänger, das Interesse ernsthafter Intellektueller endete hier aber. *Karl Grün* schrieb dazu Mitte des 19.Jahrhunderts: „Da flohen die ernsteren Naturen..., da ließ man den Vater *Enfantin* mit seiner Schar der Bigotten den Saint-Simonismus allein vollenden, vollenden bis zu Karikatur." 1832 bricht die Sekte auseinander, an einer inneren Krise und weil die Oberen wegen diverser Rechtsverstöße, darunter betrügerischer Bankrott, zu Gefängnisstrafen verurteilt werden. Das Andenken an *Saint-Simon* selbst ist aber bis heute in Frankreich lebendig.

2. Robert Owen

Sein Zeitgenosse *Robert Owen*, 1771 in Newton in Nordwales geboren, hatte eine ganz andere Sozialisation erfahren. Der Sohn eines Sattlers, Eisenhändlers und Postmeisters war außerordentlich intelligent, wurde bereits im Alter von acht Jahren Hilfskraft des Schulmeisters, interessierte sich für religiöse Fragen und verfasste schon als Kind drei Predigten. Eine akademische Ausbildung strebte er aber nicht an. Mit zehn Jahren kam *Owen* zu einem Kaufmann in die Lehre, trat anschließend in ein großes Geschäftshaus in London ein, ging nach Manchester und übernahm dort schon mit 20 Jahren die Leitung einer der größten Feingarnspinnereien. Er interessierte sich aber nicht in erster Linie für den Gewinn und die Produktionstechnik, sondern für seine Arbeiter. Soziale Missstände fielen ihm schmerzlich auf. 1800 heiratete er die Tochter des Besitzers einer Spinnerei aus New Larnak, einem Fabrikdorf, 30 Meilen westlich von Glasgow am Fluss Clyde gelegen, kaufte sich in die Firma ein und übernahm ihre Leitung. Dorf und Fabrik boten ein Bild der Trostlosigkeit und des Elends. Schmutz, Trunksucht, Verbitterung herrschten an diesem Ort. Die bisherigen Gesellschafter der Spinnerei hatten jahrelang von ihrem Gewinn nichts in die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Belegschaft investiert. *Owen* will hier seine sozialreformerischen Vorstellungen verwirklichen. Er will die Menschen selbst verändern, indem er ihre Lebensgrundlagen verbessert. Das gelingt auch. *Owen* lässt die Straßen und Wege des Dorfs instand setzen und eine neue

Fabriksiedlung bauen. Er ermahnt die Bewohner ständig, aber höflich und zuvorkommend, zur Sauberkeit, schafft die Arbeit von Kindern unter 10 Jahren ab, begrenzt den Arbeitstag auf 10,5 Stunden, macht mit Kontrollen den Diebstahl in der Fabrik unmöglich und entwickelt sogar ein modern anmutendes Instrument zur Mitarbeitermotivation, den *silent monitor*. Dabei handelt es sich um einen an allen Arbeitsplätzen angebrachten, drehbaren Holzwürfel, der an jeder Seite mit einer anderen Farbe bemalt ist. Jede Farbe steht für ein bestimmtes Leistungsniveau. *Owen* selbst geht durch die Fabrik und stellt die Würfel ein. Schon nach kurzer Zeit sind fast nur noch die Farben gelb (gut) und weiß (hervorragend) zu sehen.

Im Dorf eröffnet er einen Einkaufsladen, der nach den Prinzipien der späteren Konsumgenossenschaften organisiert ist und seine Arbeiter aus der bisherigen Abhängigkeit von Händlern befreit. Viel Aufmerksamkeit widmet er auch der Schule und einem Kindergarten. Sport, Tanz und Spiel nehmen einen besonderen Platz in seinem Erziehungskonzept ein. In wenigen Jahren hat er aus einem heruntergekommenen Nest eine liebenswerte Ortschaft, aus einer Gruppe zerstrittener und verwahrloster Menschen eine friedfertige, solidarische Gemeinschaft gemacht. Da sich gleichzeitig die wirtschaftliche Lage der Firma verbesserte, wurde *Owen*, wie *Julius Lengert* schreibt „ein lebendiger Beweis dafür, dass kaufmännisches Denken und humanitäre Gesinnung, wirtschaftliche Rentabilität und soziale Fürsorge keine sich ausschließenden Gegensätze darstellen." *Owen* und sein Musterdorf übten eine große Anziehungskraft aus. Minister und Diplomaten, Kaiser und Könige pilgerten nach New Larnak und *Owen* selber nahm an, dass seine Prinzipien bald in allen Ländern Europas verwirklicht würden.

Für *Owen* war New Larnak, das er bis 1829 leitete, vor allem der lebendige Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie, dass die äußeren Verhältnisse den Menschen prägen. Angeborenen und ererbten Eigenschaften maß er nur sehr geringe Bedeutung bei. Aus dieser Überzeugung widmete er sich immer mehr einer grundlegenden Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, wurde vom sozialreformerischen Unternehmer zum utopischen Sozialisten und sozialistischen Utopisten. Weil die Politik im beginnenden liberalistischen Zeitalter seinen Vorschlägen nicht folgen will, wird New Larnak zur Folie einer Utopie. *Owen* kritisiert Privateigentum und Profitsucht, die er für das Elend der arbeitenden Menschen verantwortlich macht. Er möchte die ganze Gesellschaft in genossenschaftlichen Dörfern organisiert wissen, in denen 300 bis 2.000 Personen leben, alle benötigten Gebrauchsgüter selber herstellen und die Freizeit in

einem gemeinsamen öffentlichen Gebäude verbringen. Wie in anderen Utopien vorher leben die Menschen in einem eigenen Land, einem 800 bis 1.500 Morgen großen Siedlungsgelände, harmonisch miteinander, verwalten ihre Angelegenheiten selbst und wähnen sich im Zustand paradiesischer Glückseligkeit. Owen glaubte, dass der erste gelungene Versuch die gesamte Welt verändern und zur Bildung gleichartiger Siedlungen auf der ganzen Erde führen wird. Friede und Nächstenliebe würde somit siegen. Der erfolgreiche Fabrikant schlug zur Lösung der sozialen Probleme seiner Zeit die Rückkehr zu einer vormodernen hauswirtschaftlichen Ordnung vor und nahm an, dass die gesellschaftlichen Eliten den von ihm vorgegebenen sozialen Umbau begeistert mit vollziehen.

1825 macht *Owen* ernst, er startet in Nordamerika ein Sozialexperiment, gründet auf einem 30.000 Morgen großen, von der Gemeinschaft der Rappisten erworbenen Gebiet im Bundesstaat Indiana die genossenschaftliche Siedlung *New Harmony*. Der Kongress in Washington ermöglicht ihm, seine Theorien und Pläne vorzutragen, viele Interessenten strömen darauf hin nach Indiana. In der Eröffnungsrede formuliert er seinen Anspruch: „I am come to this country to introduce an entire (völlig) new state of society." Dazu wird zuerst eine Präliminargesellschaft errichtet, die ihre Mitglieder auf die Bildung eines kommunistischen Gemeinwesens vorbereiten soll. Die 800 Bewohner der Siedlung werden aufgerufen, mit besten Kräften dem Gemeinwohl zu dienen. Als Lohn werden die Sicherung des Lebensunterhalts, die Erziehung der Kinder und die Versorgung im Alter versprochen. *Owen* reist ab, kommt nach sieben Monaten zurück und ist vom erreichten Erfolg so überwältigt, dass er die Gemeinschaft in eine kommunistische Gesellschaft *Community of Equality* umgründet. Gleichheit der Rechte und Pflichten, Gleichheit des Einkommens, Gemeinschaft des Eigentums, genossenschaftliches Geschäftsprinzip, gemeinsame Gestaltung der Freizeit und Selbstverwaltung nach dem Mehrheitsprinzip bilden die grundlegenden Prinzipien. *Owen* stellt ein Modell seiner Siedlung im Foyer des Kongresses aus. Die sich aneinanderreihenden Gebäude bilden ein Quadrat von 300 Metern Seitenlänge. An den Ecken und in der Mitte der Seiten sind turmartige Gebäude mit den Gemeinschaftseinrichtungen vorgesehen, dazwischen befinden sich Werkstätten und Wohngebäude. Alles soll mit größtmöglichem Komfort ausgestattet werden. Aber schon nach kurzer Zeit kollabiert das Experiment. Das *Owen*sche Menschenbild entspricht nicht der Wirklichkeit. Vor allem die erzwungene Gleichheit wirkt auf viele leistungshemmend und demotivierend. Im März 1827 gesteht *Owen* das Scheitern

von *New Harmony*. Er unternahm weitere Versuche, darunter mit einem kommunistischen Staat in Mexiko, Konsumgenossenschaften und einer Arbeiterbörse in England und einer Kolonie in Queenwood/New Hampshire, die aber alle scheiterten, der mexikanische bereits in der Planungsphase. *Robert Owen* hat das bleibende Verdienst erworben, in seiner Zeit in New Larnak in vorbildlicher Weise Grundprämissen sozial verantworteten Managements eingeführt zu haben. Seine wissenschaftlichen Anschauungen und die darauf beruhenden Sozialexperimente waren aber, wie *Helmut Jenkis* schreibt, „utopisch und daher zum Scheitern verurteilt." *Owen* hat das nicht erkannt. Auf dem Totenbett sagte er 1858: „Ich habe der Welt Wahrheiten gebracht. Wenn sie nicht danach handelt, so hat sie sie nicht verstanden. Ich aber bin meiner Zeit voraus."

3. Charles Fourier

Ganz ähnlich dachte *François Marie Charles Fourier*, nur ein Jahr nach Owen 1772 in Besançon geboren. Seine Eltern waren vermögende Kaufleute, die dem Sohn eine sorglose Jugend bieten konnten. Allerdings führte sein ausgeprägter Sinn für Ehrlichkeit schon in jungen Jahren zu Konflikten. Einem Kunden des Vaters, der sich nach der Qualität der Waren erkundigte, sagte der Knabe die Wahrheit, was die Kaufabsicht platzen ließ und *Charles* Prügel vom Vater einbrachte. Er reiste durch Europa, war aber besonders von Lyon fasziniert, wo er sich niederließ, eine Firma gründete, in der Revolution alles verlor und 1793 nur knapp der Hinrichtung durch ein Revolutionstribunal entkam. Als Angestellter eines Handelshauses in Marseille verlangte man 1799 von ihm, eine Schiffsladung Reis ins Meer zu schütten, um den Preis stabil zu halten. Solchen Maßnahmen stand er verständnislos gegenüber. Er machte sich Gedanken um eine gerechtere, bessere Welt, betätigte sich als Schriftsteller, rutschte immer mehr in Armut und Hoffnungslosigkeit ab. Er arbeitete zeitweise als Makler, seit 1826 als Mitarbeiter eines Handelshauses in Paris. Mürrisch und freudlos, krank an Körper und Geist starb er 1837.

Fourier, von den Ideen der Aufklärung geprägt und bis zu seinem geistigen Verfall mit einer scharfen Beobachtungsgabe ausgestattet, analysierte die bestehende Gesellschaft und wollte auf dieser Grundlage eine neue gerechte Ordnung vorschlagen. Zur Wirtschaft hatte er ein gespaltenes Verhältnis. Während er produzierende Unternehmer mit einem gewissen Wohlwollen sah, verurteilte er Kaufleute und Händler auf das Schärfste, weil sie ihren Gewinn ausschließlich aus Transaktionen sogen.

Dem Privateigentum stand er nicht ablehnend gegenüber, forderte aber eine soziale Verpflichtung der Eigentümer. Besonders gründlich hat er die soziale Lage der arbeitenden Klassen untersucht und beschrieben. Für ihn war der Kapitalismus unauflösbar mit Monotonie der Arbeit und ständiger Verelendung der Arbeiter verbunden. Auch der Staat stehe, so meinte *Fourier*, ganz im Dienste der Reichen. Das Glück der Menschen kann sich nach seiner Meinung in einer auf freien Wettbewerb aufgebauten Gesellschaft gar nicht entfalten. Dort verdrängt der Stärkere rücksichtslos den Schwächeren.

Weil das Glück aber in der Befriedigung von Leidenschaften, von Trieben liege, müsse nach einer angemessenen sozialen Organisationsform gesucht werden. Der wichtigste Trieb ist nach *Fourier* der Gruppentrieb, der Trieb der verfeinerten Leidenschaften, der zur sozialen Einheit führt. Deshalb ist es nur folgerichtig, wenn er die Lösung in Gruppe und Genossenschaft zu finden glaubt. *Fouriers* Modell ähnelt stark den Genossenschaftssiedlungen von *Owen*. Er nennt seine Gemeinschaften Phalanxen, nach der mazedonischen Schlachtordnung, die mit ungestümer Kraft den Feind überrannte. Der Begriff führt aber in die Irre. Die Siedlungen von *Fourier* sind außerordentlich friedlich, sie liegen – 1.600 bis 1.800 Einwohner, also ca. 300 bis 400 Familien umfassend – inmitten von Gärten und Feldern. Der dreistöckige Gebäudekomplex ist ca. 500 Meter lang, umschließt mehrere Innenhöfe und enthält im mittleren Teil Wohnungen und Gemeinschaftsräume, in den Flügelbauten Werkstätten und Gästeunterkünfte. Durch einen Fest- und Paradeplatz getrennt, liegen die Wirtschaftsgebäude gegenüber. Ein Opernhaus und eine Kirche sind mit dem Hauptbau durch unterirdische Gänge verbunden. Jedes Mitglied soll die Tätigkeit ausüben, die ihm besonders liegt und dabei auch mit anderen wechseln, um Eintönigkeit zu vermeiden. Das Leben in der Gemeinschaft ist nur für diejenigen kostenlos, die über kein Einkommen verfügen. Für alle anderen werden die Wohnungen und die Teilnahme an den Gemeinschaftseinrichtungen zu unterschiedlichen Preisen und verschiedenen Qualitätsstandards angeboten. Gleichmacherei ist das Ziel dieser Gemeinschaften nicht. *Fouriers* Phalanxen müssen eben als Produktions- und Verbrauchsgenossenschaften angesehen werden. Sie sollen darüber hinaus zwei Ziele verwirklichen, *erstens* die Auflösung der Städte und *zweitens* die Einschränkung der Fabrikarbeit. Hier erweist sich *Fourier* als vollkommener Utopist. Für ihn wird, noch stärker als bei *Owen*, der Mensch von seinen äußeren Lebensumständen geprägt. Anlagen spielen keine Rolle mehr, in der harmonischen Phalanx obsiegt bei allen das Schöne und Gute.

Ein solches Konzept, so ehrenwert es auch war, musste in der Praxis scheitern. *Fourier* hat das nicht mehr erlebt. Nach seinem Tod wurden in Frankreich zwei kleinere Phalanxen errichtet, nach ganz kurzer Zeit aber wieder verlassen. In Nordamerika entstanden sogar 41, die größte davon, die *Brook Farm* in Boston, musste 1848, kurz vor der Fertigstellung der nach *Fouriers* Plan errichteten Gebäude, aufgegeben werden, weil immer mehr Mitglieder die Gemeinschaft als unattraktiv empfanden und ihr Glück außerhalb suchten. *Charles Fourier* hatte sich gründlich getäuscht: Die Menschen fanden seine Phalanxen nicht so Glück verheißend, dass sie in der ganzen Welt immer neue gründeten, sie liefen vor ihnen weg. Menschen mit Gewalt zu ihrem Glück zu zwingen, das wollte der Menschenfreund nicht. Als der Versuch in Boston scheiterte, waren andere Denker schon nicht mehr so zimperlich.

4. Etienne Cabet

Bevor ich darauf eingehen will, sei noch kurz *Etienne Cabet* erwähnt, ein Rechtsanwalt aus Dijon, geboren 1788, gestorben 1856. Sein Schlüsselerlebnis war ein erzwungener Aufenthalt in England. Seit 1832 Herausgeber des Journals *Le Populaire* hatte er König *Louis Philipp* angegriffen und konnte sich einer zweijährigen Haftstrafe wegen Majestätsbeleidigung nur durch Flucht entziehen. Dort, in England, las er *Thomas Morus'* Buch *Utopia* und war von dieser Idee so begeistert, dass er selber einen utopischen Roman verfasste, die *Reise nach Ikarien*. Ikarien ist wie Utopia eine weit entfernte Insel, die Hauptstadt Ikara und alle anderen Orte in den zehn Provinzen sind überaus angenehme Lebensplätze, mit allem erdenklichen Komfort für die Bewohner ausgestattet. Alles gehört allen, das Eigentum ist vollständig sozialisiert. Man benötigt Verkaufsläden ebenso wenig wie Geld oder Banken. Die Staatsordnung ist die einer vollkommenden Demokratie. Das Volk wählt 2.000 Vertreter einer gesetzgebenden Versammlung, die ihrerseits den vollziehenden Rat und den repräsentativen Präsidenten bestimmen. Arbeits- und Wohnwelt, Freizeit und Bildung, alles ist auf das Vorbildlichste und zur vollsten Zufriedenheit des Volks organisiert, das in der Gütergemeinschaft das größte Glück sieht. *Cabets* Insel liegt nicht im Nebel wie bei anderen Utopisten. Er hat damit einen kommunistischen Gesellschaftsentwurf vorgelegt, dessen Realisierung er zwar nicht sofort, wohl aber in 30 bis 100 Jahren für realistisch hält.

In seinem Journal ruft er die Arbeiter zur Auswanderung nach Amerika auf: „Nach Ikarien, nach Ikarien." Dort gründet er ab 1848 sechs

ikarische Siedlungen, die immerhin 50 Jahre bestehen. Aber diese Siedlungen sehen ganz anders aus als die prächtigen, wohnlichen Ortschaften Ikariens. Kleine Häuschen, kaum Komfort und ein hartes Arbeitsleben. Die prophezeiten Segnungen des Sozialismus und Kommunismus stellten sich nicht ein, mit der Zeit werden die Menschen auch dieser Gemeinschaft überdrüssig und wenden sich wieder ihren traditionellen Lebensformen in den Städten und Dörfern der wirklichen Welt zu.

5. Marx und Engels

Saint-Simon war die Idee eines Sozialexperiments völlig fremd. Für den bizarren Simonismus seiner Jünger kann man ihn nicht verantwortlich machen. Allenfalls könnte man kritisieren, dass er sich von diesem Personenkreis und dessen Verehrung ihm gegenüber zu Lebzeiten nicht deutlich distanzierte. *Owen* und *Cabet*, aber auch die Realisierer der Phalanxen *Fouriers* haben zumindest keinen Druck auf diejenigen ausgeübt, die ihre Gemeinschaften verlassen wollten. In der Regel durften sie ihre Einlagen mitnehmen und erhielten manchmal sogar eine Entschädigung für erbrachte Leistungen. Die geistigen Väter gaben das Scheitern ihrer Ideen zwar nicht zu, machten dafür aber nur die noch nicht reife Zeit verantwortlich und waren von einem Sieg des Kommunismus in der Zukunft überzeugt.

Bei *Karl Marx* und *Friedrich Engels* steht das etwas anders. Der Marxismus, in weiten Teilen eine reine Utopie, erhebt den Anspruch, Wissenschaft zu sein, wissenschaftlicher Sozialismus. Die beiden geistigen Väter verwenden den Utopiebegriff nun in doppelter Bedeutung. Utopien vor ihrem eigenen Wirken, namentlich die von *Saint-Simon*, *Fourier* und *Owen*, nicht von *Cabet*, werden als Vorläufer quasi vereinnahmt. Der Utopiebegriff ist hier positiv besetzt. Alle „nichtmarxistischen" Sozialismusvorstellungen von Zeitgenossen werden im Unterschied dazu als Utopien verunglimpft. Hier wird der Begriff eindeutig negativ verwendet. Bei der Ökonomie war es ähnlich, während den vormarxschen Auffassungen noch einige Beachtung beigemessen wurde, bedachte man zeitgenössische nichtmarxistische mit der nicht eben netten Bezeichnung Vulgärökonomie.

Derweil war der marxsche Gesellschaftsentwurf, ich habe es bereits gesagt, außerordentlich utopisch. Auch hier prägen die äußeren Lebensumstände den Menschen, Marx schreibt: „Das Sein bestimmt das Bewusstsein". Die gesellschaftliche Entwicklung vollzieht sich gesetzmäßig vom Niederen zum Höheren. Im Kommunismus, der nach einer Phase der

Diktatur des Proletariats erreicht wird, ist der paradiesische Endzustand gegeben. Die Menschheit ist aus dem Reich der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit eingetreten, in dem es kein Privateigentum gibt und das kommunistische Prinzip „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen" verwirklich ist. Dass die Menschen in einer solchen Gemeinschaft überhaupt leben wollen, wird dabei vorausgesetzt.

Mit Marx und Engels kommt eine völlig neue Dimension in die Geschichte sozialistischer Ideen. Der Wissenschaftsanspruch führt zur Vorstellung, die neue soziale Ordnung mittels einer Diktatur durchzusetzen. Beides gehört zusammen. Ein objektiv richtiges Entwicklungsziel muss logischerweise verwirklicht werden. Auch wenn es dazu übergangsweise einer Diktatur bedarf, um die Kräfte, die sich dagegen stellen, im Zaum zu halten. Das Konzept der Diktatur des Proletariats wurde in der Folgezeit eine der Grundlagen für den Totalitarismus des 20.Jahrhunderts.

III. Schlussbemerkung

Armut und die Vorstellung von einer besseren, gerechten, eben idealen Welt sind, das habe ich hier versucht deutlich zu machen, Grundkonstanten der Geschichte bis zur Industrialisierung. Die Industrialisierung bringt die Kehrtwende. In ihrer ersten Phase vermehrt sie selber die Armut, aber vor allem als Ergebnis eines komplexen Strukturwandels, bei dem die Notwendigkeit sozialer Lösungen zunächst nicht erkannt wurde. Schlussendlich schafft das mit der Industrialisierung einhergehende wirtschaftliche Wachstum die Potenziale zur Überwindung der Armutsphänomene, vorausgesetzt, dass es von einem gesellschaftlichen Konsens getragen wird, der neue an die Stelle der alten sozialen Institutionen stellt. Das wird bei der Einkommensentwicklung besonders deutlich. Die durchschnittlichen jährlichen Arbeitseinkommen in Industrie und Handwerk sind seit den 1860er/ 1870er Jahren trotz konjunktureller Schwankungen tendenziell ständig gestiegen.

Wir befinden uns im Moment übrigens wieder in einem solchen Strukturwandel und wir haben leider nicht genug aus der Geschichte der Industrialisierung gelernt. Gerade die Arbeitslosigkeit und die schwierige Situation unserer Sozialsysteme, die ja die sozialpolitische Antwort auf die alte soziale Frage waren, entwickeln sich immer mehr zu einer neuen sozialen Frage, deren Lösung immer dringlicher wird.

Literatur:

Buber, M.: Der utopische Sozialismus, Köln 1967.

Dervaux, J. C./Ruhstrat, E.-U.: Zur Geschichte der Sozialutopie. Emanzipationstheorie oder soziale Phantasterei?, Pfaffenweiler 1987.

Elsässer, M.: Soziale Intentionen und Reformen des Robert Owen in der Frühzeit der Industrialisierung. Analyse seines Wirkens als Unternehmer, Sozialreformer, Genossenschafter, Frühsozialist, Erzieher u. Wissenschaftler, Berlin 1984.

Emge, R. M.: Saint-Simon. Einführung in ein Leben und Werk, eine Schule, Sekte und Wirkungsgeschichte, München 1987.

Franz, D.-E.: Saint-Simon, Fourier, Owen. Sozialutopien d. 19. Jh., Köln 1988.

Höppner, J./Seidl-Höppner, W.: Etienne Cabet und seine Ikarische Kolonie. Sein Weg vom Linksliberalen zum Kommunisten und seine Kolonie in Darstellung und Dokumentation, Frankfurt/M. u.a. 2002.

Jenkis, H. W.: Sozialutopien – barbarische Glücksverheißungen? Zur Geistesgeschichte der Idee von der vollkommenen Gesellschaft, Berlin 1992.

Lengert, J.: Utopische Experimente des 19.Jahrhunderts in den USA, München 1973.

Reinhard, W.: Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie, München 2004.

Smith, A.: Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen, München [2]1982.

Uhlig, O.: Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg, Innsbruck [3]1998.

Warum kamen die Bolschewiki an die Macht? – Das Jahr 1917 im Meinungsstreit[1]

Leonid Luks

I. Zur Genese der russischen Revolution

Die russische Revolution von 1917 hatte sich seit Generationen angebahnt: „Hundert Jahre lang hatte die russische Gesellschaft der Zarenmonarchie mit einer Revolution gedroht", schrieb 1927 der russische Schriftsteller Mark Aldanow: „[Der letzte russische Zar] hat wahrscheinlich deshalb den Vorwarnungen nicht geglaubt, weil es so viele davon gegeben hatte".[2]

Es ist in diesem Zusammenhang interessant zu bemerken, wie grundlegend sich die Entwicklung Russlands – seit etwa Mitte des 19.Jahrhunderts – von derjenigen des Westens unterschied, wie asynchron sich die beiden Teile des Kontinents von nun an bewegten. So erlebten die westlichen Gesellschaften seit dem Scheitern der Revolution von 1848 einen immer stärkeren Integrations- und Konsolidierungsprozess. Die Erfahrungen von 1848/49 offenbarten den Gegnern des ‚Ancien régime', dass die bestehende politisch-soziale Ordnung sich von unten nicht stürzen ließ. Ein Teil der Konservativen begriff wiederum, dass die ‚Öffentlichkeitsarbeit' ein äußerst wichtiger Bestandteil der Politik sei und dass es langfristig aussichtslos sei, gegen die in der Gesellschaft vorherrschenden Ideen, gegen den ‚Zeitgeist', anzukämpfen. Beide Einsichten führten zu einem Kompromiss, der dem bestehenden System ermöglichte, eine immer größere Zahl seiner bisherigen Gegner zu integrieren. Die nationalistische Ideologie wurde dabei zu einer Klammer, die immer breitere Bevölkerungsschichten von den inneren Konflikten ablenkte.

Wie anders verlief die Entwicklung Russlands! Die Ereignisse von 1848/49 ließen das Land praktisch unberührt, deshalb blieb hier auch die Enttäuschung über die revolutionäre Idee aus. Während viele der früheren Radikalen im Westen ihre Heilserwartungen immer stärker mit der Nation verknüpften, begann im Osten erst jetzt das revolutionäre Ideal

---

1 Dieser Text basiert im Wesentlichen auf meinem Buch „Geschichte Russlands und der Sowjetunion. Von Lenin bis Jelzin", Regensburg 2000.

2 zit. nach Moskovskie Novosti 27.9.1992, S.21.

zur vollen Geltung zu gelangen. Jede Kritik an ihm habe der radikal gesinnte Teil der russischen Bildungsschicht – die Intelligenzija – als einen Verrat angesehen, schrieb 1924 der bekannte russische Philosoph Semen Frank. Es habe im vorrevolutionären Russland einer ungewöhnlichen Zivilcourage bedurft, um sich offen zur Politik der Kompromisse zu bekennen.[3]

Wie der Kölner Historiker Theodor Schieder mit Recht sagt, waren die Unbedingtheit und die Absolutheit, die den revolutionären Glauben der russischen Intelligenzija auszeichneten, im Westen praktisch unbekannt.[4]

Das 20.Jahrhundert begann für Russland mit der Revolution von 1905, die im Vokabular der Widersacher der russischen Autokratie als ‚gescheitert' galt. Aber ausgerechnet diese ‚gescheiterte' Revolution, die die herrschende Bürokratie zu einem Kompromiss mit den rebellierenden Untertanen zwang, schuf die Voraussetzungen für eine allmähliche Befreiung der Gesellschaft von der staatlichen Bevormundung, für die allmähliche Zähmung des bis dahin allmächtigen autokratischen Regimes.

Der Revolution von 1905 ging ein außerordentlicher Prestigeverlust der Romanow-Dynastie in den Augen der Gesellschaft voraus. Fast alle oppositionellen Gruppierungen des Landes hielten damals die zarische Autokratie für die Verkörperung des Bösen und betrachteten alle Mittel im Kampfe gegen sie, auch den Terror, als legitim. Die Polarisierung der Gesellschaft, die Marx für den Westen vorausgesagt hatte, trat im ausgehenden 19.Jahrhundert in Russland ein. Dorthin verlagerte sich das revolutionäre Zentrum des Kontinents. Damals spitzten sich im Zarenreich gleichzeitig drei Konflikte zu, die im Westen bereits weitgehend gelöst worden waren: die Verfassungs-, die Arbeiter- und die Agrarfrage. Dies entzog der zarischen Autokratie ihre soziale Verwurzelung und die erschreckende Leere, die sie nun umgab, offenbarte sich während des Russisch-Japanischen Krieges von 1904/05. Das militärische Debakel des zarischen Heeres wurde von der Gesellschaft im Großen und Ganzen mit Gleichgültigkeit aufgenommen, von Teilen der Bildungsschicht sogar euphorisch begrüßt. Nicht das russische Volk, sondern sein größter Feind – die zaristische Regierung – sei in diesem Krieg besiegt worden, erklärte der Führer der 1903 gegründeten Partei der Bolschewiki, Lenin. Mit

[3] Frank, S.: Krušenie kumirov, Berlin 1924, S.15f.

[4] Schieder, T.: Das Problem der Revolution im 19.Jahrhundert, in: Ders.: Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit. Studien zur Geschichte des 19. und 20.Jahrhunderts, München ²1970, S.11-57, hier S.42ff.

seiner extrem defätistischen Haltung stand Lenin damals im oppositionellen Lager keineswegs allein.[5]

Angesichts ihrer völligen Isolierung im Lande konnte die Autokratie in ihrer bisherigen Form nicht aufrechterhalten werden. Sie musste einen Kompromiss mit der Gesellschaft eingehen. Das Zaren-Manifest vom 17. Oktober 1905 versprach den Untertanen Grundrechte und die Einberufung eines Parlaments. Dies war das Ende der uneingeschränkten Selbstherrschaft. Im April 1906 erhielt Russland eine Verfassung (Staatsgrundgesetze) – die erste in seiner Geschichte.

Der russische Historiker Viktor Leontovitsch sagt, die Verfassung von 1905/06 sei von den Kräften erzwungen worden, die an der Verfassung nicht interessiert gewesen seien, deren eigentliches Ziel die Vertiefung der Revolution gewesen sei. Dessen ungeachtet habe die Verfassung allmählich begonnen, sowohl auf die Regierung als auch auf die Öffentlichkeit erzieherisch zu wirken.[6]

Die Reformen Sergej Wittes (Finanzminister 1891-1903) und Pjotr Stolypins (Ministerpräsident 1906-1911) veränderten grundlegend das wirtschaftliche und soziale Gefüge des Landes. Beide Staatsmänner versuchten, den kapitalistischen Prinzipien zum Durchbruch zu verhelfen und vormoderne Denk- und Verhaltensmuster zurückzudrängen.

Der amerikanische Historiker Theodor von Laue vertritt indes die These, Russland habe sich nicht schnell genug modernisiert, um sich im Konkurrenzkampf mit den hoch entwickelten Industrienationen zu behaupten. Vom innenpolitischen Standpunkt aus sei hingegen diese Modernisierung zu schnell und zu radikal gewesen. Sie habe die überlieferten Strukturen in Frage gestellt und die sozialen Konflikte nur verschärft. Im Rahmen des vorrevolutionären Regimes sei die von den Reformern gestellte Aufgabe nicht lösbar gewesen.[7] Das harte Urteil Laues über die Unreformierbarkeit des zarischen Regimes wird von vielen Historikern, z.B. von Gerschenkron oder Leontovitsch, nicht geteilt. Aber auch Leontovitsch weist darauf hin, wie isoliert die bedeutendsten Reformer zu Beginn des 20.Jahrhunderts, vor allem Sergej Witte oder Pjotr Stolypin, innerhalb des regierenden Establishments waren. Die Aufrechterhaltung

[5] Lenin, V. I.: Polnoe sobranie sočinenij (im Folgenden: Sočinenija), Band 1-55, Moskau 1958-1965, hier Band 9, S.151-159; siehe dazu auch Plechanov, G. B.: Sočinenija, Band 1-24, Moskau 1924-1928, hier Band 13, S.215.

[6] Leontovitsch, V.: Geschichte des Liberalismus in Rußland, Frankfurt/M. 1957, S.339, 446.

[7] Laue, T. v.: Sergej Witte and the Industrialisation of Russia, Columbia 1963.

von Ruhe und Ordnung sei zum obersten Ziel der herrschenden Bürokratie geworden, so Leontovitsch.[8]

Die Modernisierung der russischen Staatsstrukturen wurde aber auch durch einen anderen Faktor außerordentlich erschwert, nämlich durch den äußerst tiefen Riss zwischen der Bildungsschicht und den Unterschichten, der in Russland solche Ausmaße annahm, dass einige Autoren sogar von zwei russischen Nationen sprechen. Die russische Bildungsschicht partizipierte am allgemeinen europäischen politischen Diskurs, Strömungen, die hier vertreten waren, hatten in der Regel durchaus ihre Entsprechungen im Westen, und zwar vom konservativen bis zum radikal-linken Spektrum. Ganz anders verhielt es sich mit der Vorstellungswelt der russischen Unterschichten, die etwa bis zum ausgehenden 19.Jahrhundert den altrussischen, vorpetrinischen Weltbildern verhaftet waren. Den Staat verkörperte für sie jahrhundertelang der rechtgläubige Zar. Als Soldaten kämpften sie für ‚den Glauben, den Zaren und das Vaterland'. Der russische Historiker und Philosoph Georgij Fedotow hält es nicht für Zufall, dass der Begriff Vaterland sich in dieser Dreiheit an letzter Stelle findet.[9] Deshalb führte die Abwendung der russischen Unterschichten vom Glauben an den Zaren, die sich zu Beginn des 20.Jahrhunderts offenbarte, zwangsläufig zur Lockerung ihrer Bindung an den Staat. Die moderne Nationalidee, die den eigenen Staat unabhängig von religiösen Konnotationen als eine Art Krönung der Schöpfung betrachtet, setzte sich in Russland nur in Ansätzen, und zwar nur bei Teilen der Bildungsschicht, durch. So verabschiedeten sich die russischen Volksschichten von vormodernen Staatsvorstellungen, ohne den Anschluss an die moderne Nationalidee gefunden zu haben. Sie befanden sich in einem Schwebezustand und verwandelten sich allmählich aus der wichtigsten Stütze der Monarchie in ihre größte Bedrohung. Und gerade in dieser Situation wurde von ihnen seit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges eine maximale Opferbereitschaft abverlangt. Ohne eine weitgehende Identifizierung mit den Kriegszielen der Staatsführung und der herrschenden Staatsidee war ein derartiger Einsatz auf die Dauer nicht möglich. Kein Wunder, dass das Zarenregime sich als das ‚schwächste Glied' in der Kette der kriegführenden Regime erwies und als erstes an der Herausforderung des Weltkrieges zerbrach. Die Lage an der Front war damals ungeachtet einiger empfindlicher Rückschläge keineswegs katastrophal. Die Auflösung der Armee begann erst nach dem Sturz des

[8] Leontovitsch, Geschichte.

[9] Fedotov, G.: Revoljucija idet, in: Sovremennye zapiski 39, 1929, S.306-359.

Zaren. Dass eine der ältesten Monarchien Europas trotzdem, nach einem nur dreitägigen revolutionären Kampf in der Hauptstadt, so schnell zerbrach, hatte in erster Linie damit zu tun, dass sie bei der eigenen Bevölkerung, sowohl bei den Unterschichten als auch bei den politischen Eliten, jegliche Verankerung verloren hatte. Während die russischen Unterschichten sich gegen das damalige Regime vor allem deshalb auflehnten, weil sie „ihren eigenen Staat, seine politischen Ziele und Ideen nicht mehr verstanden" (Fedotow)[10], wandten sich die national gesinnten Kreise der politischen Klasse Russlands aus ganz anderen Gründen gegen den Zaren. Sie verdächtigten die Zarenfamilie, sie identifiziere sich nicht ausreichend mit dem Krieg. Da die Romanow-Monarchie, im Gegensatz zu vielen anderen kriegführenden Nationen, nicht imstande gewesen war, eine volkstümliche, alle Völker und Stände des Reiches einigende Idee zu entwickeln, ließen sie den unpopulären Zaren und die unberechenbar gewordene ‚Hofkamarilla' um die Zarin kurzerhand fallen. Die Tatsache, dass der im Dezember 1916 ermordete Favorit der Zarin und Scharlatan Grigorij Rasputin das Land praktisch mitregiert hatte, trug zur Diskreditierung der Zarenfamilie besonders stark bei.

1917 brach allerdings in Russland nicht nur der zarische Obrigkeitsstaat, sondern auch die auf seinen Trümmern aufgebaute parlamentarische Demokratie zusammen. Acht Monate nach ihrer Errichtung hatte sie keine Verteidiger mehr. Ihr Zusammenbruch war nicht zuletzt die Folge des beispiellos tiefen Gegensatzes zwischen oben und unten, der die russische Gesellschaft auszeichnete.

II. Das ‚Paradox' der Februarrevolution

Zum größten Problem der Februarrevolution, zu ihrem ‚Paradox', wie Leo Trotzki – einer der wichtigsten Akteure der Ereignisse von 1917 – dies einmal nannte,[11] gehörte die Tatsache, dass sie aus zwei völlig verschiedenen, ja entgegengesetzten Revolutionen bestand: Erstens aus einer Revolution der Bildungsschichten, die Russland in eine parlamentarische Demokratie nach westlichem Muster verwandeln wollten. Die bereits 1905 begonnene Entwicklung Russlands in Richtung pluralistischer Rechtsstaat sollte nun vollendet werden. Ganz andere Vorstellungen verbanden die russischen Unterschichten mit der Februarrevolution. Sie er-

[10] Ebenda.

[11] Trotzki, L.: Geschichte der russischen Revolution, Berlin 1960, S.139-160.

warteten von ihr die Verwirklichung ihrer alten Gerechtigkeitsideale, die, worauf mehrere Autoren hinweisen, in erster Linie egalitaristische Komponenten enthielten. Die Revolution wurde von den russischen Unterschichten mit einer Auflehnung gegen das hierarchische Prinzip als solches gleichgesetzt. Parteien, die das Gleichheitsprinzip in Frage stellten, hatten im egalitaristischen Rausch des Jahres 1917 wenig Chancen.

Die Kluft zwischen oben und unten, die in Russland ohnehin seit Generationen außerordentlich tief gewesen war, erreichte nun Dimensionen, die für das damalige Europa beispiellos waren. Diese Kluft wurde seit den ersten Tagen der Revolution auch institutionalisiert. Die bürgerlich-liberalen Kreise fühlten sich durch das am 27.Februar 1917 errichtete Provisorische Dumakomitee und seit dem 2.März durch die von ihm gebildete Provisorische Regierung repräsentiert,[12] die Unterschichten hingegen durch den basisdemokratischen Petrograder Rat (Sowjet) der Arbeiter- und Soldatendeputierten, der zur gleichen Zeit entstand. Die Rätebewegung verbreitete sich ungewöhnlich schnell über das Land und griff auch auf die russische Bauernschaft über. Bei den Sowjets handelte es sich eindeutig um Klassenorganisationen der Unterschichten, die sich von den bürgerlichen Einrichtungen abzugrenzen suchten. Nur sozialistische Parteien, bzw. Parteien, die sich zum Prinzip der so genannten ‚revolutionären Demokratie' bekannten, waren hier vertreten – in erster Linie die Sozialrevolutionäre (diese Partei vertrat vor allem die russische Agrarbevölkerung), zwei marxistische Parteien – Menschewiki und Bolschewiki, Anarchisten und kleinere linke Gruppierungen. Da die Sowjets die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung vertraten, die nun eindeutig die ‚sozialistische Wahl' traf, wird von vielen Beobachtern wiederholt die Frage aufgeworfen, warum die Führung des Petrograder Sowjets nicht von Anfang an danach strebte, die ganze Macht im Lande zu übernehmen. Warum war sie zunächst bereit, die Provisorische Regierung, der kaum Machtmittel zur Verfügung standen, zu unterstützen? Immer wieder wird die These angeführt, dass die gemäßigten Sozialisten (die Menschewiki und die Sozialrevolutionäre), die im Petrograder Sowjet etwa bis Sommer 1917 dominierten, nicht bereit waren, die Führung in einer ‚bürgerlichen Revolution' – und die Februarrevolution galt ihnen als solche – zu übernehmen.

[12] Kalendarische Angaben beziehen sich in diesem Beitrag auf den Julianischen Kalender, der in Russland bis zum 1.Februar 1918 galt. Der Rückstand zwischen dem Julianischen und dem seit Februar 1918 geltenden Gregorianischen Kalender betrug 13 Tage.

Die Angst vor der Übernahme der Verantwortung in einer ‚bürgerlichen Revolution' spielte in der Tat vor allem bei den Menschewiki eine wichtige Rolle. Aber nicht weniger wichtig war bei den gemäßigten Sozialisten die Angst vor der anarchischen Woge, die Russland nach der Auflösung der bisherigen Kontrollmechanismen zu überfluten drohte, vor einer grausamen Bauernrevolte, die die Errungenschaften der Februarrevolution hätte zunichte machen können. Russland war das klassische Land der gewaltigen Bauernaufstände, die immer wieder den russischen Staat in seinen Grundfesten zu erschüttern drohten. Insbesondere sind hier die Aufstände von Stenka Rasin (1667-1671) und von Jemeljan Pugatschow (1773-1775) zu nennen. Um dieser Herausforderung Herr zu werden, wurde die russische Regierung wiederholt zu einer ungewöhnlichen Anspannung all ihrer militärischen Kräfte gezwungen. Letztendlich erwiesen sich die regulären Regierungstruppen bei der Auseinandersetzung mit den schlecht organisierten verzweifelten Menschenmassen immer als überlegen. 1917 bahnte sich aber in Russland eine ganz neue Form der Jacquerie (Bauernrevolte) an. Der unzufriedenen russischen Bauernschaft, die eine radikale Lösung der Agrarfrage anstrebte, wurden nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges Waffen in die Hand gegeben. Bis Ende 1916 wurden etwa 15 Millionen Männer in die Armee einberufen[13] – die überwältigende Mehrheit von ihnen war bäuerlicher Herkunft. Zu Beginn der Februarrevolution zählten die russischen Streitkräfte etwa 9 Millionen Soldaten,[14] und es handelte sich bei ihnen in der Regel um ‚Bauern in Uniform', um den bewaffneten Arm der russischen Landbevölkerung. Die Unbotmäßigkeit der Petrograder Garnison (etwa 180000 Soldaten)[15] und ihre Verbrüderung mit den revoltierenden Arbeitern der Hauptstadt besiegelte das Schicksal der russischen Monarchie. Dies steigerte das Selbstbewusstsein der ‚Bauern in Uniform' außerordentlich. Unter ihrem Druck verabschiedete der Petrograder Sowjet am 1.März 1917 den berühmt gewordenen Befehl Nr. 1, der unter anderem folgende Postulate enthielt: „Punkt 3. In allen politischen Angelegenheiten untersteht jeder Truppenteil dem Sowjet der Arbeiter- und Soldatendelegierten und seinen Komitees. 4. Die Befehle der militärischen Kommission der Reichsduma sind nur in den Fällen auszuführen, wenn sie zu den Befehlen und Beschlüssen des Sowjets der Arbeiter- und Soldatendelegierten nicht in Widerspruch stehen. 5. Alle Arten von Waffen,

[13] Altrichter, H.: Rußland 1917. Ein Land auf der Suche nach sich selbst, Paderborn u.a. 1997, S.102.

[14] Ebenda, S.307.

[15] Hildermeier, M.: Geschichte der Sowjetunion 1917-1991, München 1998, S.66.

wie Gewehre, Maschinengewehre, Panzerautos usw. müssen sich in den Händen und unter der Kontrolle der Kompanie- und Bataillonskomitees befinden und dürfen unter keinen Umständen den Offizieren ausgeliefert werden auch wenn sie dies verlangten."[16]

Zwar bezog sich dieser Befehl zunächst lediglich auf die Petrograder Garnison, zwar wurde er am 5.März 1917, nach heftigen Protesten der Militärführung, durch den Befehl Nr. 2 des Sowjets etwas abgeschwächt.[17] Dennoch ließ sich der Prozess der Revolutionierung der gesamten Armee und der Auflockerung der Befehlsstrukturen nicht mehr aufhalten. Das Schicksal der Februarrevolution hing von nun an in immer stärkerem Ausmaße vom Verhalten der Soldaten ab. Viele Sowjetführer aus dem Lager der gemäßigten Sozialisten hielten diese Entwicklung für äußerst besorgniserregend. Nikolaj Suchanow, der dem linken ‚internationalistischen' Flügel der Menschewiki angehörte, schreibt: „Die unmittelbare Beteiligung der Armee an der Revolution war nichts anderes als eine Form der Einmischung der Bauernschaft in den revolutionären Prozeß gewesen. Von meinem marxistischen und internationalistischen Standpunkt aus war das eine gänzlich unangebrachte Einmischung, ein zutiefst schädliches Eindringen... Die Bauernschaft [...] fühlte [...] sich als Hauptheld der Revolution. Sie [...] beugte sich [...] mit dem vollen Gewicht ihrer Masse und dazu noch mit dem Gewehr in der Hand über die Wiege der Revolution. Und sie erklärte: Ich bin der Herr nicht nur des Landes, nicht nur des russischen Staates, nicht nur der nächsten Periode der russischen Geschichte, ich bin der Herr der Revolution, die ohne mich nicht hätte vollzogen werden können... Das war völlig unangebracht und außerordentlich schädlich."[18]

Der Menschewik Iraklij Tsereteli, der zu den zentralen Figuren des Sowjets zählte, fügt hinzu: Eine besondere Prägung hätte der Revolution die Allgegenwart der Soldatenmassen verliehen, die durch ihr Verhalten im Februar 1917 den Sieg der Revolution gesichert hätten. Das revolutionäre Engagement dieser Massen sei nicht sozialistischen Idealen, sondern einem elementaren Hass gegen das alte Regime entsprungen. Die unzufriedenen Soldaten hätten zwar das alte Regime hinweggefegt, sie seien sich aber über den eigentlichen Sinn der damaligen Prozesse nicht im Klaren gewesen. Es wäre die Aufgabe der Revolutionsführer gewesen, diese Massen, denen die elementarste politische Bildung fehlte, über die

[16] Hellmann, M. (Hg).: Die russische Revolution 1917. Von der Abdankung des Zaren bis zum Staatsstreich der Bolschewiki, München 1977, S.134.

[17] Altrichter, Rußland, S.141.

[18] Suchanow, N.: 1917. Tagebuch der russischen Revolution, München 1967, S.204f.

Mechanismen einer freien demokratischen Gesellschaft aufzuklären. Nur auf diese Weise hätte man der enormen Gefahr, die diese anarchisierten Massen für die Revolution darstellten, Herr werden können.[19]

Schon einmal im 20.Jahrhundert hatte sich ein Teil der revolutionären russischen ‚Intelligenzija' von der revolutionären Wirklichkeit erschreckt abgewandt. Dies war im Jahre 1905, als die Aufstände auf dem Lande und in den Städten in voller Deutlichkeit zeigten, welche Intensität die sozialen Konflikte im Imperium erreicht hatten. Die Reaktion eines Teils der Bildungsschicht auf diese Entwicklung erinnert in gewisser Hinsicht an das Verhalten der europäischen Liberalen im Jahre 1848. Auch bei ihnen wich die anfängliche revolutionäre Euphorie sehr bald einer ‚grande peur'. Nicht das angeschlagene ‚Ancien régime' sahen sie nun als ihren Hauptgegner an, sondern den ‚Vierten Stand' (Industriearbeiterschaft), der das zu gefährden schien, was sie als den Eckpfeiler der gesellschaftlichen Ordnung betrachteten, das Privateigentum. In Russland bangte der nach 1905 gemäßigt gewordene Teil der Intelligenzija nicht so sehr um das Privateigentum als um die Existenz der Kulturschicht als solcher. Michail Gerschenson – einer der Autoren des Sammelbandes ‚Wechi' (Wegmarken) vom Jahre 1909, der das revolutionäre Credo der russischen Intelligenzija scharf verurteilte, schrieb: Nach 1905 sei eine paradoxe Situation entstanden: „Die Unterschichten, für die die Intelligenzija gekämpft hatte, hassen... (die Bildungsschicht als solche) und von dem Staat, den... (die Intelligenzija) bekämpfte, wurde sie verteidigt... [Der Staat allein ist es], der mit seinen Bajonetten und Gefängnissen uns... vor dem Volkszorn bewahrt."[20] Infolge der Februarrevolution brach aber der gewaltige zarische Verwaltungs- und Polizeiapparat innerhalb von wenigen Tagen zusammen.

In ihrem Manifest vom 3.März 1917 verkündete die Provisorische Regierung die Ablösung der Polizei durch eine Volksmiliz und die Abhaltung von allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlen.

Es war aber alles andere als einfach, diese Postulate in einem Land, das sich in revolutionärer Gärung befand und zugleich einen Krieg gegen übermächtige äußere Feinde führte, in die Wirklichkeit umzusetzen und einen Ersatz für die gigantische zarische Staatsmaschinerie zu finden. Um den gänzlichen Zerfall des Staates und der Gesellschaft und damit auch eine zivilisatiorische Katastrophe im Lande zu verhindern, war die Pro-

[19] Cereteli, I.: Vospominanija o fevral'skoj revoljucii, Paris 1963.

[20] Geršenzon, M.: Tvorčeskoe samosoznanie, in: Vechi. Sbornik statej o russkoj intelligencii, Moskau 1909, S.89.

visorische Regierung auf die Unterstützung der Sowjets geradezu angewiesen. Die Führung der Sowjets, zunächst auf der Petrograder und seit dem I.Allrussischen Kongress der Sowjets vom Juni 1917 auf der gesamtstaatlichen Ebene, war durchaus bereit, diese Unterstützung zu gewähren. Es handelte sich allerdings dabei um eine bedingte Unterstützung. Die Räte stellten eine Art Überwachungsorgan der ‚revolutionären Demokratie' dar, dessen Hauptaufgabe „der Kampf gegen die Reste des alten Regimes und gegen konterrevolutionäre Versuche" war. Unter dem Druck der Sowjetführer war das bereits erwähnte Manifest der Provisorischen Regierung vom 3.März 1917 entstanden, in dem u.a. eine „vollständige und sofortige Amnestie aller politischen und religiösen Vergehen einschließlich terroristischer Angriffe, militärischer Revolten, Verbrechen in der Landwirtschaft" verkündet wurde. Hinzu gewährte das Dokument die Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit. Alle ständischen, konfessionellen und nationalen Beschränkungen wurden abgeschafft. Das Manifest versprach auch die „sofortige Vorbereitung zur Einberufung einer Konstituierenden Versammlung."[21]

Trotz seiner Radikalität sprengte dieser Katalog der Freiheitsrechte nicht den Rahmen des bürgerlich-demokratischen Systems. Abgesehen davon wollten die Sowjetführer die künftige Staatsordnung Russlands nicht vorwegnehmen. Darüber hatte die Verfassunggebende Versammlung zu entscheiden, die auf der Basis des allgemeinen demokratischen und nicht des revolutionären Klassenwahlrechts gebildet werden sollte.

Die Führung des Sowjets sanktionierte nicht nur das Programm, sondern auch die Zusammensetzung der Provisorischen Regierung. Dominiert wurde diese Regierung von der liberalen Partei der Konstitutionellen Demokraten (‚Kadetten') und den ‚Oktobristen', die sich etwas rechts von den Kadetten befanden. Der Führer der Kadetten, Pawel Miljukow, übernahm das Amt des Außenministers, der Führer der Oktobristen, Gutschkow, wurde zum Kriegsminister. Pawel Miljukow, der eigentliche starke Mann des neuen Kabinetts, wollte auch einige Sowjetführer in die Regierung einbeziehen. Der einzige Politiker, der dieses Angebot akzeptierte, war Alexander Kerenski, einer der stellvertretenden Vorsitzenden des Petrograder Sowjets. Er übernahm das Amt des Justizministers. Diese Entscheidung Kerenskis rief keine prinzipiellen Einwände seitens des Sowjets hervor. Zwar stimmte ein Teil der bolschewistischen Fraktion im Sowjet gegen die Verständigung mit der bürgerlichen Regierung und rief zur Bildung einer provisorischen Revolutionsregie-

[21] Hellman, Die russische Revolution, S.153.

rung auf. Dieser Antrag wurde aber von der überwältigenden Mehrheit der Sowjetdeputierten abgelehnt. Sogar mehrere Bolschewiki stimmten dagegen. Man hatte damals durchaus den Eindruck, dass sogar die Bolschewiki – dieser wohl radikalste Flügel der russischen Arbeiterbewegung – sich in die Einheitsfront der ‚revolutionären Demokratie' und der bürgerlich-liberalen Kräfte einreihte, vor allem nach der Rückkehr solcher zentralen Figuren der Partei wie Lew Kamenew und Josef Stalin aus der Verbannung. Der Kurs der Bolschewiki und ihres Zentralorgans ‚Prawda' begann sich immer stärker dem der gemäßigten Menschewiki anzunähern. Sogar die Möglichkeit der Vereinigung dieser seit 1903 verfeindeten Flügel der russischen Sozialdemokratie wurde erwogen. Dieser Prozess wurde jedoch nach der Rückkehr des Gründers und Führers der bolschewistischen Partei, Wladimir Lenin, aus dem Schweizer Exil nach Russland am 3.April 1917 jäh unterbrochen.

III. Lenins Rückkehr nach Russland und die Spaltung im Lager der ‚revolutionären Demokraten'

Bereits einen Tag nach seiner Rückkehr nach Russland verkündete Lenin seine berühmt gewordenen ‚Aprilthesen', die „Rußland ein halbes Jahr später aus den Angeln heben sollten" – so die Autoren eines 1991 in Moskau erschienenen Geschichtswerks ‚Nasche Otetschestwo' (Unser Vaterland).[22] Lenin sagte: „Die Eigenart der gegenwärtigen Lage in Rußland besteht im *Übergang* von der ersten Etappe der Revolution, die in Folge des ungenügend entwickelten Klassenbewußtseins und der ungenügenden Organisiertheit des Proletariats der Bourgeoisie die Macht gab, zur *zweiten* Etappe der Revolution, die die Macht in die Hände des Proletariats und der ärmsten Schichten der Bauernschaft legen muß. Dieser Übergang ist gekennzeichnet einerseits durch ein Höchstmaß an Legalität (Rußland ist *zur Zeit* von allen kriegführenden Ländern das freieste Land der Welt), andererseits dadurch, daß gegen die Massen keine Gewalt angewandt wird, und schließlich durch die blinde Vertrauensseligkeit der Massen gegenüber der Regierung der Kapitalisten, der ärgsten Feinde des Friedens und des Sozialismus." Danach verkündete der Führer der Bolschewiki folgende Parolen: „3. Keinerlei Unterstützung der Provisorischen Regierung [...]. 4. [...] Aufklärung der Massen darüber, daß die Sowjets der Arbeiterdeputierten die *einzig mög-*

[22] Kulešov, S. u.a.: Naše otečestvo, Moskau 1991, Band 1-2, hier Band 1, S.360.

liche Form der revolutionären Regierung sind [...] 5. Keine parlamentarische Republik – von den Sowjets der Arbeiterdeputierten zu dieser zurückzukehren, wäre ein Schritt rückwärts –, sondern eine Republik der Sowjets der Arbeiter-, Landarbeiter- und Bauerndeputierten im ganzen Lande von unten bis oben [...] 6. [...] Konfiskation aller [Landgüter]".[23]

Nicht nur für die gemäßigten russischen Sozialisten, sondern auch für die Mehrheit der bolschewistischen Führer stellten die Thesen Lenins einen wahren Schock dar. Lenin wurde der Weltfremdheit bezichtigt. Aufgrund seiner langjährigen Emigration habe er den Bezug zur russischen Realität verloren, meinten übereinstimmend viele Beobachter, sogar manche Bolschewiki.[24] Stalin kritisierte damals die Thesen Lenins als schematisch und zu abstrakt. Kamenew wandte sich gegen Lenins Behauptung, die bürgerlich-demokratische Revolution in Russland sei bereits vollendet.

Ungeachtet dieser massiven Kritik aus den eigenen Reihen setzte sich Lenin in der Partei sehr schnell durch. Mitte April wurde Lenins Kurs von der Petrograder und Ende April von der Allrussischen Parteikonferenz der Bolschewiki akzeptiert. Dies war vielleicht einer der wichtigsten Siege Lenins im Verlaufe seiner gesamten politischen Karriere. Dass Lenin die innerparteiliche Opposition mit einer derartigen Leichtigkeit zu bezwingen vermochte, wird von Nikolaj Suchanow folgendermaßen erklärt: „Lenin war in der Praxis das monopolistische, einzige und unteilbare Haupt der Partei seit ihrer Entstehung. Die bolschewistische Partei ist allein Lenins Schöpfung. Dutzende, Hunderte von Menschen folgten einander auf den verantwortlichen Posten, Generationen von Revolutionären wechselten einander ab. Lenin aber blieb auf seinem Posten, [...] bestimmte unumschränkt das Gesicht der Partei und teilte mit keinem die Macht. [...] Es gab [in der Partei] einige bedeutende Generäle, aber sie waren nichts ohne Lenin, wie Planeten ohne Sonne [...] Von einer Ersetzung Lenins durch einzelne Individuen, Paare oder Kombinationen konnte keine Rede sein. Die bolschewistische Partei hatte ohne Lenin weder einen selbständigen ideologischen Gehalt, noch eine organisatorische Basis, also weder Ziele noch Existenzmöglichkeiten."[25]

Der mehr oder weniger solidarische Block der ‚revolutionären Demokratie' erhielt nun einen Riss, der im Verlaufe des Jahres 1917 immer tiefer wurde. Am Ende dieses Prozesses stand die Spaltung des Blocks mit verhängnisvollen Folgen für alle Beteiligten.

[23] Lenin, V.: Werke, Band 1-40, Berlin 1961-1964, hier Band 24, S.4f.

[24] Geller, M./Nekrič, A.: Utopija u vlasti. Istorija Sovetskogo Sojuza s 1917 goda do našich dnej, London 1982, Band 1-2, hier Band 1, S.26f.

[25] Suchanov, 1917, S.300f.

Immer wieder wird in der Forschung die Frage nach den Ursachen für den atemberaubenden Triumph der Bolschewiki gestellt. Ihr Aufstieg innerhalb von acht Monaten nach der Februarrevolution, von einer politischen Randerscheinung zum Herrscher über eines der größten Reiche der Erde gehört zu den erstaunlichsten Phänomenen der neuesten Geschichte.

Zwar forderte Lenin in seinen Aprilthesen „alle Macht den Sowjets", dennoch musste er zugleich zugeben, dass die bolschewistische Partei „in den meisten Sowjets der Arbeiterdeputierten in der Minderheit, vorläufig sogar in einer schwachen Minderheit ist."[26]

Der erste Allrussische Kongress der Arbeiter- und Soldatendeputierten vom Juni 1917 wurde eindeutig von den gemäßigten Sozialisten dominiert. Von 822 Delegierten gehörten 285 der sozialrevolutionären und 248 der menschewistischen Fraktion an. Die Bolschewiki verfügten lediglich über 105 Mandate.[27]

Das Kräfteverhältnis auf dem ersten Allrussischen Kongress der Bauerndeputierten vom Mai 1917 sah für die Bolschewiki noch deprimierender aus. Von 1115 Delegierten gehörten nur 14 der bolschewistischen Partei an, die sozialrevolutionäre Partei hingegen verfügte über 537 Mandate.[28] Die gemäßigten Sozialisten schienen also bis Mitte 1917 die Kontrolle über die Entwicklungen im Lande zu besitzen.

Wie Lenin in den Aprilthesen mit Recht sagte, war Russland nach der Februarrevolution „von allen kriegführenden Ländern das freieste Land der Welt". Wenn man dabei bedenkt, dass Russland vor dem Sturz des Zaren mit besonders strenger Hand regiert worden war, wird die Bedeutung der Zäsur vom Februar 1917 offensichtlich. Das Land befand sich in einem Freiheitsrausch. Dabei kann der Begriff Freiheit im Russischen entweder als ‚swoboda' oder als ‚wolja' übersetzt werden. Im ersten Fall handelt es sich eher um Freiheit im westlichen Sinne, die auch ihre eigenen Grenzen respektiert – die Freiheitsräume des Anderen. Bei ‚wolja' hingegen handelt es sich um eine Freiheit, die keine Schranken kennt. Setzte sich in Russland nach dem Zusammenbruch des zarischen Obrigkeitsstaates diese zweite anarchische Form der Freiheit durch? Die Meinungen der Beobachter sind geteilt. Eines steht aber fest: Den Appel-

[26] Lenin, Werke, Band 24, S.5.

[27] Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.363; Hildermeier, M.: Die Russische Revolution 1905-1921, Frankfurt am Main 1989, S.174.

[28] Hildermeier, Die Russische Revolution, S. 201.

len der ‚Vernunft'-Sozialisten, die die Bevölkerung zu maßvollem und ver- antwortungsbewusstem Handeln aufriefen, wurde immer weniger Gehör geschenkt. Warum sollten die Bauern mit der Enteignung der Gutsbesitzer und die Arbeiter mit der Errichtung der Arbeiterkontrolle in den Betrieben bis zur Einberufung der Verfassunggebenden Versammlung warten, wenn ihre ‚Klassengegner' so wehrlos und so schwach wie nie zuvor waren? Die Statistik der Bauernunruhen zeigt, dass ihre Zahl von März bis Juli ununterbrochen stieg.[29]

März	April	Mai	Juni	Juli
16	193	253	562	1100

Bezeichnend ist auch die Tatsache, dass die Form dieser Bauernunruhen sich im Verlaufe der Zeit radikal änderte. Noch im März wurden zumeist die Gutshäuser zerstört. In den nächsten Monaten nahm indes diese Form der Gewalt kontinuierlich ab, immer häufiger wurden dagegen die Gutsbesitzer eigenmächtig enteignet und verjagt. Dies veranschaulicht deutlich die folgende Tabelle über die auf dem Lande registrierten Strafdelikte:

	März	April	Mai	Juni	Juli
Zerstörungen	51,3%	8%	6,7%	3,6%	4,3%
Landaneignungen	2,6%	24,9%	34,3%	37%	34,5%

Statt auf eine von oben beschlossene Bodenreform zu warten, begannen also die Bauern faktisch ihren alten Traum von der so genannten ‚schwarzen Umverteilung', d.h. von der gänzlichen Enteignung der Gutsbesitzer, auf eigene Faust zu verwirklichen.

Eine ähnliche Radikalisierung ließ sich auch im Verhalten der Arbeiter feststellen. Eine Vorreiterrolle spielten dabei die Fabrik- und Betriebskomitees (Fabsawkomy), die bei den Auseinandersetzungen mit Unternehmern und Betriebsleitern eine besondere Militanz an den Tag legten. Sie kämpften nicht nur um Lohnerhöhungen und um die Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen, sondern sie versuchten zugleich auch die Kontrolle über die jeweiligen Betriebe zu übernehmen. In mehreren Unternehmen, vor allem in einigen staatlichen Rüstungsbetrieben, ist es ihnen vorübergehend auch gelungen, dieses Ziel zu erreichen. Die Fabrik- und Betriebskomitees Petrograds gehörten zu den

[29] Altrichter, Rußland, S.347, 354.

ersten Organisationen des Landes, in denen die Bolschewiki sich durchzusetzen vermochten.[30]

Aber nicht nur die Arbeiter und die Bauern, sondern auch die Soldaten wurden immer ungeduldiger. Über ihre Stimmung schreibt Alexander Kerenski: „Nach drei Jahren bitteren Leidens fragten sich Millionen kriegsmüder Soldaten: Warum muß ich jetzt sterben, wenn in der Heimat ein neues, freieres Leben beginnt?"[31]

Dass die russischen Soldaten nicht mehr bereit waren, die Früchte der in der Februarrevolution neu gewonnenen Freiheit vor dem äußeren Feind zu verteidigen, stellte für die Vertreter der national gesinnten liberalen Kreise Russlands eine gänzliche Überraschung dar. Sie waren davon überzeugt, dass die Einstellung der Bevölkerung zum Krieg sich nach dem Sturz der unpopulären Romanow-Dynastie radikal ändern würde. Sie erwarteten eine revolutionäre Kriegsbegeisterung vergleichbar derjenigen, die im revolutionären Frankreich nach dem Ausbruch des Krieges gegen die legitimistischen Mächte geherrscht hatte. Nichts dergleichen ist aber geschehen. Die Februarrevolution vermochte es nicht, das weltanschauliche Vakuum, das im Bewusstsein der russischen Unterschichten infolge der Erosion des Glaubens an den Zaren entstanden war, auszufüllen. Man muss in diesem Zusammenhang folgendes hinzufügen: Die Abkehr der russischen Unterschichten vom Zarenideal führte keineswegs dazu, dass sie ihre traditionellen Vorstellungen vom politischen Führungsstil gänzlich aufgegeben hätten. Gemäß dieser Tradition musste die Staatsmacht stark, unabhängig und ungeteilt sein. Der Doppelherrschaft, die sich infolge der Februarrevolution etablierte, fehlten aber all diese Eigenschaften. Im Volke war nun das Gefühl verbreitet, man lebe nicht in einem richtigen Staat, sondern in einem Provisorium. Diese Stimmung spiegelte sich in einigen Aussagen russischer Bauern wider, die Pawel Miljukow in seinen Erinnerungen zitiert. So weigerten sich z.B. die Bauern, Steuern zu zahlen, mit dem Argument, dass sie nicht wüssten an wen man jetzt die Steuern zahlen solle. Es gebe keine echte Regierung und keine Gesetze. Umso weniger waren die Bauern und ihre Söhne bereit, der Obrigkeit, die in ihren Augen keine war, ihr Leben zu opfern. Der Sowjet, der die Interessen dieser Schichten vertrat, musste ihrer Friedenssehnsucht Rechnung tragen. Am 14.März 1917 richtete der Petrograder Sowjet einen Appell ‚An die Völker der ganzen Welt', in

[30] Pipes, R.: Die Russische Revolution: Band 2: Die Macht der Bolschewiki, Berlin 1992, S.128f.

[31] Ebenda, S.136.

dem es hieß: „Im Bewußtsein ihrer revolutionären Macht bekräftigt die russische Demokratie ihren Willen, mit allen Mitteln gegen die Eroberungspolitik ihrer eigenen Herrscherklasse zu kämpfen und ruft die Völker Europas zur Entscheidungsschlacht für den Frieden auf."[32]

Die westlichen Alliierten, die am Durchhaltewillen Russlands zu zweifeln begannen, forderten von der Provisorischen Regierung, vor allem von ihrem Außenminister Miljukow, ein eindeutiges Bekenntnis zum Krieg. Als Miljukow dem französischen Botschafter in Petersburg, Maurice Paléologue, die prekäre Lage der vom Wohlwollen des Sowjets abhängigen Provisorischen Regierung zu erklären suchte, stieß er bei dem französischen Diplomaten auf kein Verständnis. Die französische Regierung sei nicht bereit, irgendwelche Zweideutigkeiten in der Frage des russischen Kriegseinsatzes zu dulden.[33] Auch der britische Botschafter in Petersburg, George Buchanan, war darüber empört, dass die Provisorische Regierung nicht entschlossen gegen die Verbreitung pazifistischer Parolen im Lande vorging. Aber der Druck der Alliierten war sicher nicht die wichtigste Ursache für die Erklärung Miljukows vom 27.März, in der vom Streben Russlands, den Krieg bis zum siegreichen Ende zu führen, die Rede war.[34] Miljukow handelte auch aus innerer Überzeugung. Die Fortsetzung des Krieges an der Seite der Alliierten hielt er, ähnlich wie die national gesinnten liberalen Kreise Russlands, für eine Sache der nationalen Ehre. Es kam für ihn nicht in Frage, die Verbündeten, aus welchen Gründen auch immer, im Stich zu lassen. Dennoch entwickelte die Revolution allmählich einen neuen Ehrenkodex, in dem die nationalen Ehrbegriffe als antiquiert galten. Nur diese radikale Umwertung der Werte, nur dieser neue revolutionäre Ehrenkodex machte es möglich, dass ein Politiker, dem eine Kollaboration mit dem Kriegsgegner vorgeworfen und nachgewiesen wurde, so gut wie keinen Schaden davontrug und letztendlich die Alleinherrschaft im Lande erringen konnte.

IV. Lenins Zusammenarbeit mit den Deutschen

Die Zusammenarbeit Lenins mit der Deutschen Reichsführung und mit der Obersten Heeresleitung (OHL) stellte für die sowjetischen Historiker immer eine sehr heikle Angelegenheit dar. Sogar in dem bereits erwähnten, sehr sachlichen Geschichtswerk vom Jahre 1991 ‚Unser Vaterland', an dem sich die Elite der sowjetischen Historikerzunft beteiligte, wurde die These einer Zusammenarbeit Lenins und der Bolschewiki mit den Deutschen als nicht eindeutig bewiesen dargestellt. Zugleich geben aber die Autoren selbstkritisch zu, dass diese Frage in der Sowjetunion noch nicht erforscht sei.[35]

[32] Hellman, Die russische Revolution, S.182.

[33] Miljukov, P.: Vospominanija (1859-1917), New York 1955, hier Band 2, S.347ff.

[34] Altrichter, Rußland, S,152-155.

Nach der Auflösung der Sowjetunion verloren aber auch viele russische Autoren ihre Zweifel. Es wurden nun zusätzlich zu den deutschen auch viele sowjetische Dokumente ausgewertet, die Beweise für die Zusammenarbeit der Bolschewiki mit den außenpolitischen Gegnern Russlands liefern. Der Lenin-Biograph Dmitrij Wolkogonow spricht deshalb von einem beispiellosen Landesverrat und bezeichnet Lenin als einen „historischen Verbrecher".[36]

Einen besonders spektakulären Auftakt der Zusammenarbeit Lenins mit der deutschen Führung stellte bekanntlich seine Reise aus dem Schweizer Exil durch Deutschland nach Russland dar. Aber auch vorher hatte es gelegentlich Kontakte zwischen den Bolschewiki und den Deutschen gegeben, die in erster Linie der germanophil eingestellte russisch-deutsche Sozialdemokrat Alexander Parvus (Helphand) vermittelte.[37] Parvus, der zu den umstrittensten Figuren der deutschen und der russischen Arbeiterbewegung zählte, wurde im März 1915 sogar zum Berater der deutschen Regierung für die Angelegenheiten der russischen Revolution ernannt.

Als die Nachricht vom Sturz des Zaren die Schweiz erreichte, wollte Lenin sofort nach Russland zurückkehren. Aber es war nicht leicht, diesen Wunsch zu verwirklichen. Die Entente-Regierungen und die Provisorische Regierung Russlands versuchten seine Rückkehr zu verhindern. Sie wussten, wie gefährlich Lenins defätistische und revolutionäre Propaganda für die russische Verteidigungsbereitschaft werden konnte. Am 17.März 1917 schrieb Lenin an seinen Parteigefährten Hanecki: „Sie können sich vorstellen, was für eine Folter es für uns alle ist, in einer solchen Zeit hier sitzen zu müssen."[38]

Trotzki schreibt in seiner ‚Geschichte der Russischen Revolution', dass Lenin sich wie ein Rasender bemüht habe, seinem Käfig in der

[35] Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.359f.

[36] Volkogonov, D.: Sem' voždej. Galereja liderov SSSR v 2-ch knigach. Kniga 1. Vladimir Lenin, Iosif Stalin, Nikita Chruščev, Moskau 1995, S.58.

[37] Vgl. dazu u.a. Zeman, Z./Scharlau, W.: Freibeuter der Revolution. Parvus-Helphand. Eine politische Biographie, Köln 1964.

[38] Lenin, Werke, Band 35, S.286.

Schweiz zu entkommen.[39] So beschloss Lenin, letztendlich mit den Deutschen über seine Durchreise durch das deutsche Territorium direkt zu verhandeln. Darauf hatte man in Berlin bereits gewartet. Die deutsche Regierung und die Oberste Heeresleitung waren einverstanden. Am 23. März 1917 kabelte der Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt Zimmermann an den Vertreter des Auswärtigen Amtes in der OHL Lersner: „Da wir Interesse daran haben, daß der Einfluß des radikalen Flügels der Revolutionäre in Rußland Oberhand gewinnt, scheint mir eventuelle Durchreise-Erlaubnis durch Deutschland angezeigt. Ich möchte daher Gewährung befürworten." Lersner antwortete: „Oberste Heeresleitung läßt drahten: Gegen Durchreise russischer Revolutionäre keine Bedenken."[40]

Am 27.März 1917 reiste der Zug mit Lenin und seinen Anhängern von Bern ab. „Selbst unter den Frachten des Krieges [war es] eine Fracht von außerordentlicher Explosionskraft" schrieb später Trotzki.[41]

Lenin hatte keine Skrupel, das Angebot der Deutschen anzunehmen. Die Beschuldigungen seiner Gegner, die ihn als deutschen Agenten bezeichneten, waren überaus naiv. Lenin war Agent für niemanden. Er arbeitete nur für sich selbst und für sein Ziel – für die proletarische Weltrevolution. Er wollte das deutsche Herrschaftssystem genauso wie das russische zerstören. Aber die unsichere und schwache postrevolutionäre Regierung Russlands war nun einmal viel leichter zu stürzen als das deutsche Militärregime. Getreu seiner Devise ‚Bezwingung des schwächsten Gliedes der imperialistischen Kette' wollte Lenin alle seine Kräfte auf Russland konzentrieren.

Trotzki resümiert das Wesen des Abkommens zwischen Lenin und dem mächtigsten Mann in der OHL und damit auch im Deutschen Reich, Ludendorff: „Ludendorff hat gehofft, die Revolution werde in Rußland die zaristische Armee demoralisieren... Von Ludendorff war das ein Abenteuer, das aus der schwierigen militärischen Lage Deutschlands resultierte. Lenin nutzte die Berechnung Ludendorffs aus und hatte dabei seine eigene Berechnung. Ludendorff sagte sich: Lenin wird die Patrioten stürzen, dann werde ich kommen und Lenin und seine Freunde ersticken. Lenin sagte sich: Ich werde in Ludendorffs Eisenbahnwaggon [...] fahren und werde ihm für diesen Dienst auf meine Art zahlen."[42]

[39] Trotzki, Geschichte, S.235.

[40] Hahlweg, W.: Lenins Rückkehr nach Rußland. Die deutschen Akten, Leiden 1957, S.65f.

[41] Trotzki, Geschichte, S.237.

[42] Trotzki, L.: Mein Leben, Berlin 1961, S.287.

Lenins Reise durch Deutschland war nur der Beginn der Zusammenarbeit zwischen den Bolschewiki und der deutschen Führung. Die letztere bemühte sich zunächst noch um einen Separatfrieden mit der Provisorischen Regierung, sie versuchte auch Kontakte mit den Mitgliedern des Petrograder Sowjets, die gegen den Krieg eingestellt waren, anzuknüpfen. Aber alle diese Versuche scheiterten, die Provisorische Regierung wollte weiter Krieg führen, und darum waren die Deutschen entschlossen, sie zu beseitigen. Hier waren sie sich mit Lenin einig. Die Antikriegspropaganda, die Lenin seit seiner Rückkehr nach Russland führte, wäre in solchen Maßstäben ohne die Geldmittel, die die Deutschen ihm zu Verfügung stellten, unmöglich gewesen. Viele Dokumente weisen eindeutig darauf hin, dass Lenins Zusammenarbeit mit der deutschen Regierung bis zur Oktoberrevolution sehr intensiv war.[43] So berichtete der deutsche Gesandte in Bern, Freiherr von Romberg, am 30.4.1917 in seinem Schreiben an den Reichskanzler von Bethmann Hollweg über ein Gespräch, das er mit einem der engsten Gefährten Lenins, Fritz Platten (Schweizer Sozialdemokrat), geführt hatte: „Herr Platten, der [...] den russischen Revolutionär Lenin [...] auf [...seiner] Reise durch Deutschland begleitet hatte, besuchte mich heute, um mir namens der Russen für das erwiesene Entgegenkommen zu danken. Die Reise sei vortrefflich vonstatten gegangen [...] Lenin [sei] von seinen Anhängern ein glänzender Empfang bereitet worden. Man könne wohl sagen, daß er 3/4 der St. Petersburger Arbeiter hinter sich habe [...] Aus den Bemerkungen Plattens ging hervor, daß es den Emigranten sehr an Mitteln für ihre Propaganda fehlt, während ihre Gegner natürlich über unbegrenzte Mittel verfügen".[44]

Um dieses ‚Ungleichgewicht' zumindest partiell zu beseitigen, fand die deutsche Führung mehrere Kanäle, um die Bolschewiki finanziell zu unterstützen. Dies lässt sich anhand vieler deutscher und russischer Dokumente ausreichend belegen. Im Juli 1917 gab die bolschewistische Partei 41 Tageszeitungen mit einer Tagesauflage von 320000 Exemplaren heraus.[45] Dmitrij Wolkogonow schreibt dazu: „Für eine publizistische Tätigkeit dieser Größenordnung reichten die Mitgliedsbeiträge bei weitem

[43] Vgl. dazu u.a. Zeman, Z.: Germany and the Revolution in Russia. 1915-1918. Documents from the archives of the German Foreign Ministry, London 1958; Zeman/Scharlau, Freibeuter; Hahlweg, Lenins Rückkehr; Wolkogonow, D.: Lenin, Düsseldorf 1994, S.110-129; Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.131-134, 166-177.

[44] Hahlweg, Lenins Rückkehr, S.114f.

[45] Volkogonov, Lenin, S.118; Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.130.

nicht aus. Zudem bezogen die leitenden Parteifunktionäre in unregelmäßigen Abständen ihre Gehälter".[46]

Nach einer Berechnung des deutschen Sozialdemokraten Eduard Bernstein, die er im Januar 1921 im SPD-Organ ‚Vorwärts' veröffentlichte, stellte die deutsche Regierung den Bolschewiki in den Jahren 1917/18 etwa 50 Millionen Reichsmark zur Verfügung.[47]

Die Bolschewiki waren sich darüber im Klaren, dass das weitere Schicksal der Revolution von der Haltung der Armee abhing, und sie wussten auch, mit welcher Parole sich die kriegsmüden Soldatenmassen ködern ließen – sie hieß „sofortige Beendigung des räuberischen, imperialistischen Krieges". Das Argument der gemäßigten Sowjetführer, die meinten, die Februarrevolution müsse vor den außenpolitischen Feinden verteidigt werden, rief bei Lenin Empörung hervor. In seinen Aprilthesen hielt er auch die geringsten Zugeständnisse an die so genannte ‚revolutionäre Vaterlandsverteidigung' für unzulässig.

Trotz der damals in Russland so verbreiteten Friedenssehnsucht schien Lenin mit seinem offen defätistischen Kurs zu weit gegangen zu sein. Deshalb beteuerte Miljukow im Gespräch mit dem britischen Botschafter Buchanan, dass Lenin vom Volke nun gehasst werde, dass die Soldaten nur auf einen Wink der Regierung warteten, um den Führer der Bolschewiki zu verhaften.[48]

In Wirklichkeit musste aber nicht Lenin, sondern Miljukow einer Explosion des Volkszorns weichen. Seine Erklärung vom 27.März 1917, in der er vom Krieg bis zum siegreichen Ende sprach, gelangte am 20.April an die Öffentlichkeit und rief die Empörung der Linken hervor. Es fanden am 20. und am 21.April regierungsfeindliche Demonstrationen statt. Aber auch die Anhänger der Regierung trauten sich damals noch auf die Straßen. Bei den Zusammenstößen wurden drei Menschen getötet. Die Regierung benötigte nun unbedingt die Unterstützung der Sowjetführung, um die Gemüter zu beruhigen. Für diese Unterstützung hatte sie aber einen recht hohen Preis zu zahlen. Die Politiker, die sich für die Fortsetzung des Krieges besonders stark engagierten, mussten das Kabinett verlassen – abgesehen von Miljukow, auch der Kriegsminister Gutschkow.[49] So waren die Voraussetzungen für die Entstehung einer Koalitionsregierung aus Vertretern des ‚bürgerlichen' Lagers auf der einen und aus Vertretern des Sowjets auf der anderen Seite geschaffen. Am 1.Mai 1917 erklärte sich die Mehrheit des führenden Organs des Petrograder Sowjets – des Zentralen Exekutivkomitees des Sowjets – (44 gegen 19, bei zwei Enthaltungen) mit dem Eintritt seiner Mitglieder in die Provisorische Regierung einverstanden.[50]

[46] Volkogonov, Lenin, S.119.

[47] Volkogonov, Lenin, S.123f.; Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.132.

[48] Buchanan, G.: My Mission to Russia and Other Diplomatic Memories, Band 1-2, Boston 1923, hier Band 1, S.119.

[49] Miljukov, Vospominanija, Band 2, S.336-371; Altrichter, Rußland, S.152-160; Pipes, Die russische Revolution, Band 2, S.113-125.

V. Die erste Koalitionsregierung: Das Ende der Doppelherrschaft?

Für einige Autoren bedeutet die Errichtung der ‚bürgerlich'-sozialistischen Koalitionsregierung zugleich das Ende des im Februar 1917 entstandenen Systems der Doppelherrschaft. Aus einem revolutionären Kontrollorgan habe sich nun der Petrograder Sowjet in einen Teil des Regierungsblocks verwandelt. Die immer radikaleren Volksschichten hätten sich von den zentralen Sowjetinstitutionen nicht mehr vertreten gefühlt.

Auch der Arbeitsstil der Sowjetorgane veränderte sich damals sehr stark. Die Sitzungen des Sowjets verliefen nicht mehr so chaotisch wie in den ersten Tagen der Revolution. Aber durch die größere Effektivität büßten die zentralen Sowjetorgane an Popularität ein. Der russische Philosoph und Akteur der damaligen Ereignisse, Fedor Stepun, meinte, ein wichtiges Wesensmerkmal der Revolution sei das Chaos. Deshalb habe nur ein chaotischer Sowjet der damaligen Gemütslage der Volksmassen entsprochen. Je besser und geordneter der Sowjet zu funktionieren begann, desto weniger Einfluss habe er auf die Massen gehabt.[51] Diese Beobachtung Stepuns wird von vielen Historikern bestätigt.

Trotz dieser Entwicklung wäre es sicher verfehlt, die Errichtung der sozialistisch-bürgerlichen Koalitionsregierung als ein Zeichen für das Ende der Doppelherrschaft zu betrachten. Die sozialistischen Minister der Provisorischen Regierung fühlten sich weiterhin ihrer proletarisch-bäuerlichen Klientel verpflichtet und betrachteten sich als Vertreter der sozialistischen Solidargemeinschaft, die auch die Bolschewiki einschloss. Für das weitere Schicksal der Februarrevolution sollte dieser Sachverhalt von ausschlaggebender Bedeutung werden.

Obwohl die Bolschewiki die gemäßigten Sozialisten unentwegt als ‚Handlanger der Bourgeoisie' und ‚Verräter der Werktätigen' diffamier-

[50] Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.122; Altrichter, Rußland, S.158f.

[51] Stepun, F.: Byvšee i nesbyvšeesja, London 1990, Band 1-2, hier Band 2, S.48.

ten, appellierten sie wiederholt an deren sozialistisches Gewissen und Solidaritätsgefühl, wenn die Provisorische Regierung versuchte, entschlossener gegen die regierungsfeindlichen Aktivitäten der bolschewistischen Partei vorzugehen. Als die bürgerliche Presse Lenin kurz nach seiner Durchreise durch Deutschland der Kollaboration mit dem Feind bezichtigte, erschien Lenin im Sowjet und bat um Hilfe. Die sozialistischen Gegner Lenins waren sofort bereit, auf diesen Hilferuf positiv zu reagieren. Das Zentrale Exekutivkomitee des Sowjets nahm Lenin in Schutz. Nikolaj Suchanow, der damals zu den führenden Kritikern der Bolschewiki innerhalb des Sowjets zählte, hält in seinen Erinnerungen diesen Schritt für selbstverständlich. Es sei die Pflicht der Sozialisten gewesen, Lenin vor dieser „wilden Hetze" der „Bourgeoisie" zu beschützen.[52]

Zu den wenigen Verfechtern einer härteren Vorgehensweise gegenüber den Bolschewiki gehörte der Menschewik Iraklij Tsereteli. Als die Führung des Sowjets am 9.Juni erfuhr, dass die Bolschewiki für den nächsten Tag eine große, gegen die Regierung gerichtete Demonstration planten, ohne dabei die Sowjetmehrheit zu konsultieren, forderte Tsereteli die Entwaffnung der Bolschewiki: „Was die Bolschewiki jetzt tun, ist keine Verbreitung von Ideen, sondern Konspiration. Die Waffe der Kritik ist durch die Kritik der Waffen ersetzt worden. Mögen die Bolschewiki uns vergeben, aber wir werden von nun an andere Methoden des Kampfes anwenden. Revolutionären, die nicht würdig sind, Waffen zu tragen, muß man sie [die Waffen] abnehmen. Die Bolschewiki müssen entwaffnet werden".

Tsereteli vertrat die Meinung, dass die größte Gefahr, die die russische Revolution nun bedrohe, nicht von rechts komme, wie viele Vertreter der Sowjetmehrheit annähmen, sondern von links: „Die Konterrevolution kann nur durch ein einziges Tor einfallen, das der Bolschewiki".[53]

Diese Worte klangen in den Ohren der gemäßigten Sozialisten beinahe blasphemisch. Sie betrachteten die Bolschewiki als einen integralen Bestandteil der ‚revolutionär-demokratischen' Front. Demzufolge galt ihnen eine eventuelle Entwaffnung der Bolschewiki als Schwächung des eigenen Lagers, als Verrat an der Sache der Revolution. Einer der Führer der Menschewiki, J. Martow, sagte, sollten die Führer des Sowjets Gewalt gegen die Bolschewiki anwenden, würden sie sich in „Prätorianer

[52] Suchanov, 1917, S.308.
[53] Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.141.

der Bourgeoisie" nach dem Vorbild von General Cavaignac verwandeln.[54] (Cavaignac war Kriegsminister in der revolutionären Regierung Frankreichs von 1848, der im Juni 1848 einen Aufstand der Pariser Arbeiter blutig unterdrückte.)

Tsereteli setzte sich mit dieser Position Martows und anderer nichtbolschewistischer Linken schonungslos auseinander. In seinen Erinnerungen schrieb er: Die nichtbolschewistische Mehrheit des Sowjets habe keine Macht gewollt, um nicht gezwungen zu sein, gegen die Bolschewiki nicht nur mit Worten, sondern auch mit Taten vorzugehen. Die nichtbolschewistische Linke habe es für ein Axiom gehalten, dass Revolutionen ihre Feinde nur auf der Rechten, niemals auf der Linken haben können. Das Gespenst ‚Cavaignac' habe die sozialistischen Gegner der Bolschewiki davon abgehalten, den linken Extremismus, der zur Hauptgefahr für die Februarrevolution geworden sei, energischer zu bekämpfen.[55]

Die Thesen Tseretelis bedürfen indes einer Korrektur. Im Verlaufe des Jahres 1917 gab es durchaus Situationen, in denen die russische Demokratie sich gegen die linksextreme Herausforderung zu wehren suchte, und zwar mit Erfolg. Dies vor allem während eines linksradikalen Putschversuches vom 3.-5.Juli 1917.

VI. Die ‚Juli-Tage': Ein Debakel der Bolschewiki

Die Ereignisse vom 3.-5.Juli 1917 wurden durch neue Entwicklungen an der Front, so vor allem an ihrem russisch-östrerreichischen Abschnitt (in Galizien) ausgelöst. Dort begann am 16.Juni eine russische Großoffensive, die nicht nur militärischen, sondern vor allem innenpolitischen Zielen dienen sollte. Alexander Kerenski, der im Mai 1917 das Amt des Kriegsministers übernommen hatte und zur zentralen Figur der Provisorischen Regierung wurde, versuchte mit Hilfe dieser Offensive eine patriotische Stimmung im Lande auszulösen, um auf diese Weise der Regierung eine zusätzliche Legitimierung zu verschaffen. Einige Wochen vor dem Beginn der Offensive reiste Kerenskij an die Front, hielt dort flammende Reden, mit denen er die kriegsmüden Soldaten zur Verteidigung des revolutionären Vaterlandes zu animieren suchte. Da die ursprünglichen Befehlsstrukturen in der Armee sich bereits weitgehend auflösten, verfügte

[54] Cereteli, Vospominanija, S.214.
[55] Ebenda, S.409.

die Regierung über wenig Druckmittel, um die Armee zu einem verstärkten Einsatz zu bewegen. Sie konnte lediglich versuchen, die Soldaten mit Argumenten zu überzeugen, sie zu überreden. Nicht zuletzt deshalb wurde Kerenski von manchen Offizieren spöttisch als der ‚Höchstüberredende' bezeichnet.

Zwar vermochte Kerenski mit Hilfe seiner Eloquenz die Soldaten zu begeistern, diese Begeisterung hielt aber nicht allzu lange an. Die Offensive, die zunächst einige bescheidene Erfolge an der österreichischen Front gebracht hatte, kam nach wenigen Tagen zum Stehen. Anfang Juli begann die deutsch-österreichische Gegenoffensive, die mit einem Debakel der russischen Streitkräfte endete. Die russischen ‚Bauern in Uniform', die den Sinn dieses Krieges im Grunde nie verstanden hatten, wollten nicht weiterkämpfen und verließen scharenweise die Front. Kerenski schrieb später dazu: „Wutentbrannte Massen bewaffneter Männer ergriffen die Flucht von der Front ins tiefe Hinterland und fegten auf ihrem Weg die gesamte Staatlichkeit und Kultur hinweg".[56]

Nach dem Beginn der Großoffensive plante die Regierung die Entsendung einiger Regimenter der Petrograder Garnison an die Front. Dies sollte in erster Linie das Erste Maschinengewehrregiment sein, das wegen seiner radikalen, probolschewistischen Haltung der Regierung immer wieder Schwierigkeiten bereitete. Als die Kunde von der bevorstehenden Entsendung an die Front die entsprechenden Petrograder Militäreinheiten erreicht hatte, reagierten sie darauf mit einer beispiellosen Empörung. Diese wurde von den bolschewistischen Propagandisten zusätzlich geschürt. So begannen am 3.Juli 1917 regierungsfeindliche Demonstrationen Bewaffneter, die von vielen radikal gesinnten Petrograder Arbeitern unterstützt wurden. Dies war die gefährlichste Herausforderung, die die junge Demokratie bis dahin erlebte. Dass sie ihrer Herr werden konnte, zeigt, dass sich in Russland bereits Mitte 1917 die ersten Ansätze für eine ‚wehrhafte Demokratie' zu bilden begannen.

In den Ereignissen vom 3.-5.Juli spiegelte sich das bereits erwähnte ‚Paradox' der Februarrevolution besonders deutlich wider. Die meuternden Soldaten und Arbeiter, die einen Tag nach dem Ausbruch der Rebellion die Hauptstadt weitgehend kontrollierten, marschierten unter der Parole ‚Alle Macht den Sowjets'. Sie strömten zum Taurischen Palais, in dem sowohl der Petrograder wie auch der gesamtrussische Sowjet residierten, und versuchten die Führer der Sowjets dazu zu zwingen, die gesamte Macht im Lande zu übernehmen. Diese Forderung

[56] Volkogonov, Lenin, S.139.

wurde von den gemäßigten Sozialisten, die damals im Sowjet dominierten, rundweg abgelehnt. An ihrer Haltung hatte sich seit dem Beginn der Februarrevolution nichts geändert. Sie waren nicht bereit, die gesamte Verantwortung für das Schicksal eines Landes zu übernehmen, das sich gleichzeitig im Aufruhr und im Krieg befand. Sie hielten die Fortsetzung des Bündnisses mit den bürgerlichen Demokraten für unbedingt erforderlich.

Die Haltung der Bolschewiki während der Juli-Ereignisse war sehr ambivalent. Sie waren damals sowohl die Getriebenen, die sich der radikalen Stimmung der meuternden Massen anpassten, als auch die treibende Kraft. Sie wagten es noch nicht, die gesamte Macht für die eigene Partei zu beanspruchen, und traten ähnlich wie die rebellierenden Soldaten und Arbeiter unter der Devise ‚Alle Macht den Sowjets' auf.

Zwar hatte Lenin einige Wochen zuvor – auf dem I.Gesamtrussischen Kongress der Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten – verkündet, dass die bolschewistische Partei „jeden Augenblick bereit ist, die gesamte Macht (in Rußland) zu übernehmen". Diese Erklärung rief allerdings nur Heiterkeit bei der Mehrheit der Deputierten hervor.[57]

Aber auch Lenin selbst hatte während der Ereignisse vom 3.-5.Juli Angst vor der eigenen Courage. Er wagte es nicht, die gesamte Macht für die eigene Partei zu verlangen, und erklärte, das Ziel der am 3.Juli begonnenen Auflehnung gegen die Provisorische Regierung sei „die Übergabe der ganzen Macht an den Sowjet der Arbeiter- und Soldatendeputierten", d.h. an eine Einrichtung, die diese Macht auf keinen Fall übernehmen wollte. Diese widersprüchliche und zögerliche Haltung der Bolschewiki verschaffte der Regierung und der demokratisch gesinnten Öffentlichkeit eine gewisse Atempause, die dazu ausgenutzt wurde, reaktionäre Truppen zu mobilisieren. Schon beim ersten Anblick dieser Truppen räumten die Rebellen das Feld.

Die Juli-Ereignisse zeigten, dass die junge russische Demokratie durchaus imstande war, sich gegen ihre radikalen Gegner zu wehren und dass ihr entschlossenes Vorgehen auf die Extremisten geradezu lähmend wirkte. Iraklij Tsereteli berichtet in diesem Zusammenhang von seinem Gespräch mit Josef Stalin, der die Regierung davor warnte, die Zentrale der Bolschewiki zu besetzen. Dies werde zu Blutvergießen führen. Tsereteli antwortete, es werde kein Blutvergießen geben. „Sie werden also unsere Zentrale nicht besetzen?", reagierte Stalin erfreut. „Nein, wir werden sie besetzen", entgegnete Tsereteli, „und es wird trotzdem kein

[57] Geller/Nekrič, Utopija, Band 1, S.29.

Blutvergießen geben." Und in der Tat, die Bolschewiki leisteten bei dieser Aktion der Regierungstruppen keinen Widerstand. Etwa 800 Anführer der Juli-Revolte wurden verhaftet, darunter viele Bolschewiki. Die probolschewistischen Militäreinheiten wurden entwaffnet.[58] Um einer Verhaftung zu entgehen, floh Lenin aus der Hauptstadt und lebte bis zur bolschewistischen Machtergreifung im Oktober 1917 in einem Versteck auf finnischem Territorium.

Zur Diskreditierung der Bolschewiki trug zusätzlich die Tatsache bei, dass die Regierung einige Dokumente über die Kollaboration der Bolschewiki mit den Deutschen der Öffentlichkeit zugänglich machte. Lenin drohte ein Prozess wegen Hochverrat.

Warum gelangten die Bolschewiki trotz dieses verheerenden Rückschlags im Juli 1917 etwa vier Monate später an die Macht? Um diese Frage zu beantworten, muss man zunächst auf die Haltung der nichtbolschewistischen Linken nach den Ereignissen vom Juli eingehen.

Die Tatsache, dass die Bolschewiki während der Juli-Ereignisse die bestehende Ordnung mit Gewalt zu stürzen versucht hatten, führte nicht zu ihrem Ausschluss aus dem Lager der so genannten ‚revolutionären Demokratie'. Sie wurden von ihren sozialistischen Gegnern weiterhin als integraler Bestandteil der sozialistischen Solidargemeinschaft angesehen. Nicht zuletzt deshalb lehnten die Vertreter der Sowjetmehrheit ein allzu hartes Vorgehen gegen die Bolschewiki ab. Da die Provisorische Regierung weitgehend auf die Unterstützung des Sowjets angewiesen war, mussten ihre bürgerlichen Minister den Bedenken ihrer sozialistischen Koalitionspartner Rechnung tragen. Unentwegt prangerte das Zentrale Exekutivkomitee des Sowjets die Hetzkampagne der bürgerlichen Presse gegen die Bolschewiki an und wandte sich gegen die Behauptung, die Bolschewiki arbeiteten mit den Deutschen zusammen. Viele der verhafteten Bolschewiki wurden bereits nach einigen Wochen freigelassen. Trotz ihrer Beteiligung am Putschversuch im Juli 1917 wurden sie nicht wegen staatsfeindlicher Tätigkeit angeklagt. Diese Milde des demokratischen Staates gegenüber seinen extremen Feinden wurde von den Bolschewiki als Schwäche interpretiert. Später sagte Lenin, die Bolschewiki hätten im Juli 1917 eine Reihe von Fehlern gemacht. Ihre Gegner hätten dies im Kampfe gegen sie durchaus ausnutzen können: „Zum Glück besaßen

[58] Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.367; Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.170; Hildermeier, Die Russische Revolution, S.178f.; Altrichter, Rußland, S.191.

unsere Feinde damals weder die Konsequenz noch die Entschlußkraft zu solchem Vorgehen."[59]

Das Schicksal der Bolschewiki nach ihrem missglückten Staatsstreichsversuch vom Juli 1917 erinnert in verblüffender Weise an das Schicksal Hitlers nach dem gescheiterten Münchener Putsch vom November 1923. Auch der Führer der Nationalsozialisten war von der Milde der Sieger überrascht. Später sollte er seine bezwungenen Gegner ganz anders behandeln; Lenin übrigens auch.

Den Bolschewiki und den Nationalsozialisten kam zugute, dass sie von den Kräften, die das politische Geschehen einerseits im revolutionären Russland des Jahres 1917, andererseits in der Weimarer Republik bestimmten, als verirrte Brüder und als Gesinnungsgenossen angesehen wurden. Während die nicht-bolschewistische Linke die Bolschewiki als eine Art Reserve der revolutionären Front betrachtete, waren die Nationalsozialisten und ihre Kampfverbände für die deutschen Konservativen, die die Schlüsselpositionen im Weimarer Staat kontrollierten, eine Art Reserve der nationalen Front, eine Ergänzung zum Hunderttausend-Mann-Heer, das der Versailler Vertrag dem besiegten Deutschland zugestanden hatte. Abgesehen davon kam der NSDAP die übertriebene Angst der deutschen Konservativen vor einer kommunistischen Revolution zugute. Auch hier wird eine verblüffende Parallele zu den Entwicklungen in Russland im Jahre 1917 sichtbar. So wie die russischen Menschewiki und Sozialrevolutionäre in den Bolschewiki, trotz ihres rücksichtslosen Kampfes um die Macht, Verbündete gegen die so genannte ‚Gegenrevolution' sahen, betrachteten die Weimarer Konservativen die Nationalsozialisten als eventuelle Partner im Kampfe gegen die Kommunisten. Der Kampf gegen die imaginäre gegenrevolutionäre Gefahr führte zur Verharmlosung der bolschewistischen Gefahr in Russland. In Deutschland wurden andererseits die konservativen Schichten so sehr durch ihre Abwehrmaßnahmen gegen eine – kaum mögliche – bolschewistische Revolution absorbiert, dass sie die viel aktuellere Gefahr der nationalsozialistischen Diktatur in der Regel nicht wahrnahmen.

Dass die Kommunisten nicht imstande waren, die bestehende Ordnung in Deutschland ernsthaft zu gefährden, hat sich während der Nachkriegskrise (1918-1923) wiederholt gezeigt. Die kommunistische Bedrohung reduzierte sich damals auf einige schlecht vorbereitete Aufstandsversuche, die jeweils mit einem Debakel endeten (Januar 1919, März 1921, Oktober 1923).

[59] Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.177.

Und wie verhielt es sich mit der ‚gegenrevolutionären', ‚rechten' Bedrohung im revolutionären Russland vom Jahre 1917? Erforderte die Bekämpfung dieser Gefahr wirklich die Mobilisierung aller linken Kräfte, auch solch militanter Antidemokraten wie die Bolschewiki?

Am Beispiel der so genannten ‚Kornilow-Affäre' konnte man feststellen, wie das Kräfteverhältnis tatsächlich aussah.

VII. Der Kornilow-Putsch: Das Debakel der ‚Rechten'

General Kornilow, der zu den populärsten und tatkräftigsten Militärführern Russlands zählte, wurde im Juli 1917 vom neuen russischen Ministerpräsidenten Kerenski zum Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte ernannt. Am 9.Juli hatte Kerenski neben der Leitung des Kriegs- und des Marineministeriums auch das Amt des Ministerpräsidenten übernommen (als Nachfolger des zurückgetretenen Fürsten G. Lwow). Aufgrund dieser Machtkonzentration verwandelte sich die Provisorische Regierung in immer stärkerem Ausmaß in eine Ein-Mann-Regierung und nahm gewisse autoritäre Züge an. Viele gemäßigte Sozialisten waren aber bereit, diese Entwicklung zu dulden. In die von Kerenski gebildete und dominierte Koalitionsregierung traten am 21.Juli acht Sozialisten ein. Einer der Führer der Menschewiki, Fjodor Dan, sagte damals: „Die Provisorische Regierung [...] muß von uns unbeschränkte Vollmachten erhalten, damit sie die Anarchie von links und die Gegenrevolution von rechts an der Wurzel fassen kann [...] Rußlands Rettung liegt allein in einer Aktionseinheit der revolutionären Demokratie und der Regierung".[60]

Anders als die gemäßigten Sozialisten setzten die bürgerlichen Verfechter des Law-and-order-Prinzips ihre Hoffnungen nicht auf Kerenski, sondern auf General Kornilow. Dieser wollte die Armee erneut einer eisernen Disziplin unterwerfen, die Einmischung des Sowjets in die militärischen Angelegenheiten unterbinden und die Todesstrafe auch für die im Hinterland stationierten Truppen wieder einführen. Für Kerenski, der auf die Unterstützung des Sowjets angewiesen war, waren diese Forderungen Kornilows, die der Sowjet am 18.August klar ablehnte, nicht akzeptabel.

Kornilows wachsende Popularität in bürgerlichen Kreisen wurde für Kerenski zum permanenten Ärgernis, etwa die Tatsache, dass Kornilow Mitte August zum eigentlichen Helden der Moskauer Staatskonferenz

[60] Suchanov, 1917, S.481.

wurde, an der mehr als 2000 Vertreter der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Elite teilnahmen. Diese Konferenz stellte eine Verlegenheitslösung der Regierung dar, die nicht imstande war, die bereits Anfang März 1917 versprochenen Wahlen zur Konstituierenden Versammlung zügig zu organisieren. Der Wahltermin wurde immer wieder verschoben, schließlich wurde er Anfang August für den 12.November 1917 festgelegt. Dies bedeutete aber, dass der Regierung in der Zwischenzeit eine ausreichende demokratische Legitimierung fehlte. Iraklij Tsereteli hält die Verzögerung der Wahl zur Konstituante für einen der größten Fehler der Februarrevolution.[61]

Die von Kerenski einberufene Moskauer Staatskonferenz sollte eine Art Ersatzkonstituante werden. Sie war aber nicht repräsentativ genug. Abgesehen davon machte ihr Verlauf deutlich, dass die Provisorische Regierung bzw. Kerenski bereits die Unterstützung beträchtlicher Teile der wohlhabenden, besser situierten Teile der Gesellschaft verloren hatte. Für diese Schichten wurde nun General Kornilow zu einem Hoffnungsträger.

Kornilow ging davon aus, dass Kerenski mit seinem Programm der Wiederherstellung der Disziplin an der Front und der Ordnung im Lande einverstanden sei. Indes fühlte sich Kerenskij nicht nur dem Law-and-order-Prinzip, sondern auch den revolutionären Prinzipien verpflichtet. Die Restauration der vorrevolutionären Herrschaftsmechanismen, in welcher Form auch immer, kam für ihn nicht in Frage. Da Kerenski und Kornilow völlig verschiedene politische Sprachen sprachen, kam es zwischen ihnen unentwegt zu Missverständnissen und zu gegenseitigen Verdächtigungen. Am 27.August 1917 bezichtigte Kerenski Kornilow, wahrscheinlich unbegründet, der Meuterei, und setzte ihn ab. Kornilow weigerte sich, diese Entscheidung zu akzeptieren. Er meinte, Kerenski sei nicht mehr Herr der Lage und handle unter dem Einfluss der radikalen Kräfte im Sowjet. In einem Aufruf an die Bevölkerung erklärte er: „Russisches Volk, unser großes Vaterland geht zugrunde! Die letzte Stunde ist nahe! Gezwungen, offen hervorzutreten, erkläre ich, General Kornilow, daß die Provisorische Regierung unter dem Druck der bolschewistischen Mehrheit des Sowjets in vollem Einverständnis mit den Plänen des deutschen Generalstabes handelt ... und das Land von innen her zugrunde richtet ... Ich, General Kornilow, Sohn eines Kosakenbauern, erkläre allen, daß ich nichts anderes begehre als die Erhaltung des großen Rußland, und ich gelobe, das Volk durch den Sieg über den

[61] Cereteli, Vospominanija, S.403.

Feind zur Konstituierenden Versammlung zu führen, in der es selbst sein eigenes Schicksal bestimmen kann und seine eigene Regierungsform wählen soll."[62]

Das 3.Kavalleriekorps mit zwei Kosaken- und einer kaukasischen Division unter dem Oberbefehl von General Krymov marschierte nun in Richtung Petrograd. Der Ernstfall, den die russischen Sozialisten seit dem Sturz des Zaren an die Wand gemalt hatten, schien eingetreten zu sein. Die ‚Gegenrevolution' erhob ihr Haupt und drohte das Zentrum der Revolution zu besetzen.

Am 27.8.1917 schuf das Zentrale Exekutivkomitee der Sowjets ein Sonderorgan, das ‚Komitee für den Kampf mit der Gegenrevolution'. Dieses Komitee setzte sich aus allen im Sowjet vertretenen Parteien zusammen. Auch die Bolschewiki traten ihm bei. Statt einen Zweifrontenkrieg zu führen – sowohl gegen die Rechte als auch gegen die Linksextremisten – beendeten die russischen Demokraten die Kampfhandlungen an einer Front und baten extreme Feinde der Demokratie um Hilfe. Die Regierung verteilte 40 000 Gewehre an die Arbeiter, die in erster Linie bei den Bolschewiki landeten.

Die angebliche gegenrevolutionäre Gefahr war letztendlich eine Farce. Die Divisionen des 3.Kavalleriekorps lösten sich entweder unterwegs auf oder verbrüderten sich mit den Petrograder Arbeitern, die ihnen entgegenkamen. General Krymov, den Kerenski vor Gericht stellen wollte, beging Selbstmord.[63]

Dies war das Ende der Kornilow-Affäre, die zu keinem Zeitpunkt eine Gefahr für die russische Demokratie dargestellt hatte. Der gescheiterte Kornilow-Putsch hat die These, dass die Armee zum Kampfe gegen das eigene Volk nicht mehr geeignet gewesen sei, eindeutig bestätigt. So brauchte die russische Demokratie keineswegs die Hilfe der Linksextremisten, um der Gefahr von rechts erfolgreich zu begegnen. Dennoch war die Angst der gemäßigten Sozialisten vor der Gegenrevolution derart überdimensional, dass sie ihre eigenen Kräfte maßlos unterschätzten. Nicht zuletzt deshalb gaben sie den Bolschewiki, die infolge des gescheiterten Juli-Putsches entwaffnet worden waren, erneut die Waffen in die Hand. Dies war vielleicht die verhängnisvollste Folge der Kornilow-Affäre.

[62] Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.213.

[63] Ebenda, S.208-217; Geller/Nekrič, Utopija, Band 1, S.33f.; Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.374ff.; Altrichter, Rußland, S.208.

VIII. Der Oktoberstaatsstreich

Nach der Kornilow-Affäre verloren die Provisorische Regierung und die mit ihr verbündeten gemäßigten Sozialisten weitgehend die politische Initiative. Wie gelähmt beobachteten sie das entschlossene und zielstrebige Vorgehen der Bolschewiki, die nun meisterhaft zeigten, wie man die demokratischen Freiheiten dazu ausnutzt, die Demokratie zu beseitigen. Das Gesetz des Handelns wurde fast vollständig der bolschewistischen Partei überlassen. Der britische Botschafter in Petersburg, Buchanan, notierte im September 1917: „Die Bolschewiki allein, die eine kompakte Minorität bilden, haben ein bestimmtes politisches Programm. Sie sind tätiger und besser organisiert als jede andere Gruppe ... Wenn sich die Regierung nicht stark genug erweist, die Bolschewiki ... mit Gewalt niederzuwalzen, bleibt nur mehr die Möglichkeit einer bolschewistischen Regierung."[64]

Die Bolschewiki profitierten davon, dass die Provisorische Regierung nicht den Mut besaß, an solch dringende politische, wirtschaftliche und soziale Fragen wie die Beendigung des Krieges, die Agrarreform, die Arbeitermitbestimmung, das Selbstbestimmungsrecht der nationalen Minderheiten, die mehr als die Hälfte der Bevölkerung des Reiches stellten, und vieles mehr sofort heranzugehen. Mit der Lösung all dieser Fragen wollte die Regierung bis nach der Einberufung der Verfassunggebenden Versammlung warten. Die russischen Unterschichten wurden aber immer ungeduldiger und radikaler.

Viele politische Denker, so z.B. Joseph de Maistre, machten die Beobachtung, dass große Revolutionen unter einem gewissen Zwang stünden, immer radikaler zu werden.

Pawel Miljukow sagt dazu: „Es besteht bei den Massen eine Art instinktiver Furcht, daß die Revolution zu früh ende. Sie haben das Gefühl, die Revolution würde fehlschlagen, wenn der Sieg von den gemäßigten Elementen allein davongetragen würde. Wie immer die Namen oder die Programme der politischen Parteien auch lauten mögen, im Zustande der Revolution werden von den Massen stets diejenigen zu ihrem Sprachrohr erkoren, welche für die extremsten Lösungen eintreten. [Dagegen] werden solche Gruppen, die der Revolution Einhalt gebieten wollen, bevor dieser Spannungsgrad erreicht ist, [...] sehr bald ‚gegen-

[64] Buchanan, My Mission, Band 2, S.188f.

revolutionärer' Bestrebungen bezichtigt und von der fortschreitenden revolutionären Bewegung beiseitegeschoben."[65]

So hätte der Prozess der Radikalisierung und der Vertiefung der russischen Revolution sicherlich auch ohne das Zutun der Bolschewiki stattgefunden. Die Bolschewiki waren allerdings die einzige bedeutende politische Kraft Russlands, die sich von diesem Radikalisierungsprozess nicht beunruhigen ließ und ihn sogar zu beschleunigen suchte. Fjodor Stepun schreibt: Lenin sei der einzige russische Politiker gewesen, der vor keinen Folgen der Revolution Angst gehabt habe, das einzige, was er von der Revolution gefordert habe, sei ihre weitere Vertiefung gewesen. Diese Offenheit Lenins gegenüber allen Stürmen der Revolution sei den dunklen instinktiven Sehnsüchten der russischen Massen entgegengekommen.[66]

Die steigende Popularität der Bolschewiki hatte sich bereits am Vorabend des Kornilow-Putsches gezeigt. Bei der Wahl zum Petrograder Stadtparlament am 20.August 1917 erhöhte sich der Stimmenanteil der Bolschewiki von 20,4% (Mai 1917) auf 33,3%. Nach dem Kornilow-Putsch beschleunigte sich dieser Prozess der ‚Bolschewisierung der Massen'. Bei den Moskauer Kommunalwahlen vom September 1917 erhöhte sich der Prozentanteil der von den Bolschewiki gewonnen Sitze von 11,5% (Juni) auf 50,9%. Dramatische Verluste erlitten bei diesen Wahlen die gemäßigten Sozialisten, so reduzierte sich die Zahl der Sitze der Sozialrevolutionäre von 56,2% auf 14,4% und diejenige der Menschewiki von 12,6% auf 4,1%.[67]

Auch in den Sowjets der politischen Zentren des Landes – in Petrograd und in Moskau – begannen die Bolschewiki von einem Erfolg zum anderen zu eilen. Am 1.September 1917 erzielte eine von ihnen eingebrachte Resolution, in der unter anderem die Abschaffung des Privateigentums, die Veröffentlichung aller Geheimverträge mit den Westmächten und die sofortige Einberufung der Konstituierenden Versammlung verlangt wurden, eine Mehrheit im Petrograder Sowjet. Einige Tage später, bei einer erneuten Abstimmung, hat sich dieses Ergebnis wiederholt. Auch im Moskauer Sowjet gewannen die Bolschewiki seit September 1917 immer wieder Abstimmungen.[68]

[65] Miljukov, P.: Rußlands Zusammenbruch, Band 1-2, Stuttgart 1925-26, hier Band 1, S.25.

[66] Stepun, Byvšee, Band 2, S.104.

[67] Altrichter, Rußland, S.218.; Hildermeier, Die Russische Revolution, S.226f.

[68] Altrichter, Rußland, S.217; Hildermeier, Die Russische Revolution, S.227f.

Am 25.September 1917 wurde Trotzki, der der bolschewistischen Partei erst im Juli 1917 beigetreten war, zum Vorsitzenden des Petrograder Sowjets gewählt. Seit der Spaltung der russischen Sozialdemokratie im Jahre 1903 gehörte Trotzki zu den schärfsten Kritikern der Bolschewiki. Er prangerte die oligarchische Struktur der Leninschen Partei an, in der die Minderheit – das Zentralkomitee – die Mehrheit (die Parteibasis) beinahe diktatorisch zu führen versuchte. Für Lenin wiederum war Trotzkis Revolutionstheorie inakzeptabel, in der die Rolle der russischen Bauernschaft unterschätzt wurde. 1917 beendeten aber die beiden Politiker ihren jahrelangen Streit. Sie hätten sich quasi gegenseitig rehabilitiert, so der amerikanische Sowjetologe Bertram Wolfe. Lenin und Trotzki waren im Revolutionsjahr 1917 aufeinander geradezu angewiesen. Trotzki – ein ausgesprochener Individualist – vertrat im Streit zwischen den beiden großen Flügeln der russischen Sozialdemokratie einen eigenen Standpunkt und wollte sich weder mit den Menschewiki noch mit den Bolschewiki identifizieren. Seit 1913/14 war er Mitglied einer kleinen linksradikalen Gruppe, der so genannten ‚Meshrajonzy' (Interdistriktorganisation), die zwischen den beiden großen Flügeln der russischen Sozialdemokratie stand. Dieses Fehlen einer eigenen organisatorischen Basis kompensierte Trotzki durch sein ungewöhnliches rednerisches und publizistisches Talent. Bereits während der Revolution von 1905 hatte der damals 26jährige Trotzki eine beträchtliche Popularität als eine der Zentralfiguren des Petersburger Rates der Arbeiterdeputierten erreicht. Noch größere rednerische bzw. demagogische Erfolge erzielte Trotzki im Jahre 1917. Damals wurde er nicht nur von seinen Bewunderern, sondern auch von vielen erbitterten Gegnern als der vielleicht einflussreichste Redner der Revolution bezeichnet. Aber das rednerische Talent allein war nicht ausreichend, um bei den damaligen Ereignissen eine entscheidende Rolle zu spielen. Dazu bedurfte es auch einer disziplinierten Partei von Berufsrevolutionären, die nur Lenin zur Verfügung stand. Nicht zuletzt deshalb erklärte sich Trotzki unmittelbar nach seiner Rückkehr aus dem amerikanischen Exil (Mai 1917) bereit, mit den Bolschewiki zu kooperieren.

Aber auch für Lenin war es äußerst wichtig, Trotzki als Verbündeten zu gewinnen. Die Führung der bolschewistischen Partei bestand im Wesentlichen aus den Zöglingen bzw. ‚Schülern' Lenins, die außerhalb der bolschewistischen Partei über wenig Renommee und Ausstrahlungskraft verfügten. Zwar handelte es sich dabei nicht selten um widerspenstige Schüler, die sich gegen ihren Lehrmeister immer wieder auflehnten. Trotzdem besaßen sie ohne Lenin nur wenig Eigengewicht. Bei

Trotzki hingegen handelte es sich um eine eigenständige politische Figur, deren Format demjenigen Lenins vergleichbar war. Trotzki selbst wies immer wieder darauf hin, dass es sich bei ihm keineswegs um einen Schüler, sondern um einen gleichwertigen Partner Lenins handele. Einen solchen eigenständigen Partner mit beträchtlichem Einfluss auf die nicht-bolschewistischen revolutionären Kreise benötigte Lenin. Insbesondere nach dem Debakel vom 3.-5.Juli, als der Führer der Bolschewiki, um einer Verhaftung zu entgehen, keine öffentlichen Auftritte mehr wagte und bis zum bolschewistischen Staatsstreich im Oktober 1917 nur im Verborgenen agierte. Trotzki hingegen wurde nun – ungeachtet seines so späten Eintritts in die bolschewistische Partei – zum öffentlichen Symbol des bolschewistischen Dranges zur Macht.

Der ansonsten unsentimentale Nikolaj Suchanow wird beinahe pathetisch, wenn er den Charakter der Allianz zwischen Trotzki und Lenin beschreibt: „In diesem monumentalen Spiel [Lenins] war Trotzki ein monumentaler Partner."[69]

Trotzki, der wegen der Juli-Ereignisse, ebenso wie viele bolschewistische Führer, verhaftet worden war, wurde unmittelbar nach der Kornilow-Affäre (am 03.09.1917) freigelassen. Er übernahm die Führung der bolschewistischen Fraktion im Sowjet und wurde, neben Lenin, zur treibenden Kraft des sich anbahnenden bolschewistischen Umsturzes.

Trotz der Leichtigkeit, mit der es der Provisorischen Regierung gelungen war, den Kornilow-Putsch niederzuschlagen, wurde ihre Lage immer prekärer. Die Vertreter der ‚besseren Gesellschaft' wandten sich von Kerenski weitgehend ab, weil er sich ihrer Meinung nach weigerte, Russland vor der Anarchie zu retten. Aber auch im Sowjet verlor die Regierung ihre bisherige Verankerung. Die Zahl der Verfechter der bürgerlich-sozialistischen Allianz begann nun dramatisch zu sinken.

Auch die nicht-bolschewistische Linke erlebte einen Radikalisierungsprozess, der dazu führte, dass die Gegner des Kompromisses mit der ‚Bourgeoisie' an Stärke zunahmen. In der menschewistischen Partei waren dies die ‚Internationalisten' unter Ju. Martow, in der Partei der Sozialrevolutionäre ihr linksradikaler Flügel.[70]

Während der Kornilow-Affäre begann in Russland eine neue Regierungskrise. Alle Minister traten zurück. Es wurde eine Interimsregierung gebildet, das ‚Direktorium'. Dieses fünfköpfige Gremium – analog zum Direktorium der Französischen Revolution – wurde von

[69] Suchanov, 1917, S.404.

[70] Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.377f.

Kerenski geleitet, der Sondervollmachten erhielt und zugleich Oberbefehlshaber der russischen Streitkräfte wurde. Kerenski wollte nun unterstreichen, dass die Russische Revolution sich nach links bewege und erklärte Russland am 3.9.1917 offiziell zur Republik.[71] Durch diesen Beschluss verlor die Regierung zusätzliche Sympathien auf der Rechten, ohne die Linke für sich gewinnen zu können. Dass das Lager der revolutionären Demokraten der Kompromisse mit der ‚Bourgeoisie' überdrüssig war, spiegelte sich auf der Beratung der Demokratischen Konferenz wider, die die Regierung am 14.9. in Petrograd einberief. Diese Konferenz, die das linke Spektrum der russischen Öffentlichkeit repräsentierte, wurde keineswegs von den Bolschewiki dominiert. Von 1582 Delegierten gehörten nur 134 der bolschewistischen Fraktion an.[72] Trotzdem votierte die Mehrheit der Delegierten gegen die Fortsetzung des Bündnisses der Sozialisten mit den Konstitutionellen Demokraten – der bedeutendsten bürgerlichen Partei des Landes. Den gemäßigten Sozialisten, in erster Linie Tsereteli, gelang es aber letztendlich, die Konferenz zu überzeugen, die Entscheidung über die Koalitionsfrage dem neuen Gremium zu übertragen – dem Demokratischen Rat bzw. dem ‚Vorparlament', das die Delegierten der Demokratischen Konferenz aus ihren Reihen wählen sollten. Ergänzt wurde das Vorparlament durch die Vertreter des ‚bürgerlichen Lagers'. Am 25.9. 1917 bildete Kerenski die dritte bürgerlich-sozialistische Koalitionsregierung. Zwar wurde sie vom Vorparlament anerkannt, dessen ungeachtet hing sie weitgehend in der Luft. Soziale und politische Gegensätze verschärften sich, das Land steuerte eindeutig auf eine Konfrontation zu und die Regierung war nicht mehr imstande, die Entwicklungen zu kontrollieren. Angesichts der Linkswendung, die sich im Lande nun vollzog, und angesichts der immer akuter werdenden Gefahr eines Bürgerkrieges plädierten einige russische Linkssozialisten, so der Menschewik Martow und der Führer der sozialrevolutionären Partei, Tschernow, für die Bildung einer rein sozialistischen Regierung, die sich auf die Sowjets wie auch auf andere Organe der so genannten ‚revolutionären Demokratie' stützen sollte. Dieses Konzept hatte auch innerhalb der bolschewistischen Partei viele Anhänger. Zu ihnen gehörten einige der engsten Gefährten Lenins, so L. Kamenew, G. Sinowjew, A. Rykow und V. Nogin.[73] Diese gemäßigten Bolschewiki wandten sich gegen den harten Kurs Lenins, der die

[71] Altrichter, Rußland, 214.

[72] Ebenda, S.210f.; Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.379.

[73] Pipes, Die Russische Revolution, Band 2, S.252; Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.380f.

Bolschewiki seit der Beendigung der Kornilow-Affäre unentwegt dazu aufforderte, die ganze Macht im Lande zu übernehmen. Am 14.9. schrieb Lenin an das Zentralkomitee der Partei: „Nachdem die Bolschewiki in den Sowjets der Arbeiter- und Soldatendeputierten beider Hauptstädte die Mehrheit erhalten haben, können und *müssen* sie die Staatsmacht in ihre Hände nehmen".[74]

Lenin polemisierte nun gegen die Gegner des sofortigen Aufstandes innerhalb der bolschewistischen Partei. Das Argument seiner Opponenten, die Bolschewiki hätten noch keine Mehrheit innerhalb der Bevölkerung, nannte er pedantisch. Man dürfe nicht mit der Revolution warten, bis sich genau 51% der Bevölkerung für sie ausgesprochen hätte. Solche Abstimmungen hätten in einer revolutionären Situation keinen Wert. Der Sieg in der Revolution gehöre nicht denjenigen Parteien, die über eine parlamentarische Mehrheit verfügten, sondern denjenigen, die eine größere Entschlossenheit als andere an den Tag legten, und die in den wichtigsten Zentren des Landes über starke Machtpositionen verfügten. Auf das Argument seiner innerparteilichen Gegner, so vor allem Sinowjews und Kamenews, eine marxistische Partei dürfe nicht eine Revolution mit einer militärischen Verschwörung gleichsetzen, antwortete Lenin, der Marxismus sei eine vielschichtige Lehre, die Theorie von der Kunst des Aufstandes sei Bestandteil des Marxismus. In einer Situation, in der die revolutionäre Aktivität der Massen einen Höhepunkt erreiche und die Verteidiger der bestehenden Ordnung demoralisiert und unschlüssig seien, bedeute der Verzicht auf den Aufstand einen Verrat am Marxismus.[75]

Am 10. Oktober 1917 fand in Petrograd ein konspiratives Treffen des bolschewistischen Zentralkomitees statt, an dem auch Lenin teilnahm. Nach heftigen Auseinandersetzungen verabschiedete das führende Gremium der Partei unter dem Einfluss Lenins folgende Resolution: „Indem das Zentralkomitee [...] feststellt, daß der bewaffnete Aufstand unvermeidlich und nun herangereift ist, trägt es allen Parteiorganisationen auf, ihn vorzubereiten".[76]

Von zwölf anwesenden ZK-Mitgliedern erklärten sich zehn mit der Resolution einverstanden. Nur Sinowjew und Kamenew votierten dagegen. Am nächsten Tag verschickten sie einen vertraulichen Brief an bolschewistische Organisationen, in dem sie die Partei vor einem abenteuerlichen Kurs zu warnen versuchten. Sie waren davon überzeugt, dass ein Aufstand zum gegebenen Zeitpunkt mit einem ähnlichen Debakel wie im Juli 1917 enden würde. Die Partei würde alle ihre Positionen verlieren, die sie seit der Zerschlagung des Kornilow-Putsches gewonnen hätte. Ein Aufstand würde nicht nur das Schicksal der Bolschewiki, sondern auch das der russischen Revolution sowie das der internationalen Revolution aufs Spiel setzten.

[74] Lenin, Werke, Band 26, S.1.
[75] Lenin, Sočinenija, Band 34, S.242-247, 399, 408f., 413f.
[76] Hellman, Die russische Revolution, S.294.

Kamenew verstieß sogar gegen ein Gebot der bolschewistischen Disziplin und wandte sich an die Öffentlichkeit. Am 18.10.1917 stellte er in der linken Zeitung ‚Nowaja Shisn' seinen Standpunkt und denjenigen Sinowjews detailliert dar. Sein Fazit lautete: Eine Machtergreifung mit Waffengewalt werde verhängnisvolle Folgen für die Revolution haben.[77]

Die Tatsache, dass Kamenew die Geheimpläne der Partei preisgab, empörte Lenin außerordentlich. Er bezeichnete Kamenew wie auch Sinowjew als „Streikbrecher der Revolution".[78]

Den Gegnern der Bolschewiki nutzte aber der ‚Verrat' Kamenews wenig. Die Vorbereitungen des bolschewistischen Staatsstreiches erfolgten beinahe öffentlich. Nicht nur Kamenew, auch viele Gegner der Bolschewiki warnten die Öffentlichkeit vor einem bolschewistischen Putsch. Ohne greifbare Folgen. Am 7.10.1917 zog die bolschewistische Fraktion demonstrativ aus dem Vorparlament aus, dessen Zusammensetzung den zu Beginn der Februarrevolution getroffenen Kompromiss widerspiegelte.[79] Hier waren sowohl bürgerliche als auch sozialistische Gruppierungen vertreten. Diesen Kompromiss hielten die Bolschewiki für völlig überholt. Das Schwergewicht ihrer Tätigkeit verlagerte sich auf den Petrograder Sowjet, in dem sie seit September 1917 dominierten. Eine immer größere Bedeutung erlangte in diesem Zusammenhang das militärische Revolutionskomitee, das am 9.10.1917 auf Antrag eines menschewistischen Deputierten gegründet worden war.[80] Sein Ziel sollte ursprünglich die Verteidigung Petrograds vor dem äußeren Feind – vor den deutschen Truppen – sein, die nach der Eroberung Rigas (21.8.1917) und der Inseln Ösel und Dagö in der Rigaer Bucht (8.10.1917) der russischen Hauptstadt immer näher rückten. Von den Bolschewiki wurde aber dieses Komitee in ein Instrument zur Machteroberung umfunktioniert. Am 22.Oktober 1917 stellte das Komitee dem Kommandanten des

[77] Kulešov, Naše otečestvo, Band 1, S.384.
[78] Ebenda.
[79] Ebenda, S.383.
[80] Altrichter, Rußand, S.220.

Petrograder Militärbezirks, Polkownikow, eine Art Ultimatum: Alle Befehle des Petrograder Militärstabes sollten von nun an vom militärischen Revolutionskomitee gegengezeichnet werden.[81] Polkownikow lehnte diese Forderung ab. So wurde die Petrograder Garnison gleichzeitig zwei unterschiedlichen Befehlszentren unterstellt, die sich gegenseitig nicht anerkannten. Die Doppelherrschaft offenbarte nun ihr eigentliches Wesen – sie bestand in der Zerstörung des Gewaltmonopols des Staates, in der Schaffung zweier unterschiedlichen Militär- und Verwaltungsstrukturen, die sich gegenseitig lähmten. Diese Lähmung beinahe aller Staatsmechanismen kam eindeutig den Bolschewiki zugute. Nur deshalb konnten sie praktisch im Alleingang, gegen den Willen der wichtigsten politischen Gruppierungen im Lande, sogar gegen den Willen eines Teils der eigenen Partei die Alleinherrschaft in Russland erobern. In Anlehnung an Marx betonte Lenin wiederholt, dass einer proletarischen Revolution die Zerstörung der bürgerlichen Staatsmaschinerie vorausgehen müsse, vor allem die Zerstörung ihres Militärapparates. Später (im November 1918) schrieb er: „Ohne ‚Desorganisation' der Armee ist noch keine große Revolution ausgekommen [...] Denn die Armee ist das am stärksten verknöcherte Werkzeug, mit dem sich das alte Regime hält, das festeste Bollwerk der bürgerlichen Disziplin."[82]

Die Auflösung der russischen Staatsmaschinerie stellte einen eigendynamischen Prozess dar, der von den Bolschewiki zwar beschleunigt, aber keineswegs verursacht wurde. Dieser Prozess führte aber letztendlich dazu, dass die Macht in Russland quasi ‚auf der Straße lag'. Keine russische Partei wagte es aber, diese Macht ‚von der Straße aufzuheben', um die ausschließliche Verantwortung für das zusammengebrochene Land zu übernehmen – bis auf die Bolschewiki.

Als Lenin im Juni 1917 auf dem ersten Allrussischen Kongress der Sowjets verkündete: „Unsere Partei [...] ist jeden Augenblick bereit, die gesamte Macht zu übernehmen"[83], rief diese Ankündigung, wie gesagt, nur das Gelächter der Mehrheit der Deputierten hervor. Viereinhalb Monate später zeigte sich aber, welch schicksalhafter Ernst in diesen Worten steckte.

Lenin war zunächst nicht einmal mit dem von Trotzki vorgeschlagenen Tarnmanöver einverstanden, den Staatsstreich bis zum Beginn des II. Allrussischen Kongresses der Sowjets zu verschieben, der am 25.Oktober

[81] Ebenda, S.221.
[82] Lenin, Werke, Band 28, S.284.
[83] Ebenda, Band 25, S.6.

einberufen werden sollte. Dadurch wollte Trotzki dem bolschewistischen Putsch eine Art Legitimierung verleihen – er sollte sich im Namen des Sowjets und nicht nur im Namen der Bolschewiki vollziehen. Lenin hielt dieses taktische Manöver für pure Zeitvergeudung. Am 29.September 1917 schrieb er: „Den Sowjetkongreß ‚abzuwarten' ist vollendete Idiotie, denn das heißt *Wochen* verlieren ... Das heißt der Machtergreifung feige *entsagen*."[84]

Lenin drohte sogar dem ZK mit seinem Rücktritt, sollte die Partei sich mit dem Standpunkt Trotzkis solidarisieren.

Letztendlich stellte das Vorgehen der Bolschewiki eine Art Synthese dar, in der die Vorstellungen Trotzkis mit denjenigen Lenins vereint wurden. Der Staatsstreich fand an dem Tag statt, an dem der II.Allrussische Sowjetkongress einberufen wurde, wie Trotzki dies wollte. Der Kongress wurde aber im Leninschen Sinne vor vollendete Tatsachen gestellt. Als er am 25.Oktober kurz vor Mitternacht eröffnet wurde, befand sich die russische Hauptstadt bereits weitgehend unter der Kontrolle der Bolschewiki – bis auf das Winterpalais, in dem sich die Provisorische Regierung quasi verschanzte. Einige Stunden später (am 26.10.1917 etwa um 2.00 Uhr nachts) fiel auch diese letzte Bastion der Februarrevolution. Die Erstürmung des Winterpalastes, wie sie von unzähligen sowjetischen Malern, Dichtern und Filmregisseuren dargestellt wurde, hat in Wirklichkeit in dieser Form gar nicht stattgefunden. Die Regierung ergab sich beinahe kampflos, weil ihr so gut wie keine Truppen zur Verfügung standen. So verlief der bolschewistische Staatsstreich, der eine der radikalsten Revolutionen in der Geschichte der Neuzeit einleitete und das erste totalitäre Regime der Moderne errichtete, beinahe unblutig.

IX. Die Flucht vor der Verantwortung

Zeitzeugen wie Nikolaj Suchanow meinen, der Militärkommandant von Petrograd, Polkownikow, wäre durchaus imstande gewesen, mit etwa 500 Offizieren und Kadetten den Sitz des Petrograder Sowjets und des von den Bolschewiki dominierten Revolutionären Militärkomitees zu besetzen und damit die Zentrale des geplanten Aufstandes lahm zu legen. Trotzki – der neben Lenin wichtigste Urheber des Staatsstreiches – ist mit dieser These durchaus einverstanden.[85] Dass solche Truppen nicht gefun-

[84] Ebenda, Band 26, S.66.
[85] Trotzki, Geschichte, S.718.

den werden konnten, gibt den Erforschern der damaligen Ereignisse bis heute Rätsel auf. Alexander Kerenski hatte am Tag des bolschewistischen Staatsstreiches Petrograd heimlich verlassen und sich nach Pskov – das Hauptquartier der russischen Nordfront – begeben. Dort versuchte er den Oberkommandierenden der Front, General Tscheremisow, zu überreden, nach Petrograd zu marschieren – ohne Erfolg. Nur eine kleine Schar von Kosaken (etwa 600) unter ihrem Anführer Ataman Krasnow war bereit, Kerenski zu folgen. Am 30.10.1917 erreichten sie Pulkowo, einen Vorort von Petrograd. Dort wurden sie von den schlecht organisierten, aber zahlenmäßig erdrückend überlegenen bolschewistischen Truppen zum Rückzug gezwungen. Dies war praktisch das letzte Gefecht der Provisorischen Regierung, die nun die politische Bühne endgültig räumen musste.[86]

Warum nahm der bolschewistische Staatsstreich in Petrograd, gegen den sich beinahe die gesamte politische Klasse Russlands und sogar viele Bolschewiki wandten, einen derart reibungslosen Verlauf? Um diese Frage leichter beantworten zu können, sollte man vielleicht eine Parallele zu einem anderen, ebenso folgenschweren Ereignis ziehen – nämlich zur nationalsozialistischen ‚Machtergreifung' in Deutschland im Januar 1933. Sie verlief ebenso glimpflich wie der bolschewistische Staatstreich, vielleicht noch glimpflicher. Denn die Nationalsozialisten hatten, im Gegensatz zu den Bolschewiki, mächtige Verbündete – die deutschen Konservativen, die viele Schlüsselpositionen im Weimarer Staat unangefochten kontrollierten und die der NSDAP die Macht praktisch übergaben. Sie lieferten also den Staat, den sie verteidigen sollten, seinen unversöhnlichsten Feinden aus. Diesen beispiellosen ‚Verrat der Eliten' erklärt Ernst Niekisch – einer der schärfsten Kritiker der nationalsozialistischen Diktatur, der in der Weimarer Zeit dem Lager der so genannten ‚Konservativen Revolution' angehörte – folgendermaßen: „[Die deutschen bürgerlichen Schichten] waren der Herrschaft des unpersönlichen Gesetzes überdrüssig und verachteten die Freiheit, die diese gewährt; sie wollten einem ‚Menschen' dienen, einer persönlichen Autorität, einem Diktator, einem Führer. [...] Sie zogen die schwankende Laune und sprunghafte Willkür eines persönlichen ‚Führers' der strengen Berechenbarkeit und festen Regeln einer unantastbaren gesetzmäßigen Ordnung vor."[87]

[86] Geller/Nekrič, Utopija, Band 1, S.42f.

[87] Niekisch, E.: Das Reich der niederen Dämonen, Hamburg 1963, S.87.

Der Sozialdemokrat Konrad Heiden spricht im Zusammenhang mit dem nationalsozialistischen Triumph von einer Flucht der politischen Klassen Deutschlands vor der Verantwortung, vom „Zeitalter der Verantwortungslosigkeit".[88] Aber auch im Zusammenhang mit dem bolschewistischen Triumph in Russland kann man von einer Flucht vor der politischen Verantwortung – diesmal der russischen politischen Elite –, von einer Art Desertion sprechen. Die demütigende Suche des letzten demokratischen Ministerpräsidenten des Landes nach Truppen, die bereit gewesen wären, die russische Demokratie vor ihren radikalen Feinden zu verteidigen, veranschaulicht diese Desertion besonders deutlich.

Und wie verhielt es sich mit den sozialistischen Gegnern der Bolschewiki im Sowjet? Auf dem am 25.Oktober 1917 eröffneten II.Allrussischen Sowjetkongress befanden sie sich, im Gegensatz zum I. Kongress vom Juni 1917, bereits in der Minderheit. Der Kongress, an dem etwa 670 Deputierte teilnahmen, wurde eindeutig von den Bolschewiki dominiert, deren Fraktion mehr als 300 Mitglieder zählte. Der linke Flügel der sozialrevolutionären Partei, der den Bolschewiki am nächsten stand, wurde von mehr als 90 Deputierten vertreten. 505 Deputierte sprachen sich für die Losung ‚Alle Macht den Sowjets', d.h. für den Sturz der Provisorischen Regierung aus.[89]

Die gemäßigten Sozialisten hingegen (die Menschewiki und die ‚rechten' Sozialrevolutionäre) verurteilten den bolschewistischen Staatsstreich als verwerflichen Willkürakt, der das Land in einen Bürgerkrieg stürze, und verließen nach dieser Erklärung den Saal. Während die Gegner der Bolschewiki den Saal und damit auch die politische Bühne räumten, rief Trotzki ihnen die berühmt gewordenen Worte hinterher: „Der Aufstand der Massen bedarf keiner Rechtfertigung. Was geschehen ist, war ein Aufstand und keine Verschwörung ... Die Volksmassen folgten unserem Banner, und unser Aufstand hat gesiegt. Und nun schlägt man uns vor: Verzichtet auf euren Sieg, erklärt euch zu Konzessionen bereit, schließt einen Kompromiß. Mit wem? ... Mit jenen kläglichen Gruppen, die hinausgegangen sind ... ? ... Hinter ihnen steht doch niemand mehr in Rußland ... Nein, hier ist kein Kompromiß mehr möglich. Denen, die hinausgegangen sind und denen, die uns Vorschläge machen, müssen wir sagen: Ihr seid klägliche Bankrotteure, eure Rolle ist ausgespielt; geht dorthin, wohin ihr gehört: auf den Kehrichthaufen der Geschichte."[90]

[88] Heiden, K.: Adolf Hitler. Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit, Zürich 1936.

[89] Hildermeier, Die Russische Revolution, S.240.

[90] Ebenda, S.241.

Bei dem Protest der Gegner des bolschewistischen Putsches handelte es sich zweifellos um eine schöne Geste von symbolischem Charakter, um ein Bekenntnis zu den demokratischen Werten, die die Bolschewiki durch ihren Staatsstreich so offen verhöhnten. Diese Geste erinnert an die Weigerung der SPD-Fraktion im Deutschen Reichstag, dem Ermächtigungsgesetz vom 23.3.1933 – der Selbstentmachtung des deutschen Parlaments zugunsten der Exekutive – zuzustimmen. Beide Gesten konnten aber die Diktatur nicht mehr verhindern. Sie kamen zu spät. Totalitäre Regime, die ihre Ziele in erster Linie mit Hilfe der uferlosen, ‚eliminatorischen' Gewalt zu verwirklichen suchen und ihre politischen Gegner isolieren, verhaften und physisch liquidieren, lassen sich durch Proteste dieser Art nicht wesentlich erschüttern.

Der Hitlerprozess 1924 – Juristische Aspekte

Reinhard Heydenreuter

Das nach dem gescheiterten Putsch vom 8./9.November 1923 wegen Hochverrats eingeleitete Strafverfahren gegen Adolf Hitler und Mittäter gehört zu den dunkelsten Kapiteln bayerischer Justizgeschichte. Fast alle der zahlreichen Historiker, die sich zum Hitlerputsch und zum Hitlerprozess geäußert haben, sind sich darin einig, dass das außerordentlich milde Urteil des Volksgerichts München vom 1.April 1924, in dem Adolf Hitler wegen gewaltsamen Hochverrats zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt wurde, und die acht Monate darauf erfolgte Entlassung ‚auf Bewährung' nicht nur Zeugnisse einer ‚rechtslastigen' Justiz waren, sondern auch eine unbegreifliche Rechtsbeugung darstellten. Trotzdem sind die juristischen Aspekte des Verfahrens, sieht man von zeitgenössischen Äußerungen ab, vielfach nur am Rande erörtert worden. Otto Gritschneder gebührt das Verdienst, dass er durch sein Buch *Bewährungsfrist für den Terroristen Adolf H. (1990)* die juristischen Aspekte der Vorgänge von 1923/24 wieder in den Vordergrund gestellt hat. Im Folgenden sollen nun ergänzend zu Gritschneders Darstellung vor allem das ‚Rechtsverständnis' der beteiligten Juristen und des Angeklagten Adolf Hitler an Hand von einigen Quellentexten erörtert werden.

I. Zuständigkeitsfragen

Die erste rechtlich brisante Frage, die im Zusammenhang mit dem Hitlerprozess zu klären war, war die nach der Zuständigkeit der Gerichte. Die bayerische Regierung hielt das Volksgericht in München, die Reichsregierung den Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik in Leipzig für zuständig. Dieser Staatsgerichtshof war durch das im Reichstag mit Zweidrittelmehrheit beschlossene verfassungsändernde Republikschutzgesetz vom 21.Juli 1922[1] geschaffen worden. Bayern betrachtete dieses Gesetz als irregulär und erließ auf der Grundlage von § 64 der Bayerischen Verfassung und Art. 48 Abs. 4 Satz 1 der Reichsverfassung

[1] Reichsgesetzblatt 1922 I, S.585.

am 24. Juli 1922 eine bayerische Verordnung zum Schutze der Republik.[2] Diese setzte an die Stelle des Staatsgerichtshofes die mit Gesetz vom 12.Juli 1919[3] geschaffenen bayerischen Volksgerichte (*An die Stelle des Reichsgesetzes zum Schutze der Republik vom 21.Juli 1922 treten für das rechtsrheinische Bayern bis auf weiteres folgende Vorschriften:...Für Hochverrat...sind die Volksgerichte zuständig*). Nach dem Einspruch der Reichsregierung sagte der bayerische Ministerpräsident Lerchenfeld im so genannten ‚Berliner Protokoll' vom 11.August 1922 die Aufhebung dieser Notverordnung zu. Dies geschah am 24.August 1922.[4] Die Reichsregierung sicherte dafür zu, dass der Vollzug des Republikschutzgesetzes durch die bayerische Regierung erfolgen sollte. Der Staatsgerichtshof sollte nur noch für wichtige überregionale Fälle zuständig sein. Auf Grund dieser Gesetzeslage war nun nach dem Hitlerputsch die Frage zu entscheiden, welches Gericht zuständig sein sollte.

Die Reichsregierung hielt trotz der unklaren Gesetzeslage den Staatsgerichtshof für zuständig. Bei einer Besprechung am 15.November 1923 in Berlin zwischen Vertretern des Reichs unter Leitung des Staatssekretärs Joel im Reichsjustizministerium und einer bayerischen Delegation unter Leitung von Staatsrat Schmitt aus dem Justizministerium berief sich Staatssekretär Joel auf ein Gutachten des Oberreichsanwalts Ebermeyer. Das Protokoll der Besprechung vom 15.November 1923, bei der die unterschiedlichen Rechtsstandpunkte erörtert wurden, zeigt freilich, dass Joel die Vereinbarungen des Berliner Protokolls entweder nicht kannte oder falsch interpretierte, worauf seine Ausführungen zur bayerischen (aufgehobenen!) Notverordnung vom 24.Juli 1922 hindeuten:

> *Niederschrift über die Besprechung im Reichsjustizministerium am 15.November 1923*[5]
>
> *Gegenstand der Besprechung:*
> *1.) Zuständigkeit zur Durchführung des Strafverfahrens wegen des Hitler-Putsches in München am 8-9 Nov. 1923...*
>
> *Anwesend:*
> *Staatssekretär Dr. Joel mit den Referenten des Reichsjustizministeriums, den Geheimräten Kiesow und Werner, der*

[2] Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1922, S. 374f.
[3] Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1919, S. 365-370.
[4] Bayerisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1922, S. 426.
[5] BayHStA MA 103474; abgedruckt in: Huber, E. R.: Dokumente zur deutschen Verfassungsgeschichte, Bd. 5 (1918-1933), Stuttgart 1966, Dok. Nr. 327.

> *Bayerische Gesandte Dr. von Preger, die Staatsräte Dr. Schmitt und Dr. von Nüßlein und Ministerialrat Dr. Dürr.*
>
> *Zu 1.)*
> *Staatssekretär Dr. Joel: Oberreichsanwalt Dr. Ebermeyer hat sich in einem von ihm eingeforderten Gutachten dahin ausgesprochen, daß die Zuständigkeit des Staatsgerichtshofs zum Schutze der Republik außer Zweifel stehe. Das Gesetz zum Schutze der Republik habe als verfassungsänderndes Gesetz alle entgegenstehenden Gesetze aufheben wollen und sollen: dies gelte auch für das bayerische Volksgerichtsgesetz. Bayern habe sich selbst auf diesen Standpunkt gestellt, wenn es in der Notverordnung vom Juli 1922, wodurch die Zuständigkeits- und Verfahrensvorschriften des Republikschutzgesetzes von der Anwendung in Bayern ausgeschlossen wurden, die Aburteilung des Hochverrats ausdrücklich den Volksgerichten übertragen habe. Das Reichsjustizministerium muß sich diesem Gutachten in vollem Umfange anschließen.*
>
> *Von bayerischer Seite wurde demgegenüber ausgeführt, daß das bayerische Volksgerichtsgesetz die Kraft eines Reichsgesetzes habe und den Hochverrat gegen das Reich wie gegen Bayern den Volksgerichten zur Aburteilung zugewiesen habe. Wenn das Republikschutzgesetz in die Zuständigkeit der Volksgerichte hätte eingreifen wollen, so hätte dies ausdrücklich gesagt werden müssen. Die erwähnte Notverordnung habe keineswegs einen anderen Standpunkt eingenommen. Wenn darin auch der Hochverrat nochmals den Volksgerichten zur Aburteilung überwiesen worden sei, so erkläre sich dies lediglich daraus, daß vermieden werden sollte, daß irgendwelche Zweifel entstehen; deshalb sei einfach der Wortlaut des § 13 des Republikschutzgesetzes übernommen worden. Übrigens sei der Standpunkt der Justizverwaltung jetzt nebensächlich, weil inzwischen richterliche Entscheidungen ergangen seien. Das Volksgericht München I bejahe in ständiger Rechtsprechung seine Zuständigkeit zur Aburteilung des Hochverrats, auch wenn er gegen das Reich verübt ist. Auch in der Sache gegen Hitler und Genossen sei das Volksgericht München I bereits tätig ge-*

worden, indem es Haftbeschwerden beschrieben habe. Das Strafverfahren gegen Hitler und Genossen sei in München in vollem Gange. Die Durchführung eines Strafverfahrens seitens des Oberreichsanwalts würde auf Schwierigkeiten stoßen, weil Generalstaatskommissar Dr. von Kahr den Vollzug des Republikschutzgesetzes in Bayern sistiert habe.

Staatssekretär Dr. Joel erwiderte darauf, er könne von seiner Rechtsauffassung nicht abgehen; wenn allerdings das Münchener Volksgericht infolge seiner Priorität ein Urteil fälle, so werde wohl ein solches Urteil formale Rechtskraft erlangen, über die auch der Staatsgerichtshof kaum hinwegkommen werde (Kiesow und Werner stimmten dieser Ansicht, die Dr. Joel zunächst nur als seine persönliche vertrat, ausdrücklich bei); dankbar wäre das Reichsjustizministerium, wenn ein Ausweg gezeigt werde, um einen Konflikt zwischen Bayern und dem Reich zu vermeiden.

Staatsrat Dr. Schmitt verwies darauf auf die Möglichkeit, daß der Oberreichsanwalt nach § 13 Abs. 3 des Republikschutzgesetzes die Untersuchung an die zuständige Staatsanwaltschaft abgebe.

Die Vertreter des Reichsjustizministeriums erklärten diesen Ausweg für aussichtslos, weil der Oberreichsanwalt die Sache nur an sich selbst abgeben könne; das Republikschutzgesetz habe die Zuständigkeit der bayerischen Volksgerichte für Hochverrat aufgehoben; zuständiges Gericht im Sinne des § 13 Abs. 3 des Republikschutzgesetzes sei deshalb nur das Reichsgericht; übrigens könne die Überweisung nach dieser Vorschrift nur an die ordentlichen Gerichte erfolgen, nicht an die Bayerischen Volksgerichte als Sondergerichte.

Von Bayerischer Seite wurde erwidert, für die Frage, was unter zuständiger Staatsanwaltschaft und ordentlichem Verfahren im Sinne des § 13 Abs. 3 zu verstehen sei, müsse auf den Rechtszustand vor Inkrafttreten des Republikschutzgesetzes zurückgegangen werden; in diesem Zeitpunkt sei aber für Hochverrat gegen das Reich im ganzen Reichsgebiet außer Bayern das Reichsgericht und in Bayern die Volksgerichte zuständig gewesen; wenn das Republikschutzgesetz in die Zuständigkeit zur Aburteilung des Hochverrats eingegriffen hätte, so hätte dies in gleicher Weise wie gegenüber dem Reichsgericht erfolgen müssen; § 13 Abs. 3 des Republikschutzgesetzes unterscheide nicht zwischen ordentlichen und Sondergerichten, sondern stelle nur dem Staatsgerichtshof die sonst zuständigen Gerichte gegenüber. Zum mindesten müsse zugegeben werden, daß der Standpunkt Bayerns sich vertreten lasse; sei aber die Rechtslage zweifelhaft, dann müsse der Standpunkt gewählt werden, der einen Konflikt zwischen Bayern und dem Reich vermeide; dies liege nicht nur im Interesse Bayerns, sondern fast noch mehr im Interesse des Reiches, weil ein Konflikt dem Reichsgedanken nachteilig sei.

Staatssekretär Dr. Joel erklärte darauf, die Rechtsfrage werde nochmals geprüft werden; er werde den Oberreichsanwalt selbst kommen lassen und die Frage mit ihm besprechen. Ergebe sich, daß die Überweisung an das Münchener Volksgericht rechtlich zulässig sei, so müsse die Entscheidung des Reichskabinetts über die ungemein wichtige politische Frage herbeigeführt werden, ob die Überweisung tatsächlich erfolgen solle; er verkenne keineswegs die Schwierigkeiten der Bayerischen Regierung, müsse aber auch auf die Schwierigkeiten hinweisen, denen das Reichskabinett gegenüberstehe; er werde aber im Reichskabinett loyal auf das Interesse hinweisen, das Bayern an einer Regelung der Angelegenheit im Sinne seiner Wünsche habe.

Von bayerischer Seite wurde noch Staatssekretär Dr. Joel nahegelegt, es möge bei der Prüfung der Frage der Überweisung berücksichtig werden, daß sich der Hitler-Putsch in der Hauptsache gegen Bayern gerichtet habe, dessen Ministerium abgesetzt und dessen Minister in Haft genommen worden seien, während das Reich nur durch die wirkungslose Erklärung der Absetzung der Reichsregierung betroffen worden sei; Generalstaatskommissar von Kahr habe, was bisher bedauerlicherweise noch gar nicht anerkannt worden sei, sich um das Reich dadurch außer-

ordentlich verdient gemacht, daß er ausschließlich mit bayerischen Kräften einen auch gegen das Reich gerichteten Putsch niedergeschlagen habe; Kahr habe aber noch einen schweren Stand, er sei noch starken Einflüssen ausgesetzt, die ihn zu einem illegalen Schritt verleiten wollten; das Reich habe das größte Interesse daran, Kahr in seinem Kampfe zu unterstützen. Staatssekretär Dr. Joel sagte auch die Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte zu.

Er gab ferner auf eine Anfrage des Staatsrats Dr. Schmitt die Erklärung ab, der Oberreichsanwalt habe allerdings auf Weisung des Reichsjustizministeriums bereits das Strafverfahren gegen Hitler und Genossen eingeleitet und Anträge, insbesondere den Antrag auf Erlaß von Haftbefehlen gegen Hitler, Pöhner und Ludendorff an einen besonderen Ermittlungsrichter des Staatsgerichtshofes gestellt. (Vom Antrag auf Voruntersuchung sei deshalb abgesehen worden, damit man die Sache noch in der Hand behalte); der Oberreichsanwalt werde aber angewiesen werden, vor der Entscheidung über die Frage der Überweisung der Sache nach München Anordnungen des Ermittlungsrichters, insbesondere die Haftbefehle nicht zu vollziehen; es solle auch bis dahin über die Untersuchungshandlungen des Oberreichsanwalts und des Ermittlungsrichters beim Staatsgerichtshofs nichts in die Öffentlichkeit gebracht werden; zweifelhaft sei allerdings, ob diese Zurückhaltung auch möglich sei, wenn der Reichstag am 20.November 1923 zusammentrete; bis dahin werde aber wohl die Frage der Überweisung entschieden sein...

Am 19.November 1923 teilte Staatssekretär Joel dem Reichskabinett das Ergebnis dieser Besprechung mit und sprach sich aus politischen Gründen gegen ein Gerichtsverfahren in München aus, auch wenn ein solches gemäß § 13 Abs. 3 des Republikschutzgesetzes möglich wäre. Die Reichsregierung wusste freilich, dass ein Prozess vor dem Staatsgerichtshof gegen den Willen Bayerns nicht durchführbar war. Stresemann und Seeckt ging es nun vor allem um die Entschärfung des seit drei Monaten schwelenden Konflikts zwischen dem Reich und Bayern. Das Ergebnis war, dass man die Zuständigkeit des bayerischen Volksgerichts stillschweigend duldete, von einer förmlichen Überweisung aber Abstand

nahm.[6] Bei einer solchen Überweisung hätte sich im Übrigen die bei der Besprechung vom 15.November aufgeworfene Rechtsfrage gestellt, ob eine Verweisung an ein Sondergericht möglich gewesen wäre, da es im Republikschutzgesetz hieß: *Der Staatsgerichtshof kann eine bei ihm anhängig gewordene Untersuchung auf Antrag des Oberreichsanwalts zum ordentlichen Verfahren verweisen.*

Die Gründe, warum sich Bayern gegen ein Verfahren vor dem Staatsgerichtshof in Leipzig wehrte, lagen auf der Hand: Es ging nicht nur um die prinzipielle Ablehnung der Gültigkeit des Republikschutzgesetzes, soweit es nicht durch bayerische Organe vollzogen wurde, sondern man musste auch befürchten, dass neben Ludendorff, Hitler und Genossen auch Kahr, Lossow und Seißer hätten auf der Anklagebank Platz nehmen müssen, da es quasi amtsbekannt war, dass Hitler mit seinen Putschabsichten nicht alleine stand. Selbst als Zeuge wäre ein Mann wie Kahr, der die Verfassungsmäßigkeit des Staatsgerichtshofs immer bestritten hatte, nicht nach Leipzig gegangen. Die Mitschuld des Triumvirats Kahr, Lossow und Seißer hat Hitler im Prozess immer wieder zum Ausdruck gebracht und seine ganze Verteidigung war danach ausgerichtet, dass er als Mann der Tat nur das vollzogen habe, was andere zwar wollten, aber sich nicht trauten.

Hitler wusste, dass Kahr, Lossow und Seißer in München keine Strafverfolgung zu befürchten hatten. Deswegen erklärte er bei seiner ersten Vernehmung durch Staatsanwalt Ehard, dass er zwar den Staatsgerichtshof aus prinzipiellen Erwägungen ablehne, dass ihm aber dieser unter den jetzigen Umständen lieber wäre als das bayerische Volksgericht:

Ich bin insbesondere davon überzeugt, daß das bayerische Volksgericht nicht den Mut finden wird, die notwendige Folgerung aus dem Verhandlungsergebnis zu ziehen, daß aber der Staatsgerichtshof nicht davor zurückschrecken würde, das zu tun. In Leipzig würden verschiedene Herren den Gerichtssaal vielleicht noch als Zeugen betreten, verlassen würden sie ihn sicher als Gefangenen. In München geschieht das natürlich nicht.[7]

---

6 Steger, B.: Der Hitlerprozeß und Bayerns Verhältnis zum Reich 1923/24, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 25 (1977), S.455.

7 Gritschneder, O.: Bewährungsfrist für den Terroristen Adolf H. Der Hitler-Putsch und die Bayerische Justiz, München 1990, S.43.

II. Die Prozessführung

In Bayern selbst hat man sich über die Zulässigkeit und Zuständigkeit des Sondergerichts keine weiteren Gedanken gemacht, obwohl Art. 105 Abs. 2 der Weimarer Verfassung Ausnahmegerichte verbot. Wie in anderen Fällen verwies man auch in diesem Fall, um den Art. 13 der Weimarer Verfassung (Reichsrecht bricht Landesrecht) zu umgehen, auf Art. 48 Abs. 4 Satz 1 der Weimarer Verfassung in Verbindung mit § 64 der Bamberger Verfassung. Danach konnte bei Gefahr im Verzug jede Landesregierung für ihr Gebiet die in Art. 48 Abs. 2 der Reichsverfassung dem Reichspräsidenten vorbehaltenen Maßnahmen treffen. Man behauptete, dass die Einrichtung von Volksgerichten in Bayern eine solche zulässige Maßnahme (Verhängung eines bayerischen Ausnahmezustandes) im Sinne des Art. 48 Abs. 4 der Reichsverfassung sei und die entsprechenden Verordnungen daher Reichsrecht seien. Falls eine Ausnahmeverordnung der bayerischen und der Reichsregierung nebeneinander bestehen sollten, habe die bayerische Verordnung als die speziellere den Vorrang. Bei Maßnahmen gemäß Art. 48 Abs. 4 stehe die Kontrolle nicht der Reichsregierung, sondern nach Art. 48 Abs. 4 Satz 2 dem Reichspräsidenten und dem Reichstag zu (die von ihrem Kontrollrecht merkwürdigerweise nicht Gebrauch machten). Nur diese könnten sie auch wieder aufheben. Mit diesem Rechtskonstrukt und mit der Gewissheit, dass im Unterschied zu Sachsen und Thüringen eine Reichsexekution in Bayern nicht durchführbar sei, produzierte man in Bayern eine Parallelgesetzgebung zur Republikschutzgesetzgebung des Reiches, die auch die Existenz der Volksgerichte sicherte.

Die Durchführung des Prozesses vor dem Volksgerichtshof gestaltete sich als schwierig, da Hitler, der sich zunächst mit Selbstmordgedanken trug, bei der Voruntersuchung die Aussagen verweigerte. Doch bei Beginn des Prozesses war er gewillt, den Prozess an sich zu ziehen und das Verfahren als Propagandamittel zu nützen, wozu ihm der Vorsitzende des Volksgerichts, der Landgerichtsdirektor Georg Neithardt,[8] reichlich Gelegenheit gab.

Zu den Merkwürdigkeiten des Verfahrens gehörte, dass die Staatsanwaltschaft in ihrer Anklage und Richter Neithardt in seinem Urteil lediglich auf das Delikt des Hochverrats eingingen, die vier beim Putsch ums Leben gekommenen Polizisten, das Tragen von Waffen, die Geiselverhaftungen und der Banknotenraub bei der Firma Parcus blieben unbe-

[8] Zu Georg Neithardt (1871-1941) vgl. Gritschneder, 1990, S.62ff.

rücksichtigt. All das hätte als Mord, Totschlag, Erpressung, Freiheitsberaubung und schwerer Raub neben dem Hochverrat berücksichtigt werden müssen. Staatsanwalt und Richter verpackten die anderen Delikte (unzulässigerweise) in das imaginäre Oberdelikt Hochverrat bzw. ließen bewusst offen, ob die anderen Delikte in einem abgetrennten Verfahren zu verfolgen seien.

Das Ministerium war über den Stil des Verfahrens höchst beunruhigt, aber Justizminister Gürtner deckte Neithardt. Die Kritik des Kabinetts formulierte Innenminister Schweyer in der Ministerratssitzung vom 4.März:

> *Gegen die Prozessführung des Vorsitzenden beständen schwere Bedenken. Er habe schon vor dem Prozeß gegenüber Ministerialrat Zetlmeier erklärt, Ludendorff sei noch das einzige Plus, das wir in Deutschland besäßen. Gerüchten zufolgen soll er sich auch dahin ausgesprochen haben, daß Ludendorff freigesprochen würde. Die Angeklagten würden nicht vernommen, sondern hielten Reden. Sie könnten vorbringen, was sie wollen... Der Vorsitzende habe auch von einem doch einseitigen Vorbringen eines Angeklagten als von einer ‚Feststellung' gesprochen. Den Angeklagten würden die größten persönlichen Freiheiten gewährt, so habe Dr. Weber, obwohl er verhaftet sei, am Sonntag Stadturlaub erhalten. Für den persönlichen Schutz der Zeugen müßten besondere Maßnahmen getroffen werden.*[9]

III. Was ist Hochverrat?

Das vom Vorsitzenden Neithardt allein verfasste Urteil im Hitlerprozess (mit einer 44 Seiten langen Begründung) verhängte die bei Hochverrat niedrigste Strafe (fünf Jahre Festungshaft). Zentraler Milderungsgrund war nach Meinung des Richters der *vom edelsten selbstlosen Willen geleitete rein vaterländische Geist* des Angeklagten. Diese in allen möglichen Formen wiederkehrende Charakterisierung Hitlers als deutsch, völkisch und daher uneigennützig handelnder Mensch waren für Staats-

[9] Deuerlein, E.: Der Freistaat Bayern zwischen Räteherrschaft und Hitler-Putsch (Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung das Parlament B 44/1964), S.24.

anwalt und vor allem für den Richter die Grundlage zur Interpretation der einschlägigen Straf- und Strafverfahrensbestimmungen.

Eine solche Gesetzesauslegung verlieh dem Tatbestand des Hochverrats im Zusammenhang mit Hitler einen fast heroischen Glanz. Hitler musste nur die Interpretation des Staatsanwalts Ludwig Stenglein (1869-1936) aufgreifen, um sich publikumswirksam zu verteidigen und sich als weltgeschichtliches Opfer zu präsentieren. Diese Zuerkennung von edlen Charaktereigenschaften führte auch dazu, dass Neithardt die zwingende Bestimmung des Republikschutzgesetzes über die Ausweisung von Ausländern (§ 9 Abs. 2) unbeachtet ließ, da nach seiner Meinung „Sinn und Zweck" dieser Bestimmung auf den Österreicher Hitler nicht anwendbar sei. Mit der vorrangigen Berücksichtigung des *vaterländischen Geistes* des Angeklagten hebelte der Richter auch andere zwingende Normen aus. Auf der Grundlage dieser Argumentation kam Neithardt auch zu einer der Rechts- und Sachlage völlig widersprechenden Inaussichtstellung einer Bewährungspflicht für Adolf Hitler.[10]

Wie sehr der Hochverratsbegriff im Zusammenwirken von Staatsanwaltschaft, Hitler und schließlich Neithardt pervertiert wurde, zeigt uns eindrucksvoll das Verhandlungsprotokoll. Das Plädoyer des Staatsanwalts Stenglein am 19.Verhandlungstag (Freitag, 21.März 1924),[11] seine Interpretation des Hochverrats und seine Charakterisierung Hitlers zeigt am besten, welcher Geist im Gericht herrschte, obwohl man bei Staatsanwalt Stenglein noch einen Rest juristischer Objektivität zu erkennen meint. Inwieweit dieses Verhalten der Staatsanwaltschaft freilich ein abgekartetes Spiel war, um den Prozessbeobachtern vorzuspielen, dass die Regierung ihr Bestes tat, sei dahingestellt.

> *Stenglein: Meine Herren! Ich schicke voraus, daß ich mich jeder persönlichen Stellungnahme zu den politischen Parteifragen enthalte. Es soll nur die Tat der Angeklagten erörtert werden und daß nach meiner Auffassung zu ihrer Aufklärung nötige, und zwar ohne das Beiwerk, das einen große Raum in der Hauptverhandlung eingenommen hat.*
>
> *Überblickt man die Ereignisse vom 8. und 9.November und die zu ihnen führende Entwicklung, so treten uns vor allem zwei vom vaterländischen Standpunkt aus tief bedauerliche*

[10] Dazu Gritschneder, S.58 ff.

[11] BayHStA MA 104 233/8

> *Erscheinungen entgegen. Es ist das einmal die Zerrissenheit und Zerklüftung der vaterländisch gesinnten Kreise, ihre Spaltung in verschiedene Lager, die einander argwöhnisch mißtrauisch und feindselig gegenüberstehen. Das schroffe, einseitige, enge Parteiprogramm, das jeden als Schädling verurteilt, der nun um eine Linie davon abweicht, wenn er auch sonst noch so sehr auf vaterländischem Boden steht, ist ein Übel. Einigkeit tut uns not. Die zweite schädliche Erscheinung sehe ich in der gärenden, heißen und brennenden Ungeduld, die in den national-aktiven Kreisen Platz gegriffen hat, die Ungeduld, die da meint, sie könne mit einem Gewaltstreiche das alte deutsche Reich in seiner strahlenden Herzlichkeit wieder aufrichten. Ich verkenne den guten Kern darin nicht, und es ist verständlich, daß gerade unsere begeisterungsfähige Jugend diese Ungeduld befällt. Aber sie muß gezügelt und in die richtigen Bahnen gelenkt werden von den reifen Männern. An Stelle dieser Ungeduld muß treten die harte, zähe, eiserne Geduld, die Geduld, die in der Stille arbeitet, aber tatfreudig und der Zukunft sicher, die Geduld, die mit zusammengebissenen Zähnen wartet, bis die Saat reif, bis die Stunde gekommen ist.*
>
> *Abgesehen von diesen beiden schädlichen Erscheinungen, die zunächst in die Augen springen, liegt die tiefe Wurzel der Geschehnisse in der Zerrüttung der Staatsautorität in der sinkenden Achtung vor dem Gesetze. Ein Staat, worin die Heiligkeit des Gesetzes nicht mehr feststehe, wird stets schweren Erschütterungen ausgesetzt sein. Die Achtung vor dem Gesetze, die Erkenntnis, daß die Staatsautorität eine Lebensnotwendigkeit jedes Staatswesens ist, muß wieder hergestellt werden. Ein hohes, vielleicht auch sittlich berechtigtes Ziel rechtfertigt nicht die Anwendung verbrecherischer Mittel. Es ist ein gefährlicher Irrglaube, der in der Gedankenwelt national-aktiver Kreise um sich gegriffen hat, das alles, was aus Vaterlandsliebe oder aus Liebe zur deutschen Sache so, wie man sie auffaßt, geschieht, schlechthin erlaubt sei, auch wenn es noch so sehr gegen das geltende Gesetz und gegen die Rechtsordnung verstößt.*

Die Weimarer Verfassung bildet die Grundlage des Reiches. Die Gegnerschaft gegen diese Verfassung, mag sie auch aus nationalen Gründen berechtigt erscheinen, darf niemals dazu führen, daß sie mit Gewalt zu ändern oder zu beseitigen versucht wird. Freilich war das, was im November 1918 geschehen ist, die Verdrängung der Bundesfürsten durch den Rat der Volksbeauftragten, ein Verbrechen des Hochverrats. Allein damals ist die neue Regierung in kurzer Zeit im ganzen Reiche vollständig durchgedrungen. Die oberste Regierungsgewalt lag nun tatsächlich vollständig in den Händen der Volksbeauftragten, und damit ist der tatsächliche Zustand in einen rechtlichen umgewandelt worden, es ist ihm die rechtliche Anerkennung gesichert worden. Das ist anerkannten Rechtes, und es muß so sein, wenn anders die die Rechtsordnung im Staate aufrecht erhalten werden soll. Die gleiche Strafbestimmung, die bisher die monarchische Staatsform geschützt hat, schützt nun in unverminderter Geltung die Republikanische. Die Volksgenossen, die, wenn auch mit innerem Widerstreben, in die neue Ordnung der Dinge sich gefügt haben, haben sie damit anerkannt, und ganz besonders ist das der Fall bei denjenigen Angeklagten, die wie Pöhner, Frick, Röhm, Weber, Wagner als Offiziere und Beamte sich ausdrücklich auf die Verfassung verpflichtet haben. Hitler hat Recht, wenn er ausgeführt hat, daß der Hochverrat das einzige Delikt ist, das nur dann strafbar ist, wenn es nicht gelingt. Dieser Grundsatz muß auch auf die Angeklagten Anwendung finden. Ihre Tat ist nicht gelungen und daher der Strafe verfallen...

IV. „Echte Begeisterung für die deutsche Sache" – Staatsanwalt Stenglein charakterisiert Hitler

Ich gehe nun über zu den einzelnen Angeklagten, und zwar zunächst zu Hitler. Aus einfachen Verhältnissen hervorgegangen, hat Hitler im großen Kriege als tapferer Soldat seine deutsche Gesinnung bewiesen. Erfüllt von echter, glühender Begeisterung für großes deutsches Vaterland hat er nach dem Kriege aus kleinstem die sozialistische Arbeitspartei geschaffen, wobei die Bekämpfung des internationalen Marxismus und Judentums, die Abrechung mit den Novemberverbrechern, wie er die Urheber der Novemberrevolution von 1918 nennt, und die Ausbreitung des nationalen deutschen Gedankens in allen Volkskreisen, insbesondere auch in der Arbeiterschaft die wesentlichen Programmpunkte waren. Über seine Parteipolitik habe ich hier kein Urteil zu fällen; sein ehrliches Streben aber, in einem unterdrückten und entwaffneten Volke den Glauben an die deutsche Sache wieder zu erwecken, bleibt unter allen Umständen ein Verdienst. Er hat hier, unterstützt durch seine einzigartige Rednergabe, Bedeutendes geleistet. Zeigten sich infolge seiner einseitigen Einstellung, die notwendig zu einer Kampfstimmung in den Reihen seiner Anhänger führen musste, üble Ausschreitungen, so wäre es doch ungerecht, ihn als Demagogen im üblen Sinne dieses Wortes zu bezeichnen. Vor diesem Vorwurf schützt ihn die Echtheit seiner Überzeugung und die Uneigennützigkeit seiner Hingabe an die von ihm selbst gewählte Lebensaufgabe.

Sein Privatleben hat er stets rein gehalten, was bei den Verlockungen, die an ihn als gefeierten Parteiführer naturgemäß heran traten, besondere Anerkennung verdient. Bis Anfang 1923 hinein ließ seine persönliche Haltung keinen Zweifel, daß er von eigenem Streben nach einer leitenden Stellung im Reiche, nach einem Ministerposten oder gar einer diktatorischen Machtstellung frei war, daß er vielmehr seine Hauptaufgabe in der Propaganda seiner nationalen Idee und in der Nationalisierung der Arbeiterschaft erblickte. Dann aber kam unter der Einwirkung der sich immer mehr steigenden Verhimmelung, die Hitler von seinen Anhänger namentlich bei den großen Volksversammlungen erfuhr, und wohl auch unter der Einwirkung eines Kreises von Männern um ihn, die in ihm den Glauben an seine Berufung zum Retter Deutschlands bestärkten, die Wandlung, als deren Ergebnis wir die Ereignisse vom 8. und 9.November erlebt haben. Hitler hat sich hemmungslos über die Grenzen hinausreissen lassen, die in seinem Wesen lagen. Er ist Parteiführer, aber kein Diktator. In dieser Hemmungslosigkeit liegt seine tragische Schuld.

Stand Hitler auch stark unter dem Einfluß anderer, so trifft ihn doch die Hauptverantwortung für die Geschehnisse, was er auch selbst gar nicht leugnet. Er hat bei den Besprechungen vom 6. und 7.November den Ausschlag für den Beschluß der Aktion, für ihre Durchführung in der Versammlung vom 8. November gegeben. Er hat die Vorbereitung angeordnet und mit seinem Stabe besprochen. Er hat es unternommen, das Mitgehen Kahrs, Lossows und Seissers zu erzwingen. Er hat die nationale Revolution, die Absetzung der bayerischen und der Reichsregierung verkündet, die neuen Ämter verteilt und sich selbst zum politischen Leiter des Reiches bestellt. Er hat den Marsch nach Berlin verkündet, er hat die Festsetzung der Minister und der obersten Beamten der Polizeidirektion veranlasst. In seinem Sinne lagen die weiteren gegen die „Münchener Post" und gegen den Stadtrat gerichteten Massnahmen und die Festsetzung jüdischer und anderer Geiseln. Er hat die Besetzung der Kasernen, des Wehrkreiskommandos und der Polizeidirektion mit veranlaßt und mit angeordnet. Er ließ in den Druckereien Parcus Mühlthaler große Beträge eben gedruckten Geldes für seine Leute beschlagnahmen. Mit seinem Einverständnis wurde, als durch Bericht die gegnerische Stellungnahme von Kahr, Lossow und Seisser klar wurde, als Verteidigungsmaßnahme gegen Reichwehr und Polizeiwehr vom Oberkommando die dann von Brückner ausgeführte Besetzung der rechten Isarseite gegen die Stadt zu beschlossen. Er und Ludendorff gaben schließlich den Ausschlag für den unglückseligen Zug in die Stadt, bei dem das Unternehmen endgültig zusammenbrach.

Bei dem Zuge war der größte Teil der Teilnehmer bewaffnet; Gewehre, zum Teil mit aufgepflanzten Seitengewehr, Pistolen und anderes wurden mitgeführt. Man rechnete also mit blutigen Zusammenstössen, wenn auch der Befehl „nicht schießen!" ausgegeben war, das umsomehr, als man wußte, daß an den Brücken Reichs- und Polizeiwehr den eigenen Leuten mit dem Befehle gegenüberstand, Bewaffnete nicht in die Stadt zu lassen. An der Ludwigsbrücke wurde die Landespolizei beiseite gedrängt, und entwaffnet abgeführt. An der Residenz kam es dann zu den blutigen Ereignissen,

über deren Ursache und Ablauf noch das Ermittlungsverfahren schwebt. Der Zug sollte die Bevölkerung und vor allem die Reichwehr und die Landespolizei für die Bewegung gewinnen und mitreißen. Es war der letzte Versuch, das Unternehmen zu halten.

Hitler hat sich durch diese Haltung eines Verbrechens des Hochverrats nach §81 Ziffer 2, 82 und 47 des Strafgesetzbuches in Mittäterschaft mit den anderen Hauptbeteiligten schuldig gemacht. Er hat durch seine revolutionäre Aktion des näheren innen- und außenpolitische Gefahren heraus-beschworen. In rücksichtsloser Weise hat er eine national gesinnte Versammlung überrumpelt, und die Männer, in deren Händen in erster Linie das Wohl des Staates lag, in eine Zwangslage versetzt, in der sie zum Mittun genötigt werden sollten. Schwere Verluste an Menschenleben und sonstige Schäden sind entstanden.

Eine gerechte Strafbemessung verlangt aber auch vor allem eine Würdigung der Person des Täters; denn nicht die Tat, der Täter wird bestraft. Hitler ist ein hochbegabter Mann, der aus einfachen Verhältnissen heraus sich eine angesehene Stellung im öffentlichem Leben errungen hat, und das zweifellos durch ernstes Streben und harte Arbeit. Er ist ein Mann, der sich einer Idee, die ihn erfüllt, bis zur Selbstaufopferung hinzugeben vermag. Als Soldat hat er in höchstem Masse seine Pflicht getan. Er hat nach dem Kriege gekämpft für die deutsche Sache, er hat echte Begeisterung. Es darf ihm geglaubt werden, daß schnöder Eigennutz ihm ferne lag. Eine eigennützige und unehrenhafte Ausnützung der Machtstellung, die er sich schuf, kann ihm nicht vorgeworfen werden. Auch bei der Tat, die jetzt abzuurteilen ist, hat nicht so sehr persönlicher Ehrgeiz, wenn er auch zweifellos seine Rolle mitspielte, als seine echte Begeisterung für die deutsche Sache den Ausschlag als Beweggrund gegeben. Als Menschen können wir Hitler unsere Achtung nicht versagen. So schwer auch sein Verbrechen, so groß auch sein Verschulden ist, die Größe seines Verschuldens erfährt eine gewisse Minderung durch die Erwägung, daß die stete Verhimmelung, unter deren Einfluss er stand, ihm allmählich den klaren Blick trübte, sowohl bei der Beurteilung der eige-

nen Persönlichkeit als bei der Beurteilung der Verhältnisse, und daß er in dieser Verfassung auch den Einwirkungen jenes Kreises um ihn nicht mehr widerstandsfähig war.

V. Angeklagter Adolf Hitler: Was ist Hochverrat?

In seinem Schlusswort[12] präzisierte Hitler noch einmal seine Ansicht über Hochverrat. Hochverrat seien, so hatte er schon bei seiner ersten Vernehmung durch Staatsanwalt Ehard bekundet, vor allem die Vorgänge in Deutschland im November 1918 gewesen. Deshalb könne auch die Weimarer Verfassung (und alle von ihr abgeleiteten Gesetze) auch keine Rechtsgültigkeit beanspruchen. Es könne doch nicht richtig sein, dass jeder hochverräterische Umsturz immer dann rechtens sei, wenn er gelungen sei. Macht sei niemals identisch mit Recht. Daher könne auch nicht die von ihm betriebene Beseitigung der hochverräterischen Zustände in Deutschland Hochverrat sein.

Meine Hohen Herren! In der Anklageverteidigung der Anklagebehörde lese ich folgenden Satz: „Freilich war das, was im November 1918 geschehen ist, die Verdrängung der Bundesfürsten durch den Rat der Volksbeauftragten, ein Verbrechen des Hochverrats. Allein damals ist die neue Regierung in kürzester Zeit im ganzen Reiche vollständig durchgedrungen. Die oberste Regierungsgewalt lag tatsächlich in den Händen der Volksbeauftragten und damit ist der tatsächliche Zustand in einem rechtlichen umgewandelt worden. Es ist ihm die rechtliche Anerkennung gesichert worden. Das ist anerkannten Rechtes." Meine Hohen Herren! Wenn diese Theorie wirklich auf dieser Erde zur Wirklichkeit und zum Rechte würde, dann durch Macht niedergeworfen und durch Macht geknebelt worden, und diese Macht behauptet auch heute, zu Recht zu bestehen. Wir kämpfen gegen diese Macht heute an, wir kämpfen dagegen mit einem einzigen Satze, wir erklären: Macht ist niemals identisch mit Recht. Friedrich der Große hat einst einen Satz ausgesprochen, der klar das Verhältnis von Macht zu Recht dartut, er sagte: Das Recht ist wertlos, wenn es nicht verteidigt wird durch die Spitze des Schwertes, durch den Degen. Das heißt mit anderen Worten, das Recht auf dieser Erde ist noch immer wertlos gewesen und wertlos geworden, wenn nicht die Macht sich hinter das Recht gestellt hat, aber niemals ist Recht identisch mit Macht, niemals Macht identisch mit Recht an und für sich.

Ich nehme nur ein praktisches Beispiel aus unserer jüngsten Geschichte heraus. Es kommt der April 1919. Ein kleiner Haufen von verbrecherischen Seelen stürzt die Revolutionsregierung und richtet eine neue Regierung auf. Das Sowjetbanner wird emporgezogen. Die Männer setzen sich ohne Zweifel in den Besitz der tatsächlichen Macht. Fast ein ganzes Land ist in ihrer Faust, sodaß nicht einmal der Widerstand dagegen organisiert werden kann, sondern ein Epp muß hinauf nach Ohrdruf. Und dennoch, trotzdem sie sich durchgesetzt hat, trotzdem diese Sowjetgewalt die ganze öffentliche Gewalt in ihrer Macht besaß, trotzdem bestand dieses Regiment nicht zu Recht. Auch wenn es sich über ganz Deutschland verbreitet hat, es bestand nicht zu Recht, und wenn es ganz Europa hätte, es bestand nicht zu recht. Es käme der Tag, an dem dieses Regiment dennoch heruntergestürzt würde. Wir haben das gleiche in Ungarn erlebt. Dort richtet ein Bela Kun das rote Blutregiment auf, auch dort ergreift er die tatsächliche Macht des Staates, er dringt überall durch und dennoch, an dem Tage, an dem bei dem Vorgehen der rumänischen Armee die ganz kleine Freiheitsgruppe in Szegedin hervortrat, an dem Tage kam das wahre Recht zum Durchbruch, das Recht einer ganz kleinen Minderheit gegenüber der Majorität, die damals faktisch Ungarn tyrannisierte. Aber diese Minderheit ist in wahrhafter Weise das ungarische Volk gewesen.

Wann ist ein Hochverrat, meine hohen Herren, gelungen? Ich gehe auf einen Konflikt ganz kurz ein, der einst Deutschland auf tiefste erschütterte, den Verfassungskonflikt des preußischen Ministerpräsidenten Otto von Bismarck. Was hat Otto von Bismarck im Verfassungskonflikt begangen. Er setzte sich hinweg über Verfassung, setzte sich hinweg über das Parlament, setzte sich hinweg über die erdrückende

[12] Protokoll des 24. Verhandlungstages (27.März 1924): BayHStA MA 104233/11.

Majorität, fast 160 gegen 11, und hat regiert, gestützt nur auf die Machtmittel des Staates allein, hat regiert, bloß gestützt auf das Heer, auf den Beamtenkörper und auf die Krone. Wie wurde damals Bismarck in der gesamten oppositionellen Presse bezeichnet? Als Verfassungsbrecher, als Hochverräter! Die gesamte liberale Presse bezeichnete ihn als einen junkerlichen Hochverräter, der zur Verantwortung gezogen werden müsse. Und was hat nun diese Tat Bismarcks legalisiert? Bismarck wäre ein Verfassungsbrecher gewesen, und er war es, und seine Tat wäre vielleicht auch noch ein Hochverrat gewesen, wenn nicht aus dieser Tat heraus das Sedan gekommen wäre, wenn nicht aus dieser Tat heraus das deutsche Volk zu seiner Einheit gekommen wäre, wenn nicht aus diesem „Hochverrat", den die liberale und demokratische Presse vorschrie, das deutsche Volk zu seiner höchsten Vollendung und Freiheit gekommen wäre.

VI. Zusammenfassung

Hitler hat 1923/24 erkannt und gelernt, wie sich durch entsprechende Auslegung von Rechtsnormen Politik in seinem Sinne machen ließ. Hatte er noch nach seiner Gefangennahme im November 1923 mit seiner Hinrichtung gerechnet, so erkannte er bald, dass zwischen Rechtsnormen und Rechtwirklichkeit ein beachtlicher Unterschied bestand und dass er als Mann der Tat sich auch das Recht nutzbar machen musste, um zum Erfolg zu gelangen. Nach dem alten römischen Sprichwort „Jus vigilantibus scriptum" (= Das Recht ist nur für die Wachen geschrieben) verzichtete er nach 1923 weitgehend auf Gewalttaten und vertraute auf seinem Weg zur Macht bis 1933 einer Justiz, die den „vaterländischen Geist" zum zentralen Auslegungsmaßstab gemacht hatte. Am 30.Januar 1933 leistete er den Eid auf die Weimarer Verfassung, die er jahrelang bekämpft hatte. Die nationale Revolution war auf legalem Weg gelungen.

Zeittafel

12.Juli 1919	Gesetz über die Einsetzung von Volksgerichten bei inneren Unruhen
21.Juli 1922	Republikschutzgesetz des Reichs
24.Juli 1922	Bayerische Verordnung zum Schutze der Verfassung der Republik
26.September 1923	Bayerische Notverordnung, die vollziehende Gewalt wird einem „Generalstaatskommissar", dem Regierungspräsidenten von Oberbayern, Dr. Gustav von Kahr übertragen
13.Oktober 1923	1.Reichsermächtigungsgesetz
8.November 1923	Präsidialverordnung; der Oberbefehl über die Wehrmacht und die Ausübung der vollziehenden Gewalt wird dem Chef der Heeresleitung General von Seeckt übertragen
8./9.November 1923	Hitlerputsch
15.November 1923	Besprechung im Reichsjustizministerium über die Zuständigkeit im Strafverfahren wegen des Hitler-Putsches
26.Februar 1924	Eröffnung der Verhandlung im Hitlerprozess vor dem Volksgericht München durch Landgerichtsdirektor Neithardt
27.März 1924	Aufhebung des Volksgerichts München I mit Wirkung vom 15.Mai und der übrigen Volksgerichte mit Wirkung vom 1.April 1924
1.April 1924	Urteilsverkündung im Hitlerprozess: 5 Jahre Festungshaft
4.Mai 1924	Neuwahlen für den Reichstag

25.September 1924 Landgericht bewilligt die vorzeitige Entlassung Hitlers auf Bewährung, diese erfolgt trotz Widerspruch der Staatsanwaltschaft durch einen Beschluss des Obersten Landesgerichts vom 19.Dezember, Entlassung aus Landsberg am 20.Dezember 1924

8.April 1926 Die Bewährungsfrist wird um zwei Jahre verkürzt.

Literatur:

Deuerlein, E.: Der Freistaat Bayern zwischen Räteherrschaft und Hitler-Putsch (Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung das Parlament B 44/1964), S.3-24.

Ders. (Hg.): Der Hitlerputsch. Bayerische Dokumente zum 8./9.November 1925, Stuttgart 1962.

Ders.: Der Aufstieg der NSDAP in Augenzeugenberichten, München 1974.

Dornberg, J.: Der Hitlerputsch, Frankfurt/M. 1989.

Gritschneder, O.: Bewährungsfrist für den Terroristen Adolf H. Der Hitler-Putsch und die Bayerische Justiz, München 1990.

Gruchmann, L.: Hitlers Denkschrift an die Bayerische Justiz vom 16.Mai 1923, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 39 (1991), S. 305-328.

Der Hitler-Prozeß vor dem Volksgericht in München, 2 Teile, München 1924 (Neudruck Glashütte im Taunus 1973).

Hofmann, H. H.: Der Hitler-Putsch. Krisenjahre deutscher Geschichte 1920-1924, München 1961.

Müller-Meiningen, E.: Aus Bayerns schwersten Tagen. Erinnerungen und Betrachtungen aus der Revolutionszeit. Berlin/Leipzig 1923.

Maser, W.: Die Frühgeschichte der NSDAP, Hitlers Weg bis 1924, Frankfurt/M. /Bonn 1965.

Schwend, K.: Bayern zwischen Monarchie und Diktatur. Beiträge zur bayerischen Frage in der Zeit von 1918 bis 1933, München 1954.

Steger, B.: Der Hitlerprozeß und Bayerns Verhältnis zum Reich 1923/24, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 25 (1977), S. 441-466.

Zorn, W.: Bayerns Geschichte im 20.Jahrhundert. Von der Monarchie zum Bundesland, München 1986.

JALTA, POTSDAM UND DIE ANFÄNGE DES KALTEN KRIEGES

Wolfgang Benz

I.

Mehr als die anderen Kriegskonferenzen der Anti-Hitler-Koalition wurde das Treffen der Großen Drei, Roosevelt, Churchill und Stalin, vom 4. bis 11.Februar 1945 in Jalta zur Legende. Die Konferenz im Livadia-Palais wurde fast umgehend zur Verschwörung gegen Europa, zur Verabredung, die Welt zu teilen und dabei Osteuropa der Sowjetherrschaft preiszugeben, stilisiert.

Im Lichte der historischen Forschung ging es Stalin in Jalta vor allem darum, Ost- und Südosteuropa weitgehend als Interessensphäre der Sowjetunion anerkannt zu erhalten oder, weil Churchill so stark bremste, doch wenigstens auslegungsfähige Formeln hinsichtlich Polens (Forderung nach Zustimmung zur Curzon-Linie als Ost- und der Oder-Neiße-Linie als Westgrenze) und der sowjetischen Rolle gegenüber den Balkanstaaten festschreiben zu lassen. Ferner war Stalin an der Festlegung der Reparationssumme interessiert, die Deutschland auferlegt werden müsste und am Anteil, den die UdSSR davon erhalten sollte. Stalin schlug 20 Milliarden US-Dollar als Gesamtsumme vor, davon verlangte er 10 Milliarden Dollar für die Sowjetunion; diese Forderung war in Jalta noch theoretisch zu erörtern, ein halbes Jahr später in Potsdam trug das stereotype Zehnmilliardenpostulat erheblich zur Verschlechterung der Beziehungen der Sowjetunion zu den Westmächten bei.

Das Anliegen des amerikanischen Präsidenten Roosevelt bestand in Jalta vor allem darin, von Stalin die Zusage zum Kriegseintritt gegen Japan (nach der Niederlage Deutschlands) zu erlangen, und er wollte sich zweitens der Kooperation der Sowjetunion bei der Etablierung der Vereinten Nationen versichern. Die Gründung einer dauerhaften Friedensorganisation war ja seit der Atlantik-Charta von 1941 das feierlich deklarierte wichtigste Kriegsziel der Alliierten. Und drittens wollte Roosevelt, ebenso wie Churchill, den Expansionsdrang der Sowjets in Ost- und Südosteuropa in einer Art freundschaftlichen Misstrauens nicht ganz außer Kontrolle geraten lassen.

Die Verhandlungen in Jalta waren, weil die westlichen Verbündeten dem östlichen Partner misstrauten, weil so viele Wechsel auf eine ungewisse Zukunft ausgestellt werden mussten und weil die Interessen der Beteiligten und ihrer verschiedenen Klientel so differierten, ziemlich chaotisch, und die Tragweite einiger Verabredungen sollte sich erst viel später herausstellen. Etwa die verhängnisvollen Konsequenzen für Hunderttausende von Sowjetbürgern, die im Gefolge der deutschen Wehrmacht – freiwillig oder unfreiwillig – ihre Heimat verlassen hatten und die nach dem 8.Mai 1945 durch Repatriierungskommissionen, ob sie wollten oder nicht, in die Sowjetunion gebracht wurden, wo auf die meisten düstere Geschicke warteten.

Relevant für Deutschland, oder was davon übrigbleiben sollte, war der Beschluss der Großen Drei, die vollständige Entwaffnung und Entmilitarisierung Deutschlands sicherzustellen und dem besiegten Gegner hohe Reparationen aufzuerlegen. Und von erheblicher Bedeutung war auch das Übereinkommen, Frankreich (das hieß, dessen provisorische Regierung unter Charles de Gaulle, die im Herbst 1944 zuerst von den Westmächten und etwas später auch vom Kreml anerkannt worden war) als vierte Macht zur Teilnahme an der alliierten Kontrolle Deutschlands einzuladen und den Franzosen eine eigene Besatzungszone einzuräumen. Die französische Besatzungszone sollte im Südwesten aus dem amerikanischen und dem britischen Okkupationsgebiet herausgeschnitten werden, die sowjetische Zone würde unverändert bleiben.

Die vier Hauptziele, die de Gaulle seit dem Sommer 1944 anderthalb Jahre lang propagierte, hießen: Das Deutsche Reich sollte strikt föderalisiert, also in autonome Bestandteile zerlegt werden, das Rheinland sollte französischen Sicherheitsinteressen zuliebe ganz von Deutschland abgetrennt werden, das Ruhrgebiet sollte unter internationale Kontrolle kommen, das Saargebiet mit seinen Kohlegruben Frankreich an- oder eingegliedert werden. Mit der Sowjetunion gab es gewisse Berührungspunkte und gemeinsame Interessen. Wenn de Gaulle bei seinem Moskauaufenthalt im Dezember 1944 die Oder-Neiße-Linie als künftige deutsche Ostgrenze akzeptierte, so erhoffte er von Stalin dafür die Anerkennung der Rheingrenze im Westen; und die internationale Ruhrkontrolle (unter sowjetischer Beteiligung) war für den Kreml ein höchst erstrebenswertes Ziel.

Die weitreichenden französischen Pläne erwiesen sich dann gerade deshalb zum großen Teil als illusionär, weil Frankreich im Konsortium der Großmächte allenfalls als Juniorpartner betrachtet wurde. Ebenso wie zum Gipfeltreffen in Jalta im Februar wurde de Gaulle dann auch nicht

nach Potsdam im Juli 1945 eingeladen. Das Bewusstsein, nur als Größe zweiten Ranges betrachtet und behandelt zu werden, kränkte in Paris ungemein. Für die französische Deutschlandpolitik der nächsten Jahre hatte dies erhebliche Folgen.

II.

Die Pläne und Überlegungen zur Aufteilung und Zerstückelung Deutschlands veralteten in der Endphase des Krieges ziemlich rasch. Ein britischer Planungsstab war schon im Herbst 1944 zu dem Ergebnis gekommen, dass eine politische Zergliederung Deutschlands dessen Wirtschaftskraft so schwächen würde, dass mit ernsten Problemen zu rechnen sei, nämlich der Abhängigkeit der neuen Staatsgebilde von anderen Ländern, dem Absinken des Lebensstandards, wodurch die Unabhängigkeit der neuen Staaten in Gefahr geriete, der Reduzierung der deutschen Leistungsfähigkeit im Hinblick auf Reparationen. Zu den wichtigsten Argumenten der britischen Experten gehörte die Überlegung, dass eine Zerstückelung die Verarmung Deutschlands zur Folge haben, die Erholung der ganzen Welt von den Kriegsschäden verlangsamen und somit auf lange Sicht auch den britischen Wirtschaftsinteressen schaden würde.

Der britische Schatzkanzler Anderson hatte sich Anfang März 1945 (mit ausgesprochener Skepsis gegenüber den Konferenzergebnissen von Jalta) gegen Aufteilungstendenzen gewandt; auch er führte ökonomische Gründe an, als er in einem Memorandum schrieb, nach seiner Auffassung könne Großbritannien entweder eine Reparations- oder eine Zerstückelungspolitik verfolgen, aber bestimmt nicht beides zugleich.

Die Absicht, Deutschland zu zergliedern, wie sie auf der Teheraner Gipfelkonferenz der Anti-Hitler-Koalition im November 1943 propagiert und auf der Krimkonferenz im Februar 1945 scheinbar bekräftigt und durch die Einsetzung der entsprechenden Kommission institutionalisiert worden war, wurde tatsächlich schon im Februar 1945, noch vor der Kapitulation des Dritten Reiches, begraben bzw. zur bloßen Drohung herabstilisiert. Wollte Stalin die deutsche Kuh, von der Milch erwartet wurde, nicht schlachten, so wollten sich die ökonomisch denkenden Politiker in Washington und London doch auch nicht ins eigene Fleisch schneiden: Eine kontrollierte deutsche Industrie würde bei gleichzeitiger Entwaffnung und Entmilitarisierung Deutschlands sowohl Sicherheit garantieren als auch den britischen Wirtschaftsinteressen entsprechen. Davon versuchte der britische Außenminister Eden die Nur-Revanchepolitiker zu

überzeugen; eine Handvoll deutscher Kleinstaaten würde ökonomisch für die Sieger des Weltkrieges ein Ballast und politisch eine Irredenta sein, beides zusammen würde für die erhoffte neue Ordnung Europas eine schwer erträgliche Hypothek bilden.

III.

Die öffentliche Meinung über die Krimkonferenz in Deutschland unterlag noch der Kontrolle von Goebbels und entsprechend wurde sie manipuliert. Im „Völkischen Beobachter" wurden die Parolen verbreitet, die das Bild – teilweise bis zur Gegenwart – prägten. Hatte es im Vorfeld der Konferenz geheißen, auf britischen Vorschlag sollten Millionen Deutsche als Sklaven nach Sibirien ausgeliefert werden[1], sollten die Zerstückelung des Deutschen Reiches und „die weitgehende Ausrottung des deutschen Volkes" zu offiziellen Kriegszielen der Anti-Hitler-Koalition erhoben werden[2], so lautete der Tenor nach dem Kommunique der Krimkonferenz, die Westmächte seien von Stalin vollkommen über den Tisch gezogen worden, Roosevelt und Churchill hätten „Acht Tage Befehlsempfang bei Stalin" gehabt und sich dessen „Vernichtungs- und Hassparolen" zu eigen machen müssen.[3] Stalin habe seine Partner in Jalta lediglich Statistenrollen spielen lassen („Roosevelt und Churchill im Schlepptau bolschewistischer Weltrevolutionäre").[4] Und das „Todesurteil für Europa" sei gesprochen worden. Deutschland sei jetzt das einzige Gegengewicht gegen Moskau: „Während sich die englische und amerikanische Presse bemüht, den Eindruck der unbedingten Kapitulation Roosevelts und Churchills in Jalta zu verwischen, überwiegt in den neutralen Betrachtungen die Erkenntnis, daß die Sowjets einen vollen Sieg erreicht und die bolschewistische Weltrevolution entscheidend vorwärts getrieben haben. Mit den Vernichtungsplänen gegen Deutschland werde der Keim zu neuen Kriegen gelegt; die willkürliche Verfügung über das Schicksal Polens und Jugoslawiens wird als Fanal für alle kleinen Völker bewertet. Es wächst die Erkenntnis, daß Deutschland genannt, aber Europa gemeint ist, daß nach einer Auslöschung des deutschen Volkes der Kontinent

1 Völkischer Beobachter (künftig VB), 4.2.1945.
2 VB, 3.2.1945.
3 VB, 14.2.1945.
4 VB, 15.2.1945.

seine feste Mitte verlieren und der schrankenlosen Willkür der Bolschewisten überantwortet wäre."[5]

So ging es weiter, vom „Produkt gemeingefährlicher Gehirne" war die Rede, aber die Bevölkerung in den Feindländern beginne „zu ahnen, dass in Jalta ein Verbrechen geplant wurde, dessen Folgen für die gesamte Menschheit furchtbar sein müssen".[6] Das war von der NS-Propaganda genauso zusammenphantasiert wie die Erklärung, die an anderer Stelle in der nationalsozialistischen Presse offeriert wurde, nämlich die, der bolschewistische Plan, Europa zu beherrschen, sei Bestandteil eines alten jüdischen Weltprogramms.[7] Jalta wurde mit allen Mitteln in den Dienst der deutschen Durchhalte-Propaganda gestellt.

Im Renommierblatt „Das Reich" war auch von „Stalins Neuer Ordnung" und von „Angelsächsischer Unterwerfung" die Rede, erstaunlicherweise wurde dort auch schon die Metapher vom „Eisernen Vorhang" verwendet, deren Prägung Churchill im Jahr 1946 anlässlich seiner Rede in Fulton zugeschrieben wird: „Ein eiserner Vorhang vollendeter bolschewistischer Tatsachen ist, trotz Churchills Bittgang nach Moskau vor der Roosevelt-Wahl, vor ganz Südosteuropa niedergegangen"[8].

Die Schlagworte der nationalsozialistischen Propaganda haben die Vorstellungswelt der Deutschen weit über den Untergang des NS-Staats hinaus beeinflusst, die antikommunistischen Parolen waren, weil sie im Westen auch in der Zeit des Kalten Krieges verwendet wurden, besonders wirksam und dauerhaft und sie dienten auch als Trost in der Niederlage. Sie machten die Unterwerfung unter die westlichen Sieger leichter, weil man diese bald als Schutzmächte vor der stalinistischen Sowjetunion begreifen lernte, und der zur Schau getragene Antikommunismus nährte eine Lebenslüge, der manche Deutsche bis zum heutigen Tag anhängen, die Illusion nämlich, man hätte 1945 verbündet mit den Westmächten gleich weiterkämpfen können und sollen gegen den bolschewistischen Feind im Osten.

Die Vorstellung war und ist natürlich absurd, aber sie war, wie gesagt, tröstlich und damit konnte den Westmächten das vermeintliche Versäumnis angelastet werden, die Zeichen der Zeit im Frühjahr 1945 nicht erkannt zu haben. Und zu dieser von Goebbels vorgegebenen Argumentationslinie gehörte die Vorstellung, die Westmächte hätten in Jalta und

5 VB, 16.2.1945.
6 VB, 17.2.1945.
7 NS-Kurier Stuttgart, 11.3.1945.
8 Das Reich, 18.2.1945.

Potsdam in der Konfrontation mit der Sowjetunion versagt. Dass beide Gelegenheiten nicht auf Konfrontation angelegt, sondern Veranstaltungen unter Bündnispartnern waren, wurde dabei verkannt.

Bei einer Meinungsumfrage im September 1951 gaben jedenfalls 15% der befragten Bürger der Bundesrepublik auf die Frage, was sie für den größten Fehler der Besatzungsmächte hielten, die Antwort: „falsches Verhalten gegenüber den Russen (Jalta, Potsdam)". Das war die zweithöchste Nennung (nach „Demontagen und Zerstörung der Industrie" mit 21%) und die Antwort rangierte weit vor dem Vorwurf „Austreibung der Deutschen aus den Ostgebieten" (3% der Befragten).[9]

Auch diese Relation der Schuldzuweisung ist interessant, denn über die Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten wussten die Deutschen ja ziemlich gut Bescheid, während die anderen Verhandlungsgegenstände in Jalta und Potsdam dem Durchschnittsbürger nur wenig geläufig waren. Das geht wiederum aus einer Umfrage hervor, die im November 1951 veranstaltet wurde. Nach den wichtigsten Punkten des „Potsdamer Abkommens" gefragt, nannten 20% „die Abtretung der Ostgebiete, das Unrecht an den Heimatvertriebenen". 19% gaben „die Teilung Deutschlands" zu Protokoll. Die nächste Antwort, von 12% der Befragten gegeben, betraf „die Versklavung Deutschlands, das Ende der deutschen Selbstständigkeit". Mit 11% folgten „Entmilitarisierung, Entnazifizierung, Kriegsverbrecherprozesse" und mit 8% die Demontagen. 10% der Befragten wussten keine konkrete Antwort und mehr als die Hälfte, nämlich 55%, wussten überhaupt nicht, was mit dem Potsdamer Abkommen gemeint sein könnte.[10]

Mit wachsender Entfernung vom Ereignis waren detaillierte Kenntnisse darüber, was in Jalta und Potsdam besprochen und protokolliert wurde, geschmolzen und der Kalte Krieg machte „Potsdam" oder den Bruch des „Potsdamer Abkommens" zur Formel, die politisch instrumentalisiert und der jeweiligen Gegenseite vorgehalten werden konnte.

[9] Noelle, E./Neumann, E.P. (Hgg.): Jahrbuch der öffentlichen Meinung 1947-1955, Allensbach 1956, S.140.

[10] Ebenda. Signifikant ist die größere Ignoranz der Frauen. So wußten 72% der Frauen gegenüber 34% der Männer überhaupt nicht, was Potsdam bedeutete. Die Abtretung der Ostgebiete nannten 12% der Frauen und 29% der Männer.

IV.

Zu den Grundlinien des westalliierten Verständnisses gehörte die Betonung der temporären Funktionen der Potsdamer Beschlüsse über Reparationen, Entnazifizierung, Entmilitarisierung und Demokratisierung Deutschlands und zum Grundverständnis gehörte es in den ersten Nachkriegsjahren auch noch, dass Potsdam die erste Station auf dem Weg zu einer Friedensregelung sein würde, die, vom institutionalisierten Rat der Außenminister vorbereitet, in einem Friedensvertrag mit Deutschland gipfeln würde. Darauf setzten auch die Deutschen ihre Hoffnungen, und dazu gehörte anfänglich die Vorstellung der Vereinigung der vier Besatzungszonen zu einem neuen deutschen Staat und die Vorstellung des Rückgewinns wenigstens eines Teiles der verlorenen Ostgebiete. Nach der gescheiterten Londoner Außenministerkonferenz im Dezember 1947, es war das vierte Treffen dieser Art, bei dem sich die Großmächte endgültig nicht über eine gemeinsame Deutschlandpolitik verständigen konnten, waren die Hoffnungen auf eine Lösung der „deutschen Frage" in absehbarer Zeit von den meisten begraben worden.

In dem Maße, in dem sich die Deutschen in der Bundesrepublik dann mit dem *status quo* arrangierten und ihn akzeptierten – das kam vor allem in der freudig vollzogenen Westintegration, in der Anlehnung an die Schutzmacht USA und der Hinwendung zur Europaidee zum Ausdruck – in dem Maße also, in dem die Realität der deutschen Teilung und die Abgrenzung im Kalten Krieg selbstverständlich wurde, gerieten die Einzelheiten der Potsdamer Beschlüsse immer mehr in Vergessenheit.

In einer großen Regionalzeitung wurde das im Frühjahr 1953 unter der Überschrift „Was war eigentlich 'Potsdam?'" artikuliert. Nach der Darstellung von Anlass und Ergebnis der Konferenz hieß es zum „Potsdamer Abkommen": „Inzwischen ist die Geschichte darüber hinweggegangen. Nur für die Sowjets leben die Protokolle noch de facto, aber auch nur soweit, wie sie glauben, daß es ihren politischen Zwecken dienen könnte"[11].

Im „Neuen Deutschland", dem Organ der SED und Sprachrohr der DDR, wurde dagegen die östliche Lesart verbreitet, nach der die Westmächte in Jalta die Zerstückelung Deutschlands propagiert und diese Politik in und nach Potsdam realisiert hätten: „Die wiederholte Ablehnung sowjetischer Vorschläge auf Bildung zentraler deutscher Verwaltungsorgane, die separate Währungsreform, die Schaffung eines westdeutschen Separatstaates sind Glieder einer Kette in der Politik der

[11] Mannheimer Morgen, 29.5.1953.

Spaltung Deutschlands, die jetzt mit Hilfe der Pariser Kriegspakte durch die Errichtung einer westdeutschen NATO-Söldnerarmee geschlossen werden soll. ...Dagegen war während der vergangenen zehn Jahre die Politik der Sowjetunion gegenüber Deutschland von den in Jalta festgelegten und im Potsdamer Abkommen verankerten Prinzipien bestimmt. Diese Grundsätze sind, das beweist die ganze Entwicklung der Nachkriegszeit, mit den Interessen des deutschen Volkes identisch. Während die Politik der Westmächte Deutschland für immer zerreißen und das deutsche Volk in einen selbstmörderischen Bruderkrieg und Atomkrieg auf deutschem Boden treiben will, hat die Regierung der UdSSR immer wieder reale Vorschläge gemacht, um eine friedliche Wiedervereinigung Deutschlands herbeizuführen."[12]

Die Verabredungen von Jalta und Potsdam interessierten den Durchschnittsbürger in der Bundesrepublik, und dasselbe galt zweifellos auch für die DDR in der Zeit des Kalten Krieges und der politischen Konfrontation, wenig. Man war mit dem Alltag, erst mit dem Wiederaufbau, dann der Existenzsicherung beschäftigt. In der DDR wurde, bei Jahrestagen und sonstigen Anlässen, der Geist von Potsdam beschworen und daran erinnert, dass die Rückkehr zu einer der Potsdamer Vereinbarungen (gemeinsame Verwaltung ganz Deutschlands) die Teilung Deutschlands überwinden würde. Im Westen wurde stets die Gegenrechnung aufgemacht und aufgelistet, wann und wie die Sowjetunion gegen andere Bestimmungen von Potsdam verstoßen hatte und dass nur sie am *status quo* schuld sei.

Zur westlichen Rezeption gehörte in den 50er und 60er Jahren die immer wieder aufgeworfene und in den Medien diskutierte Frage nach der Gültigkeit angeblicher Geheimabreden von Jalta[13] und die Erörterung der aus geographischer Unkenntnis und aus Desinteresse der Amerikaner und Briten erweiterten Annexion deutschen Territoriums. Stichworte dieser Diskussion sind Stettin, das polnisch wurde, obwohl es westlich der Oder liegt, ob ganz Schlesien abgetreten werden sollte oder nur der östliche Teil, und die Frage, ob die Görlitzer Neisse von Anfang an als Grenzfluß vorgesehen war oder die östliche Neisse.[14] Das waren aber lediglich akademische und theoretische Erörterungen darüber, ob Deutschland in den Grenzen von 1937 im völkerrechtlichen Sinne noch existiere, darüber also, ob die Gebiete östlich der Oder und Neisse wirklich für Deutschland endgültig verloren seien. Die Hartnäckigkeit, mit der bis in die 70er Jahre die Einzeichnung der Grenzen von 1937 in Schulbüchern propagiert und verteidigt wurde, der verkniffene Ernst, mit dem um die Wetterkarte im westdeutschen Fernsehen gekämpft wurde (darum also, dass die Gebiete östlich der Oder noch als Teil Deutschlands erschienen), konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese Übungen des Kalten Krieges den deutschen Bürger nicht besonders interessierten.

[12] Neues Deutschland, 15.2.1955.

[13] Vgl. z.B. Gelüftetes Geheimnis, in: Der Spiegel 11.2.1953; Gerold, K.: Der verunglückte Friede, in: Frankfurter Rundschau 19.3.1955; s.a. Frankfurter Allgemeine Zeitung 16.3.1955.

[14] Ausläufer dieses Diskurses finden sich in den Leserbriefspalten, vgl. z.B. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 23. und 30.11.1995.

V.

Die territorialen Beschlüsse von Potsdam und ihre Folgen blieben im kollektiven Gedächtnis der Deutschen auf andere Weise präsent, auch wenn sie nicht mit der Potsdamer Konferenz in Verbindung gebracht wurden. Und sie blieben stärker bewusst als die ökonomischen und gesellschaftlichen Postulate (Entmilitarisierung und Demokratisierung), weil so viele Menschen unmittelbar und existentiell betroffen waren.

Auf der Potsdamer Konferenz hatten im Sommer 1945 die drei Großmächte festgeschrieben, was längst beschlossen war: Die Vertreibung der deutschen Minderheiten aus Polen, aus der Tschechoslowakei und aus Ungarn. Die deutschen Ostgebiete, die an Polen fallen sollten und die von der Roten Armee bereits der Verwaltung durch die Provisorische Polnische Regierung unterstellt worden waren, seien menschenleer, die Deutschen seien alle geflohen, hatte Stalin in Potsdam behauptet und damit die Konferenzteilnehmer beruhigt, sofern sie überhaupt beunruhigt waren über das Schicksal der Menschen, denen die „ordnungsmäßige Überführung" aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn bevorstand. In humanen Formen sollte die Vertreibung erfolgen, die Churchill im Dezember 1944 vor dem britischen Unterhaus „das befriedigendste und dauerhafteste Mittel", Frieden zu stiften, genannt hatte: „Es wird keine Mischung der Bevölkerung geben, wodurch endlose Unannehmlichkeiten entstehen wie z.B. im Fall Elsaß-Lothringen. Reiner Tisch wird gemacht werden"[15].

Ein riesiger Strom von Menschen ergoss sich am und nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in das verkleinerte und in vier Besatzungszonen geteilte verwüstete Deutschland. Ende Oktober 1946 wurden über 9,6

[15] Churchill, W.S.: Reden 1944, gesammelt von Charles Eade, Zürich 1949, S.459f., zit. S.468.

Millionen Heimatvertriebene gezählt. Bei der Volkszählung im September 1950 hatte sich die Zahl um mehr als zwei Millionen erhöht, die Gesamtbilanz nennt schließlich über 16 Millionen Menschen, die nach dem Ende der NS-Herrschaft das Schicksal von Flucht und Vertreibung hatten, die in der Bundesrepublik und in der DDR neues Heimatrecht erwarben. Zunächst wurden sie als Fremde, als Störer des häuslichen Friedens, als unerwünschte arme Leute mit ungewohnten Sitten und Gebräuchen empfunden. Die Einheimischen ließen die Vertriebenen das Fremdsein spüren.

Indiz dafür, wie rasch und weitgehend die Eingliederung der Vertriebenen in der neuen Heimat gelang, ist jedoch der Bedeutungsverlust, den in der Bundesrepublik die Interessenverbände und die Flüchtlingspartei „Block der Heimatvertriebenen und Entrechteten" (BHE) erlitten. Die Partei, in Bund und Ländern in der ersten Hälfte der 1950er Jahre begehrter Koalitionspartner mit beachtlichen Wählerzahlen, verschwand Anfang der 1970er Jahre ganz von der politischen Bildfläche; da sie stets eine Interessenpartei gewesen war, ist ihr Erlöschen ein Zeichen dafür, dass die Gruppenidentität der Wähler nicht mehr existent war: Die Vertriebenen waren heimisch geworden.

Das war noch nicht absehbar gewesen, als im August 1950 „im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen" die Sprecher der Landsmannschaften und die Spitzen der Vertriebenenverbände die „Charta der deutschen Heimatvertriebenen" formulierten. In der Stuttgarter Kundgebung, bei der die Charta unter feierlichem Verzicht auf Rache und Vergeltung verkündet wurde, war auch das „Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit" postuliert worden. Die Formulierung wurde vor allem in Polen und der Tschechoslowakei als Ausdruck von Revanchebedürfnis verstanden, und die westdeutschen Vertriebenenpolitiker sorgten, am stärksten durch vehementen Widerstand gegen die sozialliberale Ostpolitik Anfang der 70er Jahre, und über das Schlesiertreffen 1985 (mit dem fatalen Wahlspruch „Schlesien bleibt unser!") hinaus für Missverständnisse. Die Vertriebenen, für die in der DDR das Koalitionsverbot fortbestand, das die Alliierten nach der Potsdamer Konferenz für ganz Deutschland erlassen hatten (sie sollten ohne eigene Identität in der Bevölkerung aufgehen), wurden im Kalten Krieg propagandistisch instrumentalisiert. In der DDR war man allezeit dankbar für die falschen Zungenschläge im Westen, stabilisierten doch auch die als „Revanchistentreffen" diffamierten alljährlichen landsmannschaftlichen Zusammenkünfte zu Pfingsten das offizielle Selbstbewusstsein vom besseren Deutschland, das seine antifaschistische Lektion

besser gelernt habe, während die Bundesrepublik nur auf den Tag der Revanche warte.

Die Integrationsleistung der DDR stand freilich den Anstrengungen und dem Erfolg der BRD aber nicht nach. Allerdings bestand dort ein Teil der Lösung auch in der Tabuisierung des Problems, denn es war grundsätzlich und ausschließlich nur von „Umsiedlern" die Rede und landsmannschaftliche Zusammenschlüsse waren erst gar nicht erlaubt.

Zusammenfassend kann man konstatieren, dass die Deutschen den in Potsdam 1945 festgelegten territorialen und ethnisch-nationalen Status akzeptiert haben. Sicher nicht alle, aber die Minderheit am rechten Rand der deutschen Gesellschaft, die von Deutschlands Größe in den Grenzen von 1937 träumt, hat keinen Einfluss und keine politische Bedeutung. Gelegentliches Getöse von Vertriebenenverbänden und Vertriebenenpolitikern, wie es sich z. B. 1985 mit der Parole „Schlesien ist unser" erhob, war kein Indiz für verbreitete Hoffnungen und Wünsche nach einer territorialen Revision der Beschlüsse von Potsdam.

Zum 50.Jahrestag der Potsdamer Konferenz erschien in der auflagenstärksten seriösen Zeitung Deutschlands ein Leitartikel mit der Überschrift „Geschichte einer segensreichen Demütigung. Vor 50 Jahren entschieden die Alliierten in Potsdam über das Schicksal der Deutschen". Die letzten Sätze dieses Artikels enthalten einen deutlichen Hinweis auf die Stimmung der Mehrheit der Deutschen, und zwar im fünften Jahr nach der von vielen so gefürchteten Vereinigung der DDR mit der Bundesrepublik: „Sieht man von den materiellen Ergebnissen der Potsdamer Konferenz ab, die sehr unterschiedlich und zum Teil nicht von langer Dauer waren, dann bleibt der Betrachtung wert, dass nie sonst in der neuzeitlichen Geschichte besiegte Mächte dieser Größe so gedemütigt worden sind, wie Deutschland und Japan hier 1945. Genau das aber scheint beiden Ländern gut getan zu haben. Das ist der Eindruck, dem man sich ein halbes Jahrhundert später nicht entziehen kann."[16]

Literatur:

Benz, W.: Potsdam 1945: Besatzungsherrschaft und Neuaufbau im Vier-Zonen-Deutschland, München [4]2005.

Dülffer, J.: Europa im Ost-West-Konflikt. 1945-1991, München 2004.

[16] Süddeutsche Zeitung 29./30.7.1995. Der Verfasser des Artikels ist Jürgen Busche.

Ders.: Jalta, 4.Februar 1945. Der Zweite Weltkrieg und die Entstehung der bipolaren Welt, München ²1999.

Gasteyger, C.: Europa zwischen Spaltung und Einigung 1945-1993, Bonn 1994.

Hillgruber, A.: Europa 1945-1963, München ⁴1993.

Lobkowicz, N. (Hg.): Jalta und die europäische Nachkriegsordnung, Köln/Weimar/Wien 2004.

Loth, W.: Die Teilung der Welt. Geschichte des Kalten Krieges 1941-1955, München 2000.

Meissner, B.: Die Deutschlandfrage von Jalta und Potsdam bis zur staatlichen Teilung Deutschlands 1949, Berlin 1993.

Steininger, R.: Der Kalte Krieg, Frankfurt/M. 2003.

Perspektivisches Arbeiten im Geschichtsunterricht

Carola Gruner

Im Rahmen des internationalen Forschungsprojekts „FUER Geschichtsbewusstsein"[1] wurden in den am Projekt beteiligten Ländern Lehrerarbeitskreise[2] eingesetzt mit dem Ziel, die Entwicklung und Förderung der historischen Kompetenz im Geschichtsunterricht zu verwirklichen. Wissenschaftler entwickeln Innovationsstrategien, die an die Arbeitskreise weitergegeben werden. Diese wiederum erproben Ergebnisse der Ist-Zustandsforschung im Unterricht, reflektieren darüber, kritisieren mitunter auch die Forschungsansätze und führen sie weiter. Auf diese Weise entwickeln Lehrkräfte zusammen mit Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen Strategien, Methoden und Materialien zur Förderung des reflektierten und (selbst-)reflexiven Umgangs ihrer Schüler mit Vergangenheit/Geschichte. In Eichstätt ist ein schulartübergreifender Lehrerarbeitskreis eingerichtet, der sich in einem ersten Schwerpunkt mit dem Themenbereich „Perspektivität" von Geschichte/Vergangenheit auseinandersetzte.

I. Grundsätzliches

Geschichte wendet sich zwar immer der Vergangenheit zu, ist aber nicht mit Vergangenheit gleichzusetzen: Vergangenheit ist eine eigene Wirklichkeit, die nicht mehr unmittelbar zugänglich ist, Geschichte ist die Konstruktion von Vergangenheit. Das, was wir aus der und über die Vergangenheit erfahren, stammt aus Quellen.[3] Ein Grund dafür, dass notwendig eine Differenz zwischen Geschichte und Vergangenheit besteht, liegt darin, dass sich viele Zeugnisse und Überlieferungen aus der Vergangenheit nicht erhalten haben. Zudem ist jedes Wissen um die Vergangenheit, das im Spannungsfeld von historischer Überlieferung und den sich damit

[1] FUER Geschichtsbewusstsein = Förderung und Entwicklung eines reflektierten und (selbst-)reflexiven Geschichtsbewusstseins; nähere Informationen gibt die FUER-Homepage: http://www.fuer-geschichtsbewusstsein.de

[2] Einen Überblick über Anzahl, Verbreitung und Aktivitäten der Arbeitskreise sind unter http://www1.ku-eichstaett.de/GGF/Didaktik/Projekt/arbeitskreise.html zu finden.

[3] Pandel, H.-J.: Textquellen im Unterricht, in: Geschichte lernen 46, 1995, S.16.

befassenden Historikern entsteht, perspektivisch und selektiv.[4] Um einen bestimmten historischen Sachverhalt zu erschließen, muss das stets wirkende Prinzip der Perspektivität berücksichtigt werden, denn historisches Wissen kommt nicht nur dadurch zustande, dass historische Fakten, Daten, Informationen über Personen, Ereignisse usw. einfach aus den Quellen entnommen werden.[5]

Das in den Zeugnissen aus der Vergangenheit Überlieferte enthält immer perspektivische Sichtweisen und Deutungen der historischen Realität, kann also nie die Realität der Vergangenheit selber sein.[6] Die Vergangenheit, die sich dem Historiker darbietet, besteht aus vielen perspektivischen Zeugnissen der Wirklichkeit, denn jeder Zeitgenosse aus der vergangenen Gegenwart hat notwenig seine Gegenwart anders wahrgenommen, hat in seiner Zeit unterschiedliche Positionen eingenommen, unterschiedliche Interessen und Wertvorstellungen verfolgt. Es hängt stark davon ab, in welchem sozialen Umfeld sich der mit Vergangenheit/ Geschichte Befasste befindet, in welcher Zeit und in welchem Raum er lebt. Entsprechend ändern sich die Sichtweisen. So nimmt beispielsweise ein in ärmlichen Verhältnissen Lebender die selbe Gegenwart anders auf als ein Reicher, ein Kind anders als ein Erwachsener, ein Mann empfindet anders als eine Frau, ein in demokratisch regierten Ländern Lebender anders als z.B. eine Person, die im kommunistischen Regime aufgewachsen ist. Diese Aufzählung ließe sich unendlich fortführen und macht umso deutlicher, wie unterschiedlich, teilweise sogar kontrovers die Überlieferungen aus der Vergangenheit sind, vielmehr sein müssen. Folglich spiegelt sich die jeweilige Wahrnehmung in den der Nachwelt verfügbaren Quellen.

Will man einen historischen Sachverhalt aus den perspektivischen, standortgebundenen Zeugnissen aus der Vergangenheit rekonstruieren, wird jeder Sachverhalt wiederum aus einer bestimmten Perspektive des Fragenden, Analysierenden und Interpretierenden betrachtet. Jeder, der sich mit der Vergangenheit beschäftigt, hat notwendig eine Perspektive, von der aus er sich mit der Vergangenheit befasst und geht entsprechend mit unterschiedlichen Fragen an sie heran.[7] Die Fragen werden immer aus der Gegenwart heraus gestellt, da der Standort dessen, der sich mit Vergangenheit befasst, notwendig in der Gegenwart liegt, aus der heraus sich

4 Gies, H.: Geschichte – Geschichtslehrer – Geschichtsunterricht, 1998, S.12.

5 ebd.

6 Bergmann, K.: Multiperspektivität, in: Bergmann, Handbuch der Geschichtsdidaktik, 1997, S.301.

7 Bergmann, K.: Geschichtsdidaktik, 1998, S.162.

niemand lösen kann, auch nicht ein Historiker, der erforschen will, wie es „eigentlich gewesen" ist. Es wird sich nicht vermeiden lassen, dass immer andere, unterschiedliche Fragen an die Vergangenheit gestellt werden, immer andere, unterschiedliche Aufmerksamkeiten und Wahrnehmungen gegenüber den Zeugnissen der Vergangenheit existieren: Jeder Historiker muss die Vergangenheit aus seiner Zeit heraus verstehen, die mit sich bringt, dass sich die gegenwartsspezifischen Einwirkungen auf den sich mit Vergangenheit/Geschichte Befassenden verändern und damit auch andere, neue Fragen an die Vergangenheit ins Zentrum des Interesses rücken. Dadurch entstehen neue Sichtweisen, Perspektiven, woraus notwendig resultiert, dass Geschichte immer wieder neu gedeutet und neu geschrieben wird, ja geschrieben werden muss,[8] und an diesen immer neuen Geschichten ist die Gegenwart wie die Vergangenheit beteiligt. Neue Fragen, neue Quellen lassen bekannte Daten und Fakten in neuem Licht erscheinen.[9]

Es steht fest, dass man keine Perspektive vollständig erfassen kann, also so „wie sie wirklich ist", sondern dass wir Vergangenes nur „erschließen" können. Die Geschichtswissenschaft ist zwar um Objektivität und Wahrheit bemüht, die Geschichte kann dennoch aber nie als allgemein gültiges System von Aussagen über vergangenes Geschehen gelten, das absoluten Wahrheitsanspruch für die rekonstruierten Vergangenheiten erhebt. Dies ist prinzipiell nicht möglich, da die Geschichte als Rekonstruktion von Vergangenheit ebenso perspektivisch ist und immer sein wird wie die Zeugnisse der Vergangenheit.[10]

Multiperspektivität ins Zentrum historischen Lernens zu rücken bedeutet u.a. die Bedingtheit auch der eigenen Perspektive zu vermitteln, so dass man erkennen kann, die eigene Perspektive ist nicht die einzig Mögliche und die einzig Richtige.[11] In jedem Fall eröffnet die Multiperspektivität ihrerseits neue Perspektiven, bilden doch die Lernenden nicht nur aus Zeugnissen Geschichte, sondern sie bilden sich auch an

8 Gies, H.: Geschichte – Geschichtslehrer – Geschichtsunterricht, 1998, S. 13; Jeismann, K.-E.: Geschichtsbewußtsein, in: Bergmann, Handbuch der Geschichtsdidaktik, 1997, S.42.

9 Rüsen, J.: Historische Sinnbildung durch Erzählen, in: Internationale Schulbuchforschung 18, 1996, S.525; Schreiber, W.: Geschichtsbewusstsein fördern, in: Dies., Erste Begegnungen, 2004, S.21.

10 Bergmann, K.: Geschichtsdidaktik, 1998, S.171; vgl. dazu auch Rüsen, J.: Geschichte im Kulturprozess, 2002, v.a. S.103ff.

11 Huhn, J.: Theoretische Grundlagen, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Vergangenes Sehen, 1995, S.29.

Geschichte.[12] Um Perspektivität aber überhaupt erkennbar zu machen, müssen grundsätzlich mindestens zwei Primärzeugnisse, Deutungen oder Orientierungen, die zu vergleichen sind, vorliegen.

II. Multiperspektivität, Kontroversität und Pluralität

Die vorangegangenen Ausführungen machen deutlich, dass eine Unterscheidung von Perspektivität auf der Ebene der historisch Beteiligten und Betroffenen und eine Perspektivität auf der Ebene der späteren Betrachter existiert.[13] Bodo von Borries schlägt zunächst die terminologische Unterscheidung zwischen Multiperspektivität und Kontroversität vor. Multiperspektivität meint dabei, vergangenes menschliches Handeln und Leiden an unterschiedlichen Primärzeugnissen sichtbar und erschließbar zu machen – sie „ist vor allem auf der Ebene der beteiligten Parteien und der hinterlassenen Quellen anzusiedeln".[14] Kontroversität dagegen bedeutet, unterschiedliche Aussagen von Historikern zum gleichen Sachverhalt vorzustellen und nachvollziehbar zu machen – sie „liegt auf der Ebene heutiger Erkenntnisweisen und Handlungskonsequenzen".[15]

Später werden terminologisch drei Ausdrucksweisen von Perspektivität unterschieden: Die *Multiperspektivität*, die vor allem in Form von Text- und Bildquellen aus der Vergangenheit vorliegt, bezieht sich vorrangig auf die „aus der Vergangenheit erhaltenen Quellen der Menschen, die in einen historischen Sachverhalt denkend, handelnd und leidend verstrickt waren".[16] Die *Kontroversität* spiegelt sich in den „von späteren Betrachtern und Forschern vorgelegten Darstellungen über einen historischen Sachverhalt", während sich die *Pluralität* in „Ansichten und Urteile[n] über einen historischen Sachverhalt, die sich in der Auseinandersetzung der Schülerinnen und Schüler mit multiperspektivischen Zeugnissen und kontroversen Darstellungen bilden", findet.[17] In diesen drei Formen der Perspektivität wird eine *zeitliche* Ebene hervorgehoben:

[12] Bergmann, K.: Multipersepektivität, in: Bergmann, Handbuch der Geschichtsdidaktik, 1997, S.302.

[13] Bergmann, K.: Multiperspektivität, in: Ders., Handbuch der Geschichtsdidaktik, 1997, S.301.

[14] Borries, B. v.: Geschichte lernen – mit heutigen Schulbüchern?, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht 34, 1983, H.9, S.569.

[15] Ders., S.569.

[16] Bergmann, K.: Multiperspektivität, in: Mayer, U., Handbuch Methoden, 2004, S.66.

[17] Ebd.

Multiperspektivität meint die Ebene der *zeitgleich* zu einem historischen Prozess Lebenden, Kontroversität die Ebene der aus einer *späteren Zeit* heraus Betrachtenden und Deutenden und schließlich die Pluralität als die Ebene der sich *heute* Orientierenden.[18]

III. Resümee

Es muss vermittelt werden, dass der Umgang mit Quellen aus der Vergangenheit sowie deren Perspektivität zu berücksichtigen ist und dass es „die letzte Gewissheit, was wirklich war", also ein vollständiges Abbild der vergangenen Gegenwart nicht gibt.[19] Bereits dann, wenn den Schülern die Quellenlage verdeutlicht wird, ist erkennbar, dass kritisch-reflektiertes Umgehen mit der Quelle erforderlich ist. Die Schüler müssen lernen, dass die Zeugnisse aus der Vergangenheit immer perspektivisch und nicht eine objektive Spiegelung einer vergangenen Wirklichkeit sind. Die Zeugnisse sind „perspektivische Brechungen der Wirklichkeit".[20]

Keinesfalls darf es dabei belassen werden, den Schülern lediglich die Ebene der „Multiperspektivität" aufzuzeigen. Es ist in gleichem Maße zu verdeutlichen, dass die Aussagen der Historiker über die vergangene Wirklichkeit ebenfalls perspektivisch sind. Die Forschungsergebnisse sind in der Forschergemeinschaft nie unumstritten, sondern werden kontrovers diskutiert. So können z.B. alte Deutungen wieder aufgegriffen werden, wenn sie zeitgemäßer als andere Konstruktionen erscheinen.[21] Es muss immer bewusst gemacht werden, dass es sich um eine von vielen möglichen und vorhandenen Sinnbildungen handelt, und dass sich diese eine vorgelegte Sinnbildung auch der individuellen Perspektive des Interpretierenden verdankt. Dabei sind plausible von weniger plausiblen Deutungen zu unterscheiden.

Um die Glaubwürdigkeit einer Quelle beurteilen zu können, um sie auf ihre Plausibilität und historische Stimmigkeit zu überprüfen, müssen

[18] Bergmann, K.: Multiperspektivität, 2000, S.30. Vgl. dazu auch Borries, B. v.: Lebendiges Geschichtslernen, 2004, S.245ff., der die drei Termini u.a. am Beispiel des ersten Kreuzzugs erläutert.

[19] Schneider, E.: Was geschah damals, in: Geschichte lernen 46, 1995, S.23.

[20] Bergmann, K.: Multiperspektivität, 2000, S.26.

[21] In Kontroversen geht es darum, die verschieden perspektivierten Geschichten so aufeinander zu beziehen, dass sie sich wechselseitig kritisieren und ergänzen. Es handelt sich um eine Perspektivenerweiterung durch Standpunktreflexion. Vgl. Bergmann, K.: Multiperspektivität, 2000, S.29; Ders., Geschichtsdidaktik, 1998, S.172.

die Schüler eine kritische Distanz zur Quelle aufbauen. Diese erlaubt ihnen, zu erkennen, dass nicht alles, was sie vorgelegt bekommen, wahr und richtig ist, dass es nicht ein einziges richtiges Urteil über vergangene Sachverhalte gibt, sondern unterschiedliche Aussagen über Vergangenes möglich sind und existieren.[22] Indem man Informationen über den Verfasser einholt, Wertungen im Text herausgreift, kann dessen Perspektive erarbeitet werden. Es ist nützlich zu wissen, welche Rolle der Verfasser der Quelle bei einem Ereignis spielte, denn entsprechend verhält sich der Inhalt des Zeugnisses aus der Vergangenheit. Haben Schüler gelernt, derartige Fragen an die Quelle zu stellen und die verschiedenen Sichtweisen herauszuarbeiten, sind sie den Informationen der Vergangenheit gegenüber kritikfähig, dann sind sie in der Lage, die Informationen und Perspektiven zusammenzufügen, kurz mit Quellen historisch-kritisch umzugehen.[23]

Die Schüler lernen, sich in andere Menschen, deren Gedankenwelt hineinzuversetzen, auch wenn ihnen diese völlig fremd ist, sie lernen, Perspektiven zu übernehmen, die nicht die ihren sind, Gefühle wahrzunehmen, die sie nur schwer nachvollziehen können. Sie lernen, dass die anderen, auch die historisch anderen, in ihrer Andersartigkeit Gründe und Motive für ihr Handeln, ihre Absichten und Wertvorstellungen hatten, die aus ihrer Situation heraus oft gerechtfertigt waren. Im Idealfall werden sich die Schüler ihrer eigenen Perspektivität bewusst, erfahren, dass ihre eigene Perspektive sie zu anderen Sinnbildungen führt, die von denen der Klassenkameraden oder der Historiker abweichen können. Sie erfahren dabei, dass durch Standpunktreflexion die eigenen und anderen Urteile korrigiert werden müssen oder sich annähern lassen.[24]

Zusammenfassend heißt das, der Geschichtsunterricht muss Schülern bewusst machen, dass die Perspektivik der Bestände von Anfang an mitzubedenken ist, dass stets quellenkritische Fragen angewendet werden müssen, dass es nicht ein einziges, richtiges Urteil über die Vergangenheit gibt, nicht alle Fragen an die Vergangenheit beantwortet werden können und Geschichte eben nie die reale Wirklichkeit darstellen kann. Möglicherweise sind die Schüler über die „Unvollständigkeit" und „Subjektivität" in der Geschichte verunsichert. Wird ihnen aber gezeigt, dass es auch in der Geschichtswissenschaft Differenzen und Kontroversen

[22] Bergmann, K.: Geschichtsdidaktik, 1998, S.164.

[23] Schneider, E.: Was geschah damals, in: Geschichte lernen, 46, 1995, S.23 / Schreiber, W.: Historische Kompetenzen, in: Dies., Erste Begegnungen, 2004, S.52f., S.63 u. S.74f.

[24] Bergmann, K.: Multiperspektivität, 2000, S.33f.

gibt, d.h. kann den Schülern vermittelt werden, dass Geschichte nur Rekonstruktion von Vergangenheit ist, so können sie ihre Wahrnehmungen und Deutungen leichter nachvollziehen und sind in der Lage, reflektiert mit Quellen umgehen zu können.

Literatur:

Bergmann, Klaus: Multiperspektivität, in: Bergmann, Klaus u.a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber [5]1997, S.301-303.

Bergmann, Klaus: Geschichtsdidaktik – Beiträge zu einer Theorie historischen Lernens. Klaus Bergmann zum 60.Geburtstag, hgg. v. Ulrich Mayer, Schwalbach 1998.

Bergmann, Klaus: Multiperspektivität. Geschichte selber denken, Schwalbach 2000.

Bergmann, Klaus: Multiperspektivität, in: Mayer, Ulrich u.a. (Hg.): Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht, Schwalbach 2004, S.65-77.

Borries, Bodo v.: Geschichte lernen – mit heutigen Schulbüchern? Konzeptionen von Geschichtsbüchern für die Sekundarstufe I am Beispiel des Themas „Entdeckungen und Europäisierung der Erde in der frühen Neuzeit". Anmerkungen eines Fachdidaktikers, in: Geschichte in Wissenschaft und Unterricht, Jhg. 34, H.9, 1983, S.558-573.

Borries, Bodo v.: „Weiße Flecken unterrichtlicher Praxis oder Versäumnisse geschichtsdidaktischer Reflexion...?" – Fundamentale Theoriefragen, in: Ders.: Lebendiges Geschichtslernen. Beiträge zu Theorie, Pragmatik, Empirie und Normfrage, Schwalbach 2004, S.236-258.

Gies, Horst: Geschichte – Geschichtslehrer – Geschichtsunterricht. Studien zum historischen Lehren und Lernen in der Schule, Weinheim 1998.

Huhn, Jochen: Theoretische Grundlagen, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Vergangenes Sehen. Perspektivität im Prozess historischen Lernens. Theorie und Unterrichtspraxis von der Grundschule bis zur Sekundarstufe II. Arbeitshilfen für die politische Bildung, Bonn 1995, S.15-43.

Jeismann, Karl-Ernst: Geschichtsbewusstsein – Theorie, in: Bergmann, Klaus u.a. (Hg.): Handbuch der Geschichtsdidaktik, Seelze-Velber [5]1997, S.42-44.

Pandel, Hans-Jürgen: Textquellen im Geschichtsunterricht. Zwischen Ärgernis und Erfordernis, in: Geschichte lernen, Jhg. 46, H.8, 1995, S.14-21.

Rüsen, Jörn: Historische Sinnbildung durch Erzählen. Eine Argumentationsskizze zum narrativistischen Paradigma der Geschichtswissenschaft und der Geschichtsdidaktik im Blick auf nicht-narrative Faktoren, in: Internationale Schulbuchforschung. Zeitschrift des Georg Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung, Jhg. 18, 1996, S.501-544.

Rüsen, Jörn: Geschichte im Kulturprozess, Köln u.a. 2002.

Schneider, Eberhard: Was geschah damals? Einführung in den Umgang mit Textquellen, in: Geschichte lernen, Jhg. 46, H.8, 1995, S.22-25.

Schreiber, Waltraud: Das Geschichtsbewusstsein von Grundschülern fördern I: Die Konzeptionen Karl-Ernst Jeismanns, Jörn Rüsens und Hans-Jürgen Pandels für Grundschüler nutzbar machen, in: Dies. (Hg.): Erste Begegnungen mit Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, Teilband 1, Neuried ²2004, S.17-47.

Schreiber, Waltraud: Entwicklung historischer Kompetenz – Das Geschichtsbewusstsein von Grundschülern fördern II, in: Dies. (Hg.): Erste Begegnungen mit Geschichte. Grundlagen historischen Lernens, Teilband 1, Neuried, ²2004, S.47-113.

www.fuer-geschichtsbewusstsein.de

Völkerschlacht bei Leipzig – Ein Unterrichtsbeispiel zum perspektivischen Arbeiten für die 8. Jahrgangsstufe der Realschule

Florian Basel

Mit dem vorliegenden Beitrag soll an einem konkreten Beispiel gezeigt werden, wie man im Geschichtsunterricht perspektivisch arbeiten kann und damit die Schüler dafür sensibilisiert, ein historisches Ereignis, eine Aussage im Schulbuch[1] zu hinterfragen, Perspektiven zu übernehmen bzw. sich der Perspektive(n) überhaupt bewusst zu werden.

Am Beginn der Stunde steht ein Zitat aus dem Schulbuch „Entdecken und Verstehen 8"[2], demzufolge ein frisch gewecktes Nationalbewusstsein hauptsächlich den Kampf in Deutschland gegen Napoleons Herrschaft bestimmt habe. Diese Aussage wird nun im Verlauf der Stunde exemplarisch an der Leipziger Völkerschlacht auf ihre „Gültigkeit" hin überprüft.

Dabei nehmen die Schüler, in vier Gruppen aufgeteilt, zunächst unterschiedliche Perspektiven der an der Schlacht beteiligten Fürsten unter die Lupe.[3] Beim Vergleich der Ergebnisse fällt auf, dass nur der preußische König an das Nationalbewusstsein aller Deutschen appelliert, während sich die Monarchen in Bayern und Sachsen aus kriegstaktischen Gründen dem Bündnis der Alliierten gegen Napoleon anschließen. Eine weitere Perspektive taucht in Gruppe IV auf[4], die ein Gespräch zwischen dem österreichischen Staatskanzler Metternich und Napoleon analysiert: Der durch den Russlandfeldzug angeschlagene Kaiser zieht in die Völkerschlacht bei Leipzig nicht aufgrund irgendeines (mit dem in Deutschland konkurrierenden französischen) Nationalbewusstseins, auch spielt für ihn die aktuelle Lage an der Front nicht die gleiche bestimmende Rolle wie für die Monarchen in Bayern und Sachsen: Napoleon hat Zeit seines

1 Ebenso wäre es möglich, ganze Abschnitte oder Kapitel im Schulbuch bzw. auch andere Medien wie z.B. Filme zu hinterfragen.

2 „Mit der vernichtenden Niederlage Napoleons war der Augenblick gekommen, den die Menschen in ganz Europa herbeigesehnt hatten. Der Freiheitskampf brach in voller Stärke los. Ein neues Nationalbewusstsein wurde vor allem in Deutschland zur beherrschenden Kraft des Widerstandes gegen Napoleon." Aus: Entdecken und Verstehen 8, Berlin 2002, S.154.

3 Vgl. dazu Arbeitsmaterialien: Arbeitsblatt 1 = im Anhang: Die Schlacht aus Sicht der Fürsten.

4 Vgl. dazu Arbeitsmaterialien: Arbeitsblatt 2 = im Anhang: 4. Der österreichische Staatskanzler Graf von Metternich.

Lebens das Gefühl, um die politische Existenz kämpfen zu müssen, da er nur so lange herrschen könne, wie er „stark und folglich gefürchtet“[5] sei.

Bereits am Ende dieser Unterrichtsphase lässt sich also festhalten, dass die Aussage des Schulbuches in Bezug auf einige an der Schlacht beteiligte Fürsten (in unserem Beispiel auf den preußischen König) zwar zutreffend ist, jedoch durchaus noch weitere Beweggründe – außer dem Nationalbewusstsein – für die Teilnahme an der Völkerschlacht von Leipzig benannt werden können.

In der zweiten Unterrichtsphase bearbeiten die Schüler drei Aussagen von direkt am Kampf beteiligten Soldaten, welche sehr anschaulich die schrecklichen Auswirkungen des Krieges (Verwundungen, Amputationen, Hungersnöte) schildern.[6] Eine Antwort auf die sich bei diesen Beschreibungen aufdrängende Frage, warum die Soldaten trotzdem in die Schlacht gezogen seien, gibt zunächst einmal die dritte Quelle eines aus dem Hunsrück stammenden Mannes: Die Begeisterung für den kommandierenden Feldherrn (in diesem Fall für Napoleon!) habe die von den Kämpfen schwer Gezeichneten nach vorne getrieben.[7] Diese Aussage gilt aber nur für den in der Quelle zu Wort kommenden Soldaten, der aus seiner individuellen Perspektive berichtet. Die Quelle ist also wiederum als „perspektivisch“ zu bezeichnen, da sie natürlich nicht die Meinung aller an der Schlacht direkt Beteiligten widerspiegelt. Die Lehrkraft kann an der Stelle darauf hinweisen, dass sich bei ausreichend langer Suche sicherlich auch eine Quelle finden ließe, in der ein Soldat die Teilnahme an der Völkerschlacht bei Leipzig mit seinem Nationalbewusstsein begründet. Vielen Schülern erscheint dieser Sachverhalt aber auch ohne Hilfestellung des Lehrers plausibel.

In der dritten Erarbeitungsphase wird die Schlacht aus der Sicht einiger deutscher Dichter beschrieben[8]: Gerade die Literaten beschwören verstärkt das Nationalbewusstsein der Deutschen, welches zum Kampf und zum Sieg über die verhassten Franzosen führen soll. Die Aussage des

5 Geschichte und Geschehen 3, S.80.

6 Vgl. dazu Arbeitsmaterialien: Arbeitsblatt 3 = im Anhang: Die Schlacht aus Sicht der Soldaten.

7 „War alles entmutigt, und er kam geritten, so wirkte seine Gegenwart wie ein elektrischer Schlag. Alles schrie aus Herzensgrunde: „Vive l'Empereur!“ und ging blind ins Feuer.“ Aus: Die Völkerschlacht bei Leipzig in zeitgenössischen Berichten, S.67.

8 Vgl. dazu Arbeitsmaterialien: Arbeitsblatt 4 = im Anhang: Die Schlacht aus Sicht der Dichter.

Schulbuches zu Beginn der Unterrichtsstunde wird an der Stelle also nochmals deutlich untermauert.

Das Schlussfazit greift das in der ersten Unterrichtsphase bereits angedeutete Teilergebnis wieder auf[9]: Die Aussage des Schulbuches hat natürlich seine Richtigkeit; und es ist auch nicht Ziel der Unterrichtseinheit, diese bzw. das Schulbuch anzuzweifeln und zu kritisieren. Es wird aber deutlich, dass sich darüber hinaus noch weitere Perspektiven neben dem Nationalbewusstsein als mögliche Auslöser der Völkerschlacht von Leipzig finden lassen, wenn man nur lange genug nach den passenden Quellen sucht. Zudem muss den Schülern klar werden, dass immer auch die Fragestellung des sich mit der Geschichte Beschäftigenden entscheidet, welche Perspektive zu einem historischen Ereignis zum Vorschein kommt. So war es das Ziel der skizzierten Unterrichtsstunde, Quellen zu finden, welche mit der Darstellung des Nationalbewusstseins als Beweggrund für die Völkerschlacht im Schulbuch übereinstimmen, aber auch anders lautende Aussagen zur Leipziger Völkerschlacht zuzulassen. Wird dieses Ziel (und damit die Fragestellung) jedoch verändert, rücken wieder andere Quellentexte in den Blickwinkel von Schülern *und* Lehrern. Dies bedeutet aber letzen Endes nichts anderes, als dass auch die Auswahl an Arbeitsmaterialien, welche die Lehrkraft vor jeder Geschichtsstunde vornimmt, den Prinzipien der Perspektivität und der Selektivität unterliegen. Dies kann für Schüler eine neue, sehr spannende Erkenntnis darstellen und darüber hinaus ein Anreiz sein, historische Ereignisse künftig nicht einfach kommentarlos zu konsumieren, sondern diese beispielsweise anhand der Perspektivität zu hinterfragen und damit zu erkennen, dass es nicht *eine* Wahrheit und nur richtige oder falsche Erkenntnisse über die Vergangenheit gibt. Vielmehr wird bewusst, dass viele Perspektiven eine umso größere Erschließung des Gewesenen ermöglichen, denn ein genaues Abbild der Vergangenheit werden wir nie erhalten.

9 Vgl. dazu das Tafelbild im Anhang.

Anhang:

TAFELBILD ZU: „DIE VÖLKERSCHLACHT BEI LEIPZIG“

Ein Geschichtsbuch sagt:
„Ein neues Nationalbewusstsein wurde vor allem in Deutschland zur beherrschenden Kraft des Widerstandes gegen Napoleon.“

Napoleon

NATIONALBEWUSSTSEIN bei allen in Deutschland?

Fürsten	Soldaten	Dichter
Teilweise ausgeprägtes Nationalbewusstsein (z.B. Preußen) **ABER AUCH:** Sehr unterschiedliche Interessen, die zum Teil auf den eigenen Staat bezogen sind	**Nationalgefühl verschwindet in der blutigen Schlacht** **Lediglich Begeisterung für den Feldherrn**	**Eigentlicher Träger des Nationalbewusstseins:** **Die Intelligenz**

AUSSAGE DES GESCHICHTSBUCHS GÜLTIG; ABER AUCH ANDERE PERSPEKTIVEN ERKENNBAR

Die Schlacht aus der Sicht der Fürsten

1. Der preußische König am 20.3.1813:

(aus: Treffpunkt Geschichte 2, S. 185)

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wisst, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt, ihr wisst, was euer traurigs Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden...Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen, selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen ... Aber welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.“

Der preußische König

2. Das Verhalten Bayerns

(aus: Spindler, Max: Handbuch der bayerischen Geschichte IV, 1; S. 42-43)

Montgelas:
„Erst als Österreich am 12. August 1813 auf der Seite der Verbündeten in den Krieg [gegen Frankreich] *eintrat, wurden die bayerisch-österreichischen Verhandlungen nach einer Stockung wieder aufgenommen ... Österreich umklammerte Bayern mit 320000 Mann, also mit mehr als zehntacher Übermacht ... Es gab nur noch eine mögliche Entscheidung, Übergang zu den Alliierten, solange diese noch unter dem Einfluss Metternichs bereit waren, Bayern seine Souveränität und seinen derzeitigen Besitzstand zu garantieren ... Es war von großer Bedeutung für den Fortgang des Krieges und für die Stellung Bayerns gegenüber den Verbündeten, dass Bayern während der Völkerschlacht bei Leipzig (16.-19. Oktober) bereits im Lager der Gegner Napoleons stand* [Montgelas musste den bayerischen König erst überzeugen].“

3. Das Verhalten Sachsens

(aus Graf, Gerhard: Die Völkerschlacht bei Leipzig in zeitgenössischen Berichten, S. 68-70)

König Friedrich August I. fiel während der Völkerschlacht von Napoleon ab. Ein Soldat berichtet davon:
„Ein fürchterlicher Kugelregen, dem wir von Seiten der Österreicher und Russen ausgesetzt waren, nöthigte uns zum Weichen ... Es regnete gleichsam Kugeln und Granaten um und neben uns ... In derselben Zeit hatten sich mehrere französische Generale in der Nähe ... versammelt, so wie auch von sächsischer Seite mehrere Stabsoffiziere, die sich, wie es schien, stritten ... Als sie auseinander gegangen waren, wurde uns von unsern Offizieren Folgendes zu wissen gethan. Es würde heute noch eine heiße halbe Stunde kommen ... Wir erhielten den Befehl auf den Feind zuzulaufen ... Als wir...einige tausend Schritte zurückgelegt hatten, kamen mehrere Regimenter auf uns zugesprengt... um uns, die wir...zu dem Feinde übergingen, den Rücken zu decken, da die Franzosen...unser Vorhaben nun errathen haben mochten...“

Arbeitsaufträge

1. **An wen richtet sich der Aufruf? Von welchem König kommt er?**
2. **Von welchem „großen Beispiel“ spricht der König?**
3. **Warum spricht der König ausdrücklich von „Preußen und Deutschen“?**
4. **Warum verließen Bayern und Sachsen den Rheinbund und kämpften gegen Frankreich?**

4. Der österreichische Staatskanzler Graf von Metternich
(aus: Geschichte und Geschehen 3, S. 80)

Graf von Metternich

„Krieg und Frieden liegen in der Hand Eurer Majestät ... Heute können Sie noch Frieden schließen, morgen dürfte es zu spät sein ..."

Napoleon

„... Nimmermehr! Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Handbreit Boden ab. Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann nicht, ich, der Sohn des Glücks! Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein ..."

„...Das Glück kann Sie ein zweites Mal wie im Jahre 1812 im Stich lassen ... Ich habe Ihre Soldaten gesehen, es sind Kinder ... Und wenn diese jugendliche Armee, die Sie heute unter die Waffen gerufen haben, dahingerafft sein wird, was dann?"

Graf von Metternich

Napoleon

„...Ich bin im Felde aufgewachsen und ein Mann wie ich schert sich wenig um das Leben einer Million Menschen..."

Arbeitsaufträge

1. Was erwartet der österreichische Staatskanzler Metternich offensichtlich von seinem Gesprächspartner?
2. Wer ist Metternichs Gesprächspartner?
3. Warum zieht Metternichs Gesprächspartner in den Krieg?
4. Von welchem Ereignis „im Jahre 1812" spricht Metternich?

Die Schlacht aus der Sicht der Soldaten

1. Bericht eines österreichischen Soldaten

„Gegen Mitte des Dezembers wurde der Stabsarzt Zimmermann abgelöst und der Stabsarzt Gossa übernahm uns Verwundete in Altenburg. Als er meine Wunde sah, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht und eröffnete mir, dass der 1,5 Zoll die Wunde überragende Knochenstumpf entfernt werden müsse, wozu eine zweite Amputation nötig sei. Den 17. Dezember wurde dazu geschritten. Da ich schon wieder bei Kräften war, erschien mir diese Operation weit schmerzhafter, als die erste Amputation, namentlich war mir das Absägen des Knochens sehr empfindlich. Mit Gottes Hilfe war auch das überstanden und zu Ende ..."
(Aus: Graf, Gerhard: Die Völkerschlacht bei Leipzig in zeitgenössischen Berichten, S. 56)

2. Bericht eines französischen Soldaten

„Bei der Amputation wurde folgendermaßen verfahren: Über der Stelle, wo das Bein oder der Arm abgenommen werden sollte, wurde er mit einem Tuche fest zugebunden, natürlich um den zu starken Zudrang des Blutes zu hindern. Nun wurde ein Schnitt rundum bis auf den Knochen geführt, sofort das Fleisch zurückgedrängt und der Knochen durchgesägt. Dann wurden mit einer Zange die Adern hervorgezogen und unterbunden, auch etliche mit einem Eisen zugebrannt, das Fleisch wurde wieder hervorgezogen und Scharpie – gezupfte Leinwand, mit Kalk- oder Bleiwasser getränkt, – daraufgelegt. Dies alles war eine Arbeit von etlichen Minuten, und die Operation war geschehen."
(Aus: Die Völkerschlacht bei Leipzig in zeitgenössischen Berichten, S. 65/66)

3. Johann Jakob Röhrig aus dem Hunsrück (kämpfte für Napoleon)

„Es ist mir jetzt noch unbegreiflich, dass ein doch so kluger Feldherr, wie es der Kaiser war, uns so dem Hunger preisgeben konnte. Es würde ganz gewiss ein anderes Leben in der Armee gewesen sein, wenn hinreichende Lebensmittel vorhanden gewesen wären. Und doch kann, wer es nicht gesehen, sich keine Vorstellung davon machen, welcher Enthusiasmus sich unter den halb verhungerten und matten Soldaten kundgab, wo sich der Kaiser in Person zeigte. War alles entmutigt, und er kam geritten, so wirkte seine Gegenwart wie ein elektrischer Schlag. Alles schrie aus Herzensgrunde: „Vive l'Empereur!" und ging blind ins Feuer."
(Aus: Graf, Gerhard: Die Völkerschlacht bei Leipzig in zeitgenössischen Berichten, S. 67)

Arbeitsaufträge

1. Welche Folgen hatte die Schlacht für den österreichischen und für den französischen Soldaten?
2. Von welchen Schwierigkeiten während der Schlacht berichtet Johann Jakob Röhrig?
3. Warum zog Röhrig trotz dieser Schwierigkeiten in den Krieg?

Die Schlacht aus der Sicht der Dichter

(Aus: Hagemann, Karen: Mannlicher Muth und teutsche Ehre, S. 271 (Arndt); Albrecht, Günter: Zur Literatur der Befreiungskriege, S. 176-177 (Eichendorff), S. 191 (Goethe))

1. Ernst Moritz Arndt

„Dies ist der Mann, der streiten kann
für Weib und liebes Kind;
Der kalten Brust fehlt Kraft und Lust,
und ihre Tat wird Wind.
Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Freiheit, Pflicht und Recht:
Dem frommen Mut deucht alles gut,
Es geht ihm nimmer schlecht.

Dies ist der Mann, der sterben kann
Für Gott und Vaterland,
er lässt nicht ab bis an das Grab
mit Herz und Mund und Hand.
So, deutscher Mann, so, freier Mann,
mit Gott dem Herrn zum Krieg!
Denn Gott allein kann Helfer sein,
von Gott allein kommt Glück und Sieg!"

2. Joseph von Eichendorff (geboren in Schlesien)

„...Und als ich, Bahn mir schaffend,
Zum Gipfel trat hinauf,
Da blitzten schon die Waffen
Ringsum die Länder auf.

Die Hörner hört ich laden,
Die Luft war streng und klar-
Ihr neuen Kameraden,
Wie singt ihr wunderbar!

Frisch auf, wir wollen uns schlagen,
So Gott will, übern Rhein
Und weiter im fröhlichen Jagen
Bis nach Paris hinein!"

3. Johann Wolfgang von Goethe

„Die Deutschen sind recht gute Leut:
Sind sie einzeln, sie bringen's weit;
Nun sind auch die größten Taten
Zum ersten Mal im Ganzen geraten.
Ein jeder spreche Amen darein,
Dass es nicht möge das letzte Mal sein."

Arbeitsaufträge

1. **An wen wendet sich Ernst Moritz Arndt mit seinem Gedicht?**
2. **Wozu fordert Arndt in diesem Gedicht auf?**
3. **Warum nimmt Arndt am Ende seines Gedichtes ausdrücklich Bezug auf Gott?**
4. **Welches Kriegsziel gibt Joseph von Eichendorff in seinem Gedicht aus?**
5. **Wie beurteilt Goethe die Völkerschlacht von Leipzig?**

Literatur:

Albrecht, G.: Zur Literatur der Befreiungskriege. Erläuterungen, Leseproben, Berlin, 1962.

Graf, G.: Die Völkerschlacht bei Leipzig in zeitgenössischen Berichten. Hilfsbücher für den Literaturunterricht, Leipzig 1991.

Hagemann, K.: „Mannlicher Muth und teutsche Ehre". Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der antinapoleonischen Kriege Preußens. Krieg in der Geschichte, Bd.8, Paderborn u.a. 2002.

Spindler, M./Kraus A.: Handbuch der bayerischen Geschichte. Das neue Bayern, von 1800 bis zur Gegenwart, Bd.4, Teilbd. 1, Staat und Politik, München 2003.

Schulbücher:

Treffpunkt Geschichte 2. Von der konfessionellen Spaltung bis zum Zeitalter der Revolution, 8. Jhgst. der bayerischen Realschulen, C.C. Buchner Verlag, Bamberg 1995.

Geschichte und Geschehen B3, Sekundarstufe I Baden-Württemberg, Ernst Klett Verlag, Leipzig 1999.

Entdecken und Verstehen 8. Vom Absolutismus bis zur Revolution 1848/49, sechsstufige Realschule Bayern, Cornelsen-Verlag, Berlin 2002.

AUTOREN

Florian Basel, RSL z.A., Lehrer für Realschulen an der Paul-Winter-Realschule in Neuburg a. d. Donau

Prof. Dr. Wolfgang Benz, Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der Technischen Universität Berlin

Andreas Hartmann M.A., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Alte Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Prof. Dr. Reinhard Heydenreuter, Archivdirektor am Bayerischen Hauptstaatsarchiv, außerplanmäßiger Professor für Bayerische Landesgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Carola Gruner M.A., wissenschaftliche Assistentin an der Professur für Theorie und Didaktik der Geschichte der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Prof. Dr. Hans-Joachim König, Professor für Geschichte Lateinamerikas an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Dr. Stefan Krimm, Ministerialrat am Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus

Prof. Dr. Leonid Luks, Professor für Mittel- und Osteuropäische Zeitgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Prof. Dr. Jürgen Malitz, Professor für Alte Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Prof. Dr. Gert Melville, Direktor der Forschungsstelle für Vergleichende Ordensgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Prof. Dr. Waltraud Schreiber, Professorin für Theorie und Didaktik der Geschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

PD Dr. Frank E.W. Zschaler, Vertreter der Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt

Universitätsbibliothek
Eichstätt